[...]iogr. c. 33 (1, 1/4

Digitized by Google

<36622475300016

<36622475300016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Der
Biograph.

Ersten Bandes. Erstes Stück.

Halle, in der Waisenhaus-Buchhandlung 1802.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich wenigstens acht, höchstens zwölf Stück, brochirt, in farbigem Umschlag. Vier Stücke machen einen Band von wenigstens 1 Alph. 8 Bogen. Der Preis des ganzen Bandes von vier unzertrennlichen Stücken ist 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr., wofür man ihn durch alle Buchhandlungen bekommen kann.

Der Biograph liefert in steter Abwechslung theils längere, theils kürzere Biographien merkwürdiger Menschen aus allen Ständen, deren Namen Kronos auf seine Zeittafel der drey letzten Jahrhunderte eingeschrieben hat. Mit eigentlichen Biographien wechseln von Zeit zu Zeit historische Abhandlungen, die mit der Biographik in enger Verbindung stehn, Beurtheilungen und kurze Auszüge aus neu erscheinenden biographischen Werken, so weit sie den Zeitraum, welchen sich der Biograph gesetzt hat, betreffen. Jedem Stück folgt ein historischer Anzeiger, welcher die im Lauf des Jahrs vorgekommenen Todesfälle solcher Personen enthalten soll, die auf irgend eine Art verdienen, von der achtsamen Muse der Geschichte auf ihrer Tafel für den künftigen Biographen des neunzehnten Jahrhunderts angemerket zu werden.

Ein literarischer Anzeiger wird als Beylage gratis ausgegeben, worin neue Bücher von den Herrn Autoren und Verlegern bekannt gemacht werden können. Bekanntmachungen, die nicht über 12 Zeilen betragen, kosten 8 Gr. oder 36 Kr. rhein. Längere zahlen für die Zeile 9 Pfen. oder 3 Kreuz. Die Anzeigen werden portofrey nebst den Einrückungskosten an die Verlagshandlung eingesendet, wofern man nicht mit ihr in Rechnung steht.

Digitized by Google

Biogr. C. 33 (1

Der Biograph.

Darstellungen
merkwürdiger Menschen
der
drey letzten Jahrhunderte.

Für Freunde historischer Wahrheit und Menschenkunde.

Erster Band.

Halle,
im Verlag der Waisenhaus-Buchhandlung
1802.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

An
die Leser des Biographen.

Eine Sammlung historischer Darstellungen aus der würklichen Welt, darf sich unter der jährlich wachsenden Menge von Zeitschriften und Flugblättern um so eher eine günstige Aufnahme versprechen, je mannichfaltiger das Bedürfniß der leser wird, und je gewisser vorauszusetzen ist, daß Viele, von den Widersprüchen einer so selten parteylosen literarischen Kritik und Politik, oder selbst von den bunten Spielen romantischer Dichtungen ermüdet, sich mehr nach solchen Unterhaltungen sehnen, welche für Kopf und Herz in gleichem Grade bildend werden können.

Dies ist das Ziel, welches sich schon mehrere sehr achtungswerthe Herausgeber periodischer Schriften, es ist auch das Ziel, welches sich die Verfasser des Biographen gesetzt haben. Nicht sowohl tiefgehende, historisch-biographische Untersuchungen liegen in ihrem Plan. Dazu scheinen ihnen Zeitschriften, welche auf ein zwar gebildetes, aber doch vermischtes Publikum berechnet sind, nicht der bequemste Ort zu seyn. Aber eben so wenig sind sie gemeint, die strenge historische Wahrheit jemals der bloßen Unterhaltung aufzuopfern.

Digitized by Google

Zwar fehlt es uns auch in Deutschland nicht an ähnlichen Sammlungen, und unter ihnen zeichnen sich einige durch Gründlichkeit, andre durch Anmuth des Vortrags aus. Aber man kennt unsre Lesewelt. Einem großen Theil derselben, ist die Literatur des vorletzten Decenniums schon ein unbekanntes Land. Eine Menge trefflicher Werke stehen bestäubt in den Bibliotheken in Reihe und Glied. Dem Kenner sind sie unvergessen. Er benutzt sie, wo er sie nöthig hat, und kehrt gern zu ihnen zurück. Wie groß ist aber die Anzahl der Dilettanten gegen die der Kenner und Künstler! Und doch verdienen auch diese, daß man für sie sorge.

Eben daher ist es auch nicht die Absicht der Verfasser des Biographen, nur die merkwürdigen Männer und Frauen auszuheben, deren Leben selten oder doch schlecht beschrieben ist. Sie wünschen im Gegentheil dazu beyzutragen, daß das Andenken an die, welche ihr Verdienst, oder ihr Schicksal vorzüglich merkwürdig, und daher auch oft zum Gegenstande biographischer Bearbeitung gemacht hat, ihren Zeitgenossen wichtig bleibe, allerdings aber auch das von Mitwelt und Nachwelt zu wenig bemerkte Verdienst hervorgezogen werde.

Mehrere verdiente Biographen — nicht nur die Herausgeber großer historisch-biographischer Werke, wie Bayle, Chaufepied, Marchand, L'Ad-

Digitized by Google

vocat, die Verfasser der Biographia britannica — auch Männer, wie Paul Freyer, Niceron, Schröckh, und andre beschränkten ihren Plan durch keine engen Zeitperioden, und ließen zum Theil in ihren Schriften die großen Männer des Alterthums mit denen der neueren Zeit zugleich erscheinen. Nach reiflicher Ueberlegung, schien es aber doch denen, welche den ersten Plan dieses Biographen entwarfen, rathsamer zu seyn, sich weder zu enge noch zu weite Grenzen für ihre Arbeit zu stecken. Wenn ein vortrefflicher Schriftsteller unsrer Zeit, Herder, in seiner Adrastea sich das verflossene Jahrhundert, als das uns nächste, von dem wir unsre Bildung oder Misbildung erlangt haben, zum Ziel seiner philosophisch-historisch-biographischen Betrachtungen setzte, so steckten sie es etwas weiter hinaus, und wählten die drey letzten Jahrhunderte, ohnstreitig — wie aus dem vorangeschickten Ueberblick anschaulich werden kann — eine der denkwürdigsten Epochen in der ganzen Menschengeschichte.

Sie wollten belehren — wollten historisches Wissen befördern und berichtigen — aber sie wollten allerdings auch unterhalten. Eben dies schien es ihnen nöthig zu machen, alle ängstliche Ordnung, alles chronologische oder synchronistische auszuschließen. Es ist ja nicht die Rede — weder von einer politischen, noch literarischen — noch artistischen Geschichte der drey letzten Jahrhunderte. Der Bio-

graph wird und soll recht eigentlich einer Bildergallerie historischer Gemählde gleichen, in welcher der Leser in Stunden der Muße mit Vergnügen verweilen soll.

Wer erwartet dort eine Anordnung der Gemälde nach der Jahrzahl ihres Entstehens, oder gar des Zeitraums, wo geschah und lebte, was und wen sie darstellen? Der Ordner der Gallerie hat andre Gesichtspuncte! Ihn bestimmt das Licht und der Schatten, dessen jedes bedarf — der Kontrast des Hellen und Dunkeln, die Manier der Künstler, selbst die größere oder kleinere Form. Der Rahmen sogar und die Einfassung wird beachtet. Auch der Biograph wird in seiner Anordnung nicht fragen nach Jahrzahl — Nation — Geschäft und Charakteren. Andre Rücksichten werden ihn leiten.

Wer fordert dort, daß ein Gemählde eben so vollendet sey, als das andre, so ausgeführt jeder Zug, so fleißig Anzug wie Gesicht? Der kräftige Rembrand und Rubens darf gar wohl mit dem fleißigen Correggio und dem überfleißigen Van der Werft wechseln. Auch der Biograph wird bald ausführliche Biographie, bald bloße Skizzen des Lebens und Charakters seiner Personen geben. Jeder Mitarbeiter wird seine Manier beybehalten — und man wird es so wenig tadeln, als verkennen, wenn dem einen an historischer Genauigkeit, dem andern

an Vollständigkeit, dem dritten an Lebendigkeit der Darstellung, dem vierten an feiner Charakteristik durch psychologische Entwicklung, einem fünften vielleicht an Vertheidigung oder Hervorziehung verkannter Verdienste am meisten gelegen ist. Selbst in der Wahl und in dem Urtheil über die Personen, wird man den eigenthümlichen Charakter der Verfasser nicht übersehn, und es dürfte sogar oft lehrreich seyn, das Leben desselben Mannes von ganz verschiedenen Gelehrten und aus ganz verschiedenem Gesichtspuncte bearbeitet zu lesen.

Der Biograph wünscht in einem großen Kreise der Lesewelt eine freundliche Aufnahme. Dies macht es ihm zur Pflicht, die Personen nicht einseitig zu wählen. Daher wird möglichst, und so weit die Mitarbeiter dazu mitwirken, dafür gesorgt werden, daß einzeln in jedem Band, das Leben der in der politischen, in der literarischen, in der militairischen, in der Kunst- und der Privat-Geschichte merkwürdigen Menschen aufgestellt erscheine.

Schon in der ersten Ankündigung sind die Namen mehrerer Gelehrten, welche sich zu dieser Zeitschrift verbunden haben, genannt worden. Sie waren sämmtlich in Halle, namentlich die Herren Professoren Eberhard, Gilbert, Klügel, Knapp, Niemeyer, C. u. M. Sprengel, Voß u. Pr. Wagnitz. Hiezu sind seit dem noch mehrere auswärtige getreten, von

denen wir nur vorläufig H. Abt Henke und H. Hofr. Remer, H. Dompred. Augustin, H. Pred. Fulda nennen dürfen, zu welchen noch mehrere andere in militairischen und andern Fächern kommen werden, zu deren Nennung wir noch keine bestimmte Erlaubniß haben. Willkommen wird uns außerdem jeder geschickte und thätige Mitarbeiter seyn, wenn er sich deshalb an die Verlagshandlung wendet, und mit uns über die Bedingungen einig werden kann.

Jedes Stück wird zugleich einen historischen Anzeiger, der seit dem Anfange des laufenden Jahres verstorbenen merkwürdigen Männer nebst einer kurzen Nachricht von ihrem Leben enthalten, ohne dadurch im geringsten dem so verdienstlichen und höchst lehrreichen Nekrolog des H. P. Schlichtegroll in den Weg treten, oder ihn entbehrlich machen zu wollen.

Der literarische Anzeiger, welcher wie in andern Journalen als Beylage angehängt wird, soll Schriftstellern und Verlegern zu Bekanntmachungen ihrer Werke und ihres Verlags, unter den auf dem Umschlage bemerkten Bedingungen, dienen.

Und so schließe sich denn unser Biograph an die Reihe so vieler seiner Zeitgenossen unter den periodischen Schriften an. Daß man seinem Aeußeren in keiner Lesebibliothek, in keinem Studierzimmer, selbst bey keiner Toilette den Zutritt versagen — dies wird die Sorge der Verlagshandlung seyn. Und — daß man Unterricht und Unterhaltung in seiner Gesellschaft finden werde, das verbürgen die Namen so mancher Verdienstvollen, die durch sein Organ zum Publikum sprechen wollen.

Ueber-

Ueberblick
der drey letzten Jahrhunderte
aus dem
Gesichtspunkt der Biographik.

Eine vorbereitende Abhandlung.

Digitized by Google

Mit dem sechzehnten Jahrhundert eröffnet sich vor dem Auge des Beobachters eine neue Welt. Was man hundert Jahr früher kaum für möglich hielt, wird auf einmal zur Wirklichkeit. Der Geist der Menschen nimmt einen kaum geahndeten Schwung. Unauflösbar scheinende Fesseln zerreißen wie dünne Fäden. Große Revolutionen werden unmerklich vorbereitet, und haben in der bürgerlichen Welt, wie in dem Reich der Wissenschaften Umwälzungen zur Folge, über welche noch die spätesten Enkel erstaunen werden. Schwerlich giebt es noch eine Zeitperiode, die so fruchtbar an großen Thaten, an nie gehofften Entdeckungen, und an seltnen Geistern war, als die drey letzten Jahrhunderte.

Zu den unerläßlichen Pflichten des philosophisch-pragmatischen Geschichtsschreibers, gehört die Angabe und Entwicklung der Quellen, woraus die Begebenheiten, die einen bedeutenden Einfluß auf die Menschheit oder doch auf die Nation hatten, deren Geschichte er erzählt, geflossen sind. Sie liege theils außer ihr, theils in ihr selbst. Außer ihr, wenn eine Begebenheit, die sich unter fremden, vielleicht fernen Nationen zutrug, mächtig auf sie gewirkt hat. Dieser Fall ist der seltnere. Er tritt fast nie ein, ohne daß nicht zugleich in

der Nation selbst Veranlassungen oder ihr eigenthümliche Ursachen hinzukommen sollten.

Diese innern Ursachen findet man entweder in dem Geiste, dem Character, und der physischen und moralischen Beschaffenheit der ganzen Nation, oder in dem Geiste, dem Character, den Plänen, Zwecken und der ganzen Handlungsart einzelner Personen aus derselben, welchen sie die Leitung ihrer Angelegenheiten anvertrauet hat, oder die sich in dieselben einen kräftigen Einfluß erworben haben. Diese Männer sind nicht nur die Urheber wichtiger Begebenheiten in ihrer Nation, sondern sie tragen auch wesentlich dazu bey, den Character derselben zu bilden. Wenn Themistocles die Schiffsmacht der Athenienser gründet, wenn Elisabeth ihre Unterthanen zum Seehandel führt, wenn Colbert Schöpfer von Frankreichs Fabriken und Manufacturen wird, so sind dieses Wirkungen, die Jahrhunderte fortdauern, und die der Nation die Hauptzüge ihrer Sinnes- und Handlungsart eindrücken.

In den schönen Zeiten der Griechen und Römer, nennt uns die Geschichte die Namen mehrerer Männer, denen die Nation ihre beßre Gestalt verdankte, die ihr eine politische Größe gaben, oder sie zur Cultur und Aufklärung führten. Die rohen Krieger der mittlern Jahrhunderte waren wenig geschickt, ihren Einfluß zu gebrauchen, ihrer Nation einen bleibenden Werth in irgend einer Hinsicht zu geben; oder hatten sie auch die Fähig-

keit und den Willen, erhoben sich gleich über den Geist ihrer Zeiten ein ostgothischer Dieterich, ein fränkischer Carl, ein englischer Alfred, so zerstörte doch das nächste Menschengeschlecht wieder die kaum aufgekeimte Saat, und nur wenige Spuren ihres Werks und seiner Wirkung werden durch eine genaue Nachforschung entdeckt. Mit desto größerem Erstaunen erblicken wir in diesen barbarischen Zeiten, die einander an Zweck, Mittel, Gelingung und Dauer, so ähnlichen Werke zweyer Männer, deren Zusammenstellung nur die Entfernung der Erdtheile und der Zeit verhinderte, und religiöser Mißverstand ehemals für Sünde erklärt haben würde, Muhammed und Gregor VII. Beyde bedienten sich der Religion, sich und ihre Nachfolger zu Oberhäupter eines Theils der Erde zu erheben, nur mit dem Unterschiede, daß Muhammed und seine Nachfolger eine Zeitlang mit der Herrschaft über Glauben und Gewissen eine unmittelbare weltliche Herrschaft verbanden, da Gregors und seiner Nachfolger weltliche Herrschaft nur mittelbar war; daß Muhammed seine Nachfolger von einer höchst unvernünftigen Viel- und Abgötterey zu der Anbetung eines einzigen Gottes, und einer vernünftigen natürlichen Religion, mit einigen, dem Orientalen nöthigen, Ceremonien aufgestutzt, führte; dahingegen Gregor die vortreffliche, aber kaum mehr kenntliche Lehre Jesu noch mehr verkehrte, und das, was man in Muhammeds Religionssystem vornemlich tadeln

muß, Despotismus eines einzigen über Glauben und Gewissen, und Verdienstlichkeit der Ausübung der Ceremonien, welche jede Religion vorschreibt, theils in das Christenthum einführte, theils vermehrte. Aber der occidentalische geistliche Despot verstand es besser, als der orientalische, seine Herrschaft lange zu erhalten. Die Califen erlaubten ihren Unterthanen, ihren Verstand durch die Wissenschaften aufzuklären, und gingen ihnen mit ihrem Beyspiel darin vor. Der Nimbus, der Muhammeds Nachfolger umgab, wurde nun von der gereinigten Vernunft bald durchschaut, und verschwand. Man entriß den unwürdigen Prinzen, die den Thron der Abubecker und Omar einnahmen, ihre weltliche Herrschaft, und ließ ihnen auch die Aufsicht über die Religion nur in einem so geringen Maaße, daß sie durch dieselbe nur selten, und nur etwa durch einen Frömling auf politische Angelegenheiten wirken konnten. Nicht so Gregors Nachfolger! Manche Umstände unterstützten ihre schlauen und wohlberechneten Maaßregeln, die menschliche Vernunft lange in einer tiefen Herabwürdigung zu erhalten. Ihre Tyranney hatte die Ketten so fest geschmiedet, daß die Last derselben den höchsten Grad erreichen mußte, ehe sie die Abendländer bewegen konnte, sie zu zerbrechen, und sich Roms Herrschaft theils ganz zu entreißen, theils ihr Schranken zu setzen, die man seit dieser Zeit immer enger gezogen hat.

Dieses geschah im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Die Vernunft, die Klugheit, die Politik, die Gelehrsamkeit haben seitdem ihr Gebiet stets erweitert. Groß ist die Zahl der Männer, die dazu ihre helfende Hand geboten haben; durch deren Bemühung und Einfluß der Thron des Aberglaubens so erschüttert ist, daß man seinen völligen Umsturz hoffen darf; durch welche die Fürsten belehrt sind, daß nicht allein Schwert und Siege ihre Macht vergrößern, sondern auch, und weit mehr, die Beförderung des Wohlstandes ihrer Unterthanen, die Unterstützung der Betriebsamkeit derselben, die Vermehrung der erwerbenden Menschenzahl in ihren Ländern; durch deren Anweisung und Beyspiel endlich die ächte Gelehrsamkeit die Oberhand erhalten hat, das Schulgeschwätz der Systeme den menschlichen Verstand nicht mehr in Schranken einenget; in der Theorie nicht Autorität, sondern Gründe und richtige Folgerungen gelten, und alle Wissenschaften für das praktische Leben brauchbar gemacht werden. Es ist der Zweck dieser Zeitschrift, die Leser mit den Männern genauer bekannt zu machen, die unsre Dankbarkeit dadurch verdienen, daß sie in jener höchst merkwürdigen Periode der drey letzten Jahrhunderte diese Verbesserungsart bewirkt, oder durch Rath und That wesentlich dazu beygetragen haben. Sie werden aber auch diejenigen ans Licht ziehen, die ihr merklich widerstrebt, und aus Bosheit oder Unvernunft ihren Fort-

gang aufgehalten haben. Welches die wichtigsten Männer beyder Art waren, auf welchem Posten sie die Vorsehung stellte, welches ihr Verhältniß zu dem Ganzen war, soll diese vorläufige Abhandlung zeigen, indem sie vorläufig einige Hauptzüge aus ihrem Leben, und von ihrem Character hinwirft. Geschicktere Hände werden alsdann das Bildniß derjenigen ausmahlen, die sie davon auswählen.

Noch einmal — mit dem sechszehnten Jahrhunderte entstand eine neue Welt! Die so lange fortgesetzten und immer wieder erneuerten französisch-italiänischen Kriege, hatten die europäischen Cabinette zuerst gelehrt, die feinen Künste der Staatsklugheit mit den Waffen zu verbinden. Das am Ende des funfzehnten Jahrhunderts entdeckte America, und der neu aufgefundene Weg nach Ostindien zogen die Aufmerksamkeit der europäischen Nationen auf sich, und es ließ sich voraus berechnen, daß dadurch eine außerordentliche Veränderung hervorgebracht werden mußte. Die Wissenschaften waren nach dem westlichen Europa zurückgekehrt. Gegen die Schulen der Scholastiker, die den Verstand zwar in gewisser Hinsicht schärften, ihn aber mit unnützen, kleinlichen, von allen übrigen Wissenschaften abziehenden Grübeleyen beschäftigten, kämpften die Nachfolger der platonischen Philosophie, und die viel furchtbarern Freunde der schönen Literatur, die in den Schriften der Griechen und Römer bessern

Unterricht fanden, einen Erasmus an ihrer Spitze, mit Spott und Ernst. Der Gelehrsamkeit stand eine allgemeine Revolution bevor, und mit ihr der herrschenden Kirche. Denn die Klagen aufgeklärter Männer über die Verkehrung der Religion, und über den tyrannischen Druck und die schändliche Lebensart ihrer Diener waren so laut, und wurden mit so vielem Ungestüm vorgetragen, die römische Curie achtete dabey so wenig auf den Geist der Zeit, suchte so wenig das Ungewitter zu beschwören, daß ein Ausbruch unvermeidlich wurde.

Er erfolgte bald! (1517) Der kühne, ungestüme, nicht auf Person, nicht auf Verhältnisse, nur auf die Sache sehende Luther trat auf, durch Tetzels unverschämten Ablaßverkauf gereitzt; die Gemeinmeinung *), das brennende Gefühl der Nothwendigkeit einer Verbesserung unterstützte seinen Eifer. Die Wirkung seiner Predigt erregt Erstaunen. Nicht wenig trugen zu dem reißenden Erfolge, der Rath, die Leitung, die Mäßigung, die Arbeiten, des gründlich gelehrten, Luthers Rauheit mäßigenden, friedliebenden Melanchthons bey. Wir unterlassen die Namen der übrigen Vertheidiger der Wahrheit zu nennen, die Luthern beystanden. G. Spalatin unterstützte ihn nicht bloß mit seinen Schrif-

*) Man sagt Gemeingeist (public spirit); warum will man nicht Gemeinmeynung sagen? Offenbar drückt das Wort mehr aus, als öffentliche Meinung.

ten. Was der Unterricht dieser Gelehrten an der einen Seite that, das that an der andern der Spott eines Hutten, der eben so wie Sickingen, auch gern das Schwerdt für Luthers Sache gezogen hätte, eines Bilibald Pirckheimer, und andrer, welcher die Sylv. Prierias, die Johann Ecks u. a. heftig traf. Mit gleichem Erfolge stritt in der Schweiz gegen Roms Unterdrückung, und sah frühzeitig weiter, Zwingli, ein rechtschaffener Mann, von vorzüglichen philologischen Kenntnissen, ein gewinnender Redner, und sanft und gefällig in seinen Sitten. Männer von großem Werthe vereinigten sich mit ihm, der gelehrte und sanfte Oecolampadius, der Melanchthon der reformirten Kirche, Leo Juda, Capito und Bucer. Was Zwingli und diese Männer gegründet hatten, das führte Chauvin (Calvin) völlig aus, ein gelehrter, aber bis zur Intoleranz strenger Mann. Warum mußte der Funke, den Carlstadt herausschlug, zwischen den beyden aufrichtigen Freunden der Wahrheit, Luther und Zwingli, den traurigen Streit erregen, der dem Fortgange der guten Sache länger als ein Jahrhundert die schädlichsten Hindernisse in den Weg legte!

Auch Carlstadt war Schwärmer zwar, aber kein böser Mann, wenn gleich nicht frey von Ehrgeiz. Einen grausamen und blutigen Character hatte hingegen die Schwärmerey der ersten Widertäufer, deren Predigt

die christliche Glaubensfreyheit in Gesetzlosigkeit verkehrte. Sie hatten Einfluß auf den schrecklichen Bauernkrieg in Süddeutschland, wenn gleich Verzweiflung dem unglücklichen Landmanne die ersten Waffen in die Hand gab. Mit verwüstender Grausamkeit wurde er von den Bauern geführt, aber dreyfach übertrafen ihre Sieger sie an Blutgier. Georg Truchseß von Waldburg, der geschickte General des schwäbischen Bundes, ließ die Unglücklichen bey Tausenden niederhauen, verbrennen, und auf andre Art hinrichten. Mit Schaudern und Abscheu liest man die schreckliche Rache eines ersten Dieners der Religion, des Bischofs von Bamberg, Conrad von Thüngen, der mit einem Haufen Büttel und Soldaten von Ort zu Ort zog, und seine Unterthanen hinrichten oder verstümmeln ließ. Nicht so der weise Kurf. Ludwig von der Pfalz, der auch seinen Adel zu sanften Mitteln und zur Nachgiebigkeit zu bereden wußte. Das nördliche Deutschland blieb nicht verschont, Thomas Münzer führte die Bauern in Thüringen zum Aufruhr und auf die Schlachtbank. Diese wilde Schwärmerey wurde weiterhin von zwey Wiedertäufern, Johann Matthieson und Johann Bockold in der Stadt Münster erneuert. Das Reich Christi und des neuen Jerusalems, das sie daselbst errichteten, konnte erst nach einem blutigen Kriege zerstört werden. Daß die Wiedertäufer darauf ihre Grundsätze änderten, und eine friedliche

harmlose Religionspartey wurden, verdankten sie hauptsächlich Menno Simons, von welchem sie den Namen Mennoniten annahmen.

Luthers Zeiten waren die Periode großer Männer. Nie sah Europa auf seinen Thronen zugleich so viele merkwürdige Regenten, als in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. In Deutschland und Spanien herrschte der staatskluge, versteckte, herrschsüchtige Carl V, der Stifter der Größe des Hauses Oestreich, der in Castilien nach Ueberwindung des Vertheidigers der Rechte der Nation Don Juan de Padilla, und seiner Wittwe Maria Pacheco den Königen Uneingeschränktheit erwarb, in Deutschland aber vergeblich aus der Uneinigkeit der Stände der Religion wegen, gleiche Vortheile zu erkämpfen hoffte. Zwar unterlagen seinen Waffen, durch den Eigensinn und den Mangel an Staatsklugheit des Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, dieser Kurfürst selbst, (1546), der einsichtsvolle und kriegerische Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen, der unruhige leidenschaftliche Herzog Ulrich von Wirtemberg, und die ganze protestantische Partey. Allein Moritz, Johann Friedrichs Nachfolger im Kurfürstenthum, ein noch geschickterer Meister in der Kunst sich zu verstellen, als Carl, und ein vortrefflicher Feldherr, endigte Oestreichs lange genährte Hoffnung, und rettete Deutschlands Freyheit und die protestantische Religion

daselbst von ihrem Untergange. (1552) Bedeutende Rollen spielten in diesen Angelegenheiten der streitsüch-tige Feind der Protestanten, Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, und der Verheerer sei-nes Vaterlandes, Markgraf Albrecht von Branden-burg Culmbach. Mit Moritz Siegen fiel auch von selbst das von Carln aufgestellte Glaubenssystem, das Interim weg, von dem übrigens toleranten Julius von Pflug, Michael Halding, und dem zweydeutigen Agricola verfertigt. Aber wahrscheinlich würde Carl mit Ausführung seiner Pläne fertig geworden seyn, ehe Moritz sein Schwerdt hätte ziehen können. Auch möch-te desselben Hülfe nicht zugereicht haben, wenn nicht zwey andre Gegner, der Sultan Soliman II. und der K. Franz von Frankreich, den Kaiser lange beschäff-tigt, und ihn gezwungen hätten, seine Aufmerksamkeit von Deutschland abzuziehen. Soliman II. der letzte in der Reihe der großen gefürchteten Sultane der Os-manen, war ein staatskluger Regent, und ein sieg-reicher Krieger. Er stand dem Johann von Zapo-lya, Gr. von Zips bey, sich im Besitze eines großen Theiles von Ungarn zu erhalten, in welchem Staate der Graf nebst dem Erzherzoge Ferdinand, Carls Bru-der, zum Könige gewählt war, bedrohete mehr wie ein-mal die östreichischen Länder, belagerte Wien, und ließ die italiänischen Küsten durch seinen Admiral Hayra-din Barbaroßa, Herrn von Algier, ausplündern.

Der Kaiser that gegen diesen letzten einen glücklichen und einen unglücklichen Ritterzug. Anhaltender und Carls Aufmerksamkeit bis gegen das Ende seiner Regierung erfordernd war die Gegenwirkung des Königs von Frankreich Franz I. Persönlich tapfer, mehr muthiger Krieger als geschickter Feldherr, hinlänglich fähig, eine Staatsangelegenheit von der rechten Seite anzusehen, aber bieder und rechtschaffen, und daher stets von dem schlauen, arglistigen Carl hintergangen, sich den Vergnügungen und den Wollüsten überlassend, und daher von Weibern und Hofleuten regiert und irre geführt, thätig nur erst alsdann, wenn die Gefahr aufs höchste gestiegen war, lag er in allen Kriegen mit Carln unter, und erneuerte viermal den Widerstand gegen ihn vergeblich. Durch die Kabalen seiner Mutter Luise von Savoyen verlor er seinen geschickten General, den Connetable Carl von Bourbon; die Ränke der Hofleute entrissen ihm den besten Admiral seiner Zeit, Andreas Doria, den edlen Freund seines Vaterlandes, Genua. Das Gute, welches er für dasselbe that, war aber in Gefahr, von dem Grafen von Fieschi sogleich wieder über den Haufen geworfen zu werden.

In der Mitte zwischen diesen beyden königlichen Nebenbuhlern stand der König von England Heinrich VIII. ohne von dieser glücklichen Stellung irgend einen Gebrauch zu machen, der seinem Reiche einen wahren Vortheil gewährt hätte. Sein wollüstiges Tempe-

rament und ein üppiges, dem Vergnügen und den Lustbarkeiten gewidmetes Leben verhinderte ihn nicht, ein grausamer, das Blut seiner Unterthanen seinen despotischen Maaßregeln aufopfernder Tyrann zu seyn, wozu ihm sein von ihm, in dem Dünkel ein großer Theologe zu seyn, selbst erfundenes Religionssystem, und sein Frauenwechsel Gelegenheit genug gaben. Sein Minister Wolsey herrschte im Anfange seiner Regierung statt seiner. Der weise und rechtschaffene Erzbischof Cranmer und der Minister Thomas Cromwel leiteten ihn später wider seine Absicht zur Beförderung der Reformation in seinem Reiche.

Glücklicher war ein Theil des Nordens in dem Besitze eines vortrefflichen Regenten. Die Schweden hatten gegen den schwermüthigen, blutdürstigen Christian II. die Waffen ergriffen, und einen ihrer Edlen, Gustav Wasa, auf den Thron gesetzt. Seine Tapferkeit machte sein Vaterland wieder zu einem unabhängigen Reiche, welches es seit der Calmarer Union häufig nur dem Namen nach gewesen war. Durch eine Regierung voll wahrer Regentenweisheit, gab er den anarchischen Schweden eine völlig neue Gestalt, und entriß es besonders der Herrschsucht und der Aussaugung der Pfafferey. Ein unbedeutender Character war hingegen der König von Dännemark Friedrich I. den nur das Bedürfniß seiner Unterstützung bey der Vertreibung Christians II. den Thron gab. (1534) Mit Ta-

pferkeit und Klugheit schwang sich Christian III. Friedrichs Sohn auf denselben, gegen die Bemühungen der Hansa, und besonders der Stadt Lübeck, die von den Oberhäuptern einer Partey G. Wullenweber und M. Meier irre geführt wurde. Seine weise Erhaltung der innern und auswärtigen Ruhe erwarb ihm die Liebe seiner Unterthanen, unter denen er die protestantische Kirche befestigte. Gleich glücklich war Polen im Besitz seines Regenten, des die Gränzen seines Staates erweiternden, die Rechte der Krone gegen die Eingriffe der Stände mit großem Verstande, und ohne der Stände Rechte zu kränken, schützenden, die Liebe der Nation besitzenden Königs, Sigismund I. Ihm unterwarf sich und das Land seines Ordens Albrecht, Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, ein gebohrner Markgraf von Brandenburg. (1525) Der schwache, übel geleitete Prinz wurde von ihm zum ersten Herzoge von Preußen ernannt.

Diese Regenten, die mehr Güte als Größe bezeichnet, Gustav Wasa ausgenommen, wurden weit übertroffen von Rußlands Großfürsten Iwan II. (1533) der, hätte er nicht durch blutige Grausamkeit seinen Ruhm verdunkelt, wenigen großen Männern weichen würde. Als Krieger legte er den Grund zu der ungeheuren Ausdehnung der Gränzen des russischen Reichs, durch Eroberung der Staaten Kasan und Astracan, der Kabardey, und eines Theils von Sibirien. Er

zeigte

zeigte sich als einen geschickten Staatsmann in den Streitigkeiten über Livland und Esthland, wenn er auch darin seinen Zweck nicht erreichte. Als Regent endlich arbeitete er mit so vieler Einsicht, Zweckmäßigkeit und Thätigkeit, sein völlig barbarisches Volk zu civilisiren, daß, hätten seine Nachfolger diese Eigenschaften auch nur in einem mindern Grade besessen und angewandt, es der Reformen eines Peters des Großen nicht würde bedurft haben.

Man verweilt desto lieber, und mit desto größerer Aufmerksamkeit bey der Periode, die wir jetzt verlassen, je trauriger sich diejenigen Zeiten unserm Blicke darstellen, die fast hundert Jahre lang darauf folgten, obgleich unter den Personen, die darin den Gang der Begebenheiten leiten, große und ausgezeichnete Charactere sind.

Ferdinand I. seines Bruders Carls V. Nachfolger auf dem deutschen Kaiser-Throne, war ein thatenloser Prinz von beschränktem Geiste. Vortreffliche Regenten-Eigenschaften besaß sein Sohn Maximilian II., Deutschlands Ruhe wäre vielleicht erhalten worden, wenn die Vorsehung sein Leben länger gefristet hätte, ohne daß indessen diese, sein Volk glücklich machenden Tugenden einen politisch großen Mann bildeten. Seines Sohns, Rudolphs II. des Goldkochers und Nativitätenstellers äußerste Sorglosigkeit und Ungeschicktheit in Staatsangelegenheiten, gaben dem Feuer, wel-

ches ungeachtet des Augsburger Religionsfriedens stets unter der Asche fortgeglimmet hatte, so viele Nahrung, daß es unter seinem Nachfolger, dem abgestumpften Matthias, der den Zudringlichkeiten seiner Verwandten und erkauften Minister nicht widerstehen konnte, in einer schrecklichen, lange fortdauernden Flamme ausbrach. Ignatius von Loyola, ein verwundeter spanischer Officier, ein beschränkter aber höchst schwärmerischer Kopf hatte den Orden der Jesuiten gestiftet, (1540) den aber nicht er, sondern die klügern Köpfe eines Lainez, Salmeron u. a. zur Stütze des Pabstthums und zur Schutzwehr gegen alle Versuche in den katholischen Ländern Aufklärung zu verbreiten, auszubilden, seine Mitglieder zu Herrn und Regierern des Verstandes und des Gewissens der Regenten und aller Personen von Einfluß in jenen Ländern zu erheben, und den Orden dadurch zum Mittelpunkte aller Verhandlungen und Unternehmungen von Wichtigkeit zu machen verstanden. Den Prinzen, dessen Namen man jetzt noch in Deutschland mit Abscheu nennt, den bis zur Treulosigkeit und Blutgier bigotten Ferdinand II., Matthias Nachfolger, der Carls V. Herrschsucht besaß, ohne Carls Geist zu haben, hatten Jesuiten erzogen. Von ihnen geleitet, zündete er das Feuer des Kriegs an, und unterhielt es, das dreyßig Jahr lang (1618 — 1648) unaussprechlichen Jammer über unser Vaterland brachte, und erst unter seinem Sohne Ferdinand III.

einem unbedeutenden Werkzeuge der Geistlichen und eigennütziger Minister, gelöscht wurde.

Allgemeine Unglücksfälle führen große Thaten herbey. Die sie erregen, die sie abwehren oder endigen, können nicht zu der gemeinen Menschenklasse gehören. An beyden Seiten kämpften im dreyßigjährigen Kriege vortreffliche Generale, und unterhandelten geschickte Staatsmänner. Ohne die Klugheit des Kurfürsten Maximilian von Bayern, und ohne die Kriegsgeschicklichkeit des Generals desselben, Tzerclas von Tilly, wäre der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, den die Böhmen gegen Ferdinand II. zum Könige wählten, schwerer überwunden: so wenig fähig er sich zeigte, an der Spitze einer Unternehmung zu stehen, die nur durch ihren Anführer selbst gelingen konnte. Durch den ganzen Krieg wirkte der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg I. widrig gegen die Vertheidigung der deutschen Constitution, und der protestantischen Religion, und unterstützte unmittelbar oder mittelbar die östreichischen Waffen, verleitet von seinem Hofprediger Hoe von Hoenegg, den schwerlich sein Haß gegen die Reformirten allein dazu bewog. Vertheidigt wurde die Sache des pfälzischen Kurfürsten eine Zeitlang durch den Grafen Ernst von Mansfeld, einen der ersten Krieger in dieser, an geschickten Feldherrn reichen Periode; kühn und schlau in Anlegung seiner Plane, schnell und thätig in ihrer Ausführung, und unerschöpf-

lich in seinen Hülfsmitteln. Ihm gleich an Kühnheit und Thätigkeit, voll persönlichen Muthes, aber mehr Freybeuter als General, war sein Kriegsgefährte, Herzog Christian von Braunschweig; weit unter ihnen stand ihr dritter Gehülfe, der Markgraf von Baden-Durlach, Georg Friedrich. Tilly besiegte sie sämmtlich. Eben so wenig halfen die Angriffe des Fürsten von Siebenbürgen Gabor Betlen der Sache des Kurfürsten auf, und es stand in Oestreichs Gewalt, den Krieg durch einen billigen Frieden zu endigen. Allein bey dem Drucke, den Tilly Hessen und dem niedersächsischen Kreise wiederfahren ließ, riefen die Stände dieses Kreises den König von Dännemark, Christian IV. zu Hülfe; einen thätigen unternehmenden, einsichtsvollen Prinzen, und keinen ungeschickten General. Aber er, Mannsfeld und H. Christian waren gleichwohl Tilly und dem kaiserlichen General Albrecht von Wallenstein nicht gewachsen, und Dännemark wurde von dem letzten zum Frieden gezwungen. Der überall sieghafte Wallenstein war einer der größten Generale seiner Zeit, ein harter, wilder Mann, dessen Strenge in Grausamkeit überging, von einem gränzenlosen Stolze, unfähig Widerspruch zu ertragen, oder sich von andern Vorschriften geben zu lassen; ein Abgott der Soldaten, denen er keine Ausschweifung verwehrte. Der protestantischen Kirche schien in Deutschland, wo nicht der völlige Untergang, doch eine

zweifelhafte Toleranz bereitet zu seyn. Die deutschen Stände waren in Gefahr, aus herrschenden Fürsten in östreichische Stände verwandelt zu werden, denen und deren Häusern in Ermangelung des Gehorsams der Kaiser aus eigener Gewalt ihre Länder und ihren Stand nehmen konnte. Aber plötzlich veränderte der König von Schweden, Gustav Adolph, durch seine Theilnahme an dem Kriege die Scene. Dieser vortreffliche Prinz übertraf an Kenntniß in der Kriegskunst seine Zeitgenossen, besonders weil er sie mehr als seine Vorgänger wissentschaftlich behandelte, und in dieser Hinsicht Epoche in derselben machte. Er war ein eben so geschickter Staatsmann, und hatte in den Cabinetsunterhandlungen einen Gehülfen von gleich tiefen Einsichten an seinem Kanzler Axel Oxenstierna. Die Schlacht bey Lützen raubte zwar der Erde diesen vortrefflichen und tugendhaften Mann, allein er hatte Feldherrn gezogen, die an seine Stelle traten. Keiner von den feindlichen Generalen glich dem Herzog Bernhard von Weimar, Bannern, besonders Leonhard Torstensohn, dem größten General nach Gustav Adolph im dreyßigjährigen Kriege, mit dem sich vielleicht nur der Bayer Johann von Werth messen durfte. Mit gleichem Ruhm führte der Marschall von Guebriant die Alliirten der Schweden, die Franzosen an. Unter den deutschen Fürsten hatten die Schweden keinen so zuverläßigen Freund, als den Landgrafen von Hessen-Cassel, Wilhelm V.

und nach desselben Tode, seine Wittwe, die einsichtsvolle Amalie Elisabeth. Zweifelhafter war der Beystand des Lüneburgischen tapfern Herzogs Georg, und höchst schädlich die Annahme des Goslarschen Friedens von Christian Ludwig, seinem Nachfolger und dem gelehrten Herzog August von Wolfenbüttel. Als aber der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, die Regierung antrat, und der an den kaiserlichen Hof verkaufte Graf Adam von Schwarzenberg vom Ruder entfernt war, so wandte sich auch Brandenburg auf schwedische Seite.

Nur sehr wenige Länder in Europa blieben in diesem Zeitraume übrig, in welchen nicht Religionseifer den Bürger vermochte, oder ihm nicht zum Vorwande diente, das Blut seines Mitbürgers zu vergießen. Carls V. Nachfolger in seinen Königreichen, der finstre, stolze, herrschsüchtige und bigotte Philipp II. sein Sohn, befand sich in einer Stellung, die, hätte er sie zu gebrauchen verstanden, Europa sehr furchtbar hätte werden können. Aber seine bürgerliche und religiöse Tyranney erregte in den Niederlanden einen Aufstand, (1566) der ihn durch seine ganze Regierung beschäfftigte. Die großen Männer, die an der Spitze dieser Revolution standen, der edle Graf Egmond, der staatskluge, tapfre Prinz von Oranien, Wilhelm I. der es so vortrefflich verstand, die Gemüther zu lenken, sein Bruder, der Graf Moritz von Nassau, und der kluge

Staatsmann, und rechtschaffene, aber von seinem Vaterlande endlich so schlecht belohnte Oldenbarnevelt, wurden bey großen Fehlern, die Philipp beging, die Schutzengel der Niederlande, befreyeten sie von Spaniens Tyranney, und erhielten darin die reformirte Religion. Was sie gegründet hatten, vollendete der vortreffliche General Friedrich Heinrich, Prinz von Oranien. Vergebens kämpften gegen diese Vertheidiger ihres Vaterlandes, die großen Kriegeshelden: der blutdürstige Herzog von Alba, dessen Grausamkeit Philipp den Abfall der Niederlande vornehmlich verdankte, Don Zuniga y Requesens, der zugleich ein geschickter Staatsmann war, der Herzog Alexander von Parma, und der Marquis von Spinola. Das äußerst geschwächte Spanien mußte die Unabhängigkeit der Niederlande anerkennen. (1609)

Elisabeth, Königin von England, war tief in diese Angelegenheit gemischt. Dem K. Heinrich VIII. war sein gutmüthiger aber an Seele und Körper schwacher Sohn Eduard VI. unter der Vormundschaft seines Onkels, Eduard, Herz. von Sommerset gefolgt. Eduard ließ sich von seinem ehrsüchtigen, boshaften und gehaßten Lieblinge, dem Herzog von Northumberland verleiten, Sommerset hinrichten zu lassen, und seine Krone seiner vortrefflichen Verwandtin, der tugendhaften, gelehrten, der Krone würdigen Jane Gray zu vermachen, die den größten Beweis

ihrer Klugheit durch den Widerwillen gab, mit welchem sie dieselbe annahm. Dennoch ward sie das Opfer. Die schwermüthige, bigotte, blutgierige Zelotin für die katholische Religion, Maria, Heinrichs VIII. Tochter, des K. Philipp II. Gemahlin, wurde von Northumberlands Feinden auf den Thron gesetzt, und ließ ihre Nebenbuhlerin hinrichten. Sie wüthete gegen die Protestanten mit einer schrecklichen Grausamkeit. Diese war doch zum Theil Folge, ihres über ihre nicht glückliche Heirath mit Philipp II. mit Bitterkeit erfüllten Gemüths, und der Verführungen der Bischöfe Gardiner und Bonner. Dennoch mußte sie ihre Krone einer Nachfolgerin hinterlassen, von der sie argwohnen konnte, daß sie das Werk ihrer Hände wieder zerstören würde. Elisabeth, Heinrichs VIII. Tochter von Anna Boleyn, war die größte Frau, in politischer Hinsicht, welche die neuere Geschichte kennet; einsichtsvoll, thätig, weise in der Wahl ihrer Beamten, standhaft und besonnen in Gefahren, zweckmäßig bemüht um das Wohl ihrer Unterthanen, nicht regiert von Geistlichen, wie eine nach ihr lebende, übrigens ruhmwürdige Fürstin, auch nicht wie eine andre große Regentin, von ihren Liebhabern beherrscht; obwohl auch sie ihren Weiblichkeiten häufig nur zu sehr Raum gab, und ihr moralischer, bis zur Tyranney herrschsüchtiger, argwöhnischer und verstellter Character den schärfsten Tadel verdienen mag. England verdankt ihr seine

Betriebsamkeit, seinen Seehandel und seine Colonien. Ihr vertrautester Minister Wilhelm Cecil nahm daran großen Antheil. Aber dem Fortgange einer vernünftigen Religionsverbesserung, that sie erstaunlichen Schaden durch die Erhebung der Episcopalkirche zur einzigen herrschenden in England, einen Schaden, der jetzt noch stark genug empfunden wird, da in dieser Kirche noch immer der Geist eines Rich. Bancroft's herrscht. Sie gab dadurch Gelegenheit, daß die abweichenden Religionsparteyen politische Parteyen wurden, unter denen die Nachfolger Rob. Browne's gleich anfangs die gefährlichsten waren. Die Unterstützung, welche Elisabeth den Niederlanden gegen Spanien gab, war nicht die einzige Handlung, die Philipp II. zur Rache aufforderte. Eine größere Flotte, als bisher jemals auf den europäischen Meeren erschienen war, — man nannte sie die große Armade und die unüberwindliche Flotte, — sollte diese Beleidigungen rächen, des Königs Prätensionen an England und Schottland ausführen, und die Niederlande wieder erobern.

Maria, regierende Königin von Schottland, die schöne, witzige und verbuhlte Wittwe des Königs Franz II. von Frankreich, wurde von ihren Unterthanen vertrieben, weil man sie beschuldigte, daß sie an der Ermordung ihres zweyten Gemahls, des Lords Darnley von ihrem damaligen Liebhaber und nachherigen Gemahl, Bothwell, Theil genommen hätte.

(1568). Sie floh zu der Königin Elisabeth, die anstatt ihr Schutz und Beystand zu verleihen, sie zwanzig Jahr gefangen hielt, und endlich unter dem Vorwande der Theilnahme an einer Verschwörung hinrichten ließ, (1587) ohne daß Mariens Sohn, Jacob IV. den die Schotten auf ihren Thron gesetzet hatten, etwas zu ihrer Befreyung that. Maria vermachte ihr Reich dem Könige Philipp. Aber die gänzliche Zerstörung der großen Armada durch die englische und niederländische Flotte, und durch Sturm vereitelte den großen Plan. Eben so vergeblich waren die häufigen gegen Elisabeth angezettelten Verschwörungen. Aber der Gram über den, ihrem Herzen so theuern Grafen von Essex, den sie Aufruhrs wegen hinrichten ließ, brachte ihr dennoch den Tod.

Philipp II. und seine Nachfolger stießen das Glück, das die Vorsehung ihnen darbot, mit Gewalt von sich. Portugalls weise und glückliche Könige am Ende des funfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, Johann II., Emanuel und Johann III. hatten durch Erwerbung des ostindischen und brasilianischen Handels ihrem Reiche einen außerordentlichen innerlichen Wohlstand gegeben. Warum mußte doch der letzte durch Aufnahme der Jesuiten den Grund zu seinem völligen bis auf die jetzigen Zeiten fortdauernden Verfall legen! Sebastian, von diesem Orden erzogen, war schwärmerisch tapfer und schwärmerisch reli-

gios. Beide Eigenschaften hatten Einfluß auf einen Kriegszug nach Marokos, in welchem er sein Leben verlohr, wenn derjenige, der zwanzig Jahre nachher als König Sebastian auftrat, ein Betrüger war. Portugall erbte nach dem baldigen Tode des Onkels und Nachfolgers desselben, Heinrichs, der K. Philipp II., nachdem durch die Wirksamkeit der Jesuiten der Herzog Anton von Bejra, ein Abkömmling von dem K. Emanuel, für ein außer der Ehe erzeugtes Kind war erklärt worden. Der spanische Druck richtete Portugall zu Grunde. Philipp, der alle seine Unterthanen tyrannisirte, fand auch in Aragonien Widerstand, bey der schändlichen Verfolgung seines ihm freylich gleichenden Secretairs, Anton de Perez. Aber nicht nur seine Unterthanen, sondern sein eigener Sohn Carlos, und seine Gemahlin Isabelle wurden Opfer seiner Grausamkeit. Der Tod dieses Königs brachte die Krone von Spanien auf das Haupt des schwachen, in Wollüsten versunkenen Philipps III. (1604). Er überließ die Geschäfte ganz seinem eben so ungeschickten Minister, dem Herzog von Lerma, welcher seiner Seits sie wiederum seinem stolzen und habsüchtigen Lieblinge Rodrigo Calderone übergab. Das geschwächte Reich erbte Philipp IV. der des Vaters Beyspiele, nicht seiner Ermahnung auf dem Todtenbette, folgte. Auch fiel Spanien unter seiner Regierung in die Kraftlosigkeit, von der es sich nachmals nie wieder erholt hat.

zwar dem Minister, dem Philipp IV. sein Reich zu regieren übergab, dem Graf-Herzog von Olivarez, konnte man große Talente nicht absprechen. — Aber er schlug gleichwohl durch seinen Stolz, seine Härte und den Druck, womit er die verschiedenen Nationen behandelte, die Spaniens Zepter gehorchten, dem Reiche unheilbare Wunden. Johann, Herzog von Braganza, an sich zu schwach zu einer großen und gefahrvollen Unternehmung, aber geleitet von seiner staatsklugen und kühnen Gemahlin Luise Guzman, und von seiner eigenen Gefahr gezwungen, warf in Portugall das spanische Joch ab, und setzte sich und sein Haus auf den Thron dieses Reichs. Ein gleiches Unternehmen scheiterte gleichwohl in Andalusien, wo der Herzog von Medina Sidonia nach dem Plane des Marquis von Ayamonte, sich von Spanien loszureißen suchte. Es war Verzweiflung über den unerträglichen Druck, daß in Neapolis ein Aufruhr erregt wurde, an dessen Spitze der Schmidt Thomas Aniello oder Masaniello stand, von welchem die Franzosen und der Herzog Heinrich von Guise vergeblich Vortheile zu erhalten suchten. Der münstersche Friede mit Holland und der pyrenäische Friede, den Olivarez Nachfolger, Don Luis de Haro schloß, war der stärkste Beweis von Spaniens Schwäche.

Nicht glücklicher ist England nach der großen Elisabeth Tode. (1603) Auf ihren Thron steigt Ja-

cob I. König von Schottland, der enthaupteten Maria Sohn, ein schulgelehrter Prinz, der aber die Geschäfte nicht liebt, seine Lieblinge regieren läßt, den Krieg fürchtet, ein Despot aus Hochmuth, weil er glaubt, daß die königliche Macht gleich der Macht der Gottheit, deren Ebenbild sie sey, keine Schranken haben müsse, die Presbyterianer haßt, weil sie die Hierarchie verwarfen, und republikanische Grundsätze hatten, und wegen des Gegentheils die Katholiken höchlich begünstigt. Seine Minister und Lieblinge, anfangs der Herzog von Sommerset, darauf der Herzog von Buckingham unterstützten seine Wilkühr bis zu den heftigsten Streitigkeiten mit dem Parlemente. Eben so schädlich und thörigt war zugleich sein Stolz, sich mit keinem andern Hause als dem spanischen, dem vornehmsten in Europa, zu verschwägern. Alle diese Gesinnungen des Vaters erbte sein Sohn Carl I. Aber er war trotz der Erbfehler seines Hauses ein weit rechtschaffener und tugendhafterer Mann, als Jacob. Die Bedrückungen der Presbyterianer oder Puritaner hatten sie zu einer politischen Partey gemacht. Mit einer katholischen Prinzessin Henriette Maria, des K. von Frankreich, Heinrich IV. Tochter vermählt, räumte der König den Katholiken mehr ein, als die Klugheit ihm hätte rathen sollen, und ließ sich dabey von dem Erzbischof Laud zu eben so willkührlichen Schritten in geistlichen Angelegenheiten verleiten, als von dem Grafen von

Strafford in weltlichen. Er erregte dadurch gegen sich in Schottland und England einen Aufstand, und einen unglücklichen innerlichen Krieg, (1649) in welchem er unterlag, und den Tod auf dem Schaffotte leiden mußte. Oliver Cromwel, der vornehmste Anführer seiner abgefallenen Unterthanen, wurde unter dem Titel Protector der Regent der Nation. Er gehörte in politischer Hinsicht zu den größten Männern des siebzehnten Jahrhunderts. Schlau, beredt, klug in der Wahl der Mittel seine Zwecke zu erreichen, der That oder — dem Scheine nach, Religionsschwärmer, so viel als nöthig war, ähnliche Gemüthsstimmungen bey andern im hohen Grade zu erregen und zu erhalten, ein vortrefflicher General, ein geschickter Staatsmann, unter der Larve republikanischer Gleichheit ein blutdürstiger Despot, kein Verbrechen, das ihm zum Ziele führte, scheuend, — regierte er die drey brittischen Reiche mit einer Unabhängigkeit, wie sie kein König ausgeübt hatte, und erwarb England bey andern Nationen ein Ansehn, wie es nie gehabt hatte. Ihm dankt England besonders die Ausbreitung seines Seehandels, und seine Stärke in Westindien. Sein Sohn und Nachfolger im Protectorat Richard Cromwel glich ihm auf keine Art. Der eigene Schwager desselben Fleetwood stand an der Spitze derer, die ihn absetzten. Aber auch diese Partey wurde von den Royalisten und dem General Monk über den Haufen geworfen, Carls I. Sohn

Carl II. auf den väterlichen Thron gerufen, und die königliche Regierungsform wieder hergestellet.

Noch länger und mit noch größerer Wuth tobten innere Kriege in dem unglücklichen Frankreich. (1559) Heinrich II. von einer habsüchtigen Maitresse Diane von Poitiers, beherrscht, und den Hofparteyen des Connetable Montmorenci, des Herzogs Franz von Lothringen-Guise, und der Prinzen von Geblüte herumgetrieben, kriegte auswärts unglücklich gegen Philipp II. und ließ sich innerlich zur Verfolgung der Reformirten verleiten, die schon unter seinem Vater den Anfang genommen hatte, und unter ihm und seinen Söhnen mit solcher Grausamkeit fortdauerte, daß es kein Wunder war, wenn sie, ihrer Stärke sich bewußt, eine politische Partey und eine Opposition bildeten, gegen welche die Hofpartey vergeblich kämpfte. Die Kriege zwischen beyden Parteyen dauerten fort, durch die Regierungen Franz II., Carls IX. und Heinrichs III. den drey schwachen, den Thron entehrenden Söhnen des K. Heinrich II. Immer von neuem angezündet, oder unterhalten wurde das Feuer von Catharinen von Medici, der arglistigen, herrschsüchtigen, bigotten und wollüstigen Wittwe Heinrichs II. Der Herzog Franz von Guise, der Connetable von Montmorenci, und der Marschall von St. Andre' waren zuerst die Anführer der Hofpartey, so wie der tapfre Prinz Ludwig von Conde', dem sein furchtsamer

wankelmüthiger Bruder Anton, König von Navarra, wenig glich, und der große Soldat und gescheute Staatsmann, der Admiral Caspar von Coligny die Häupter der Reformirten waren. Der Tod nahm sie sämmtlich auf dem Schlachtfelde weg, bis auf den Admiral Coligny, der überall die Seele der Partey blieb, so lange er lebte. Er stellte an die Spitze der Reformirten Heinrich, den noch jungen Sohn der edlen und einsichtsvollen Königin Johanne von Navarra, Wittwe des K. Anton, die bald darauf starb. Zwar oftmals besiegt, — durch die Heirath des nunmehrigen Königs von Navarra, Heinrich mit der Schwester des Königs Carls IX. hintergangen, durch das scheusliche Blutbad der Pariser Bluthochzeit, (1572) ihrer Anführer, des ermordeten Coligny, und des gefangen genommenen Heinrichs beraubt, — zwangen gleichwohl die Reformirten den König Carl zum Frieden. Daß kein Schriftsteller, der das Leben dieses Unterthanen-Mörders erzählt, unterlassen möge, den schrecklichen Ausspruch über den Werth einer Königskrone, den ihm sein folterndes Gewissen auf dem Sterbebette auspreßte, zu wiederhohlen! Der verachtete niedrige Wollüstling Heinrich III. war in Gefahr, daß der ehrgeitzige Herzog Heinrich von Guise ihm seine Krone raubte. Er wußte keine andre Waffen gegen ihn zu gebrauchen, als das Schwerdt der Meuchelmörder. Der Tod des Herzogs Franz von

Alen-

Alençon, Heinrichs II. jüngsten Sohns hatte den König Heinrich von Navarra zum nächsten Thronerben gemacht. Der K. Heinrich III. floh zu ihm, als der Herzog von Mayenne um den Tod seines Bruders, des Herzogs von Guise zu rächen, die Ligue gegen ihn in die Waffen brachte. Nur ein kleiner Theil von Frankreich erkannte den vortrefflichen Heinrich IV. als König, als Heinrich III. ermordet wurde. (1589) Seine Tapferkeit führte ihn durch tausend Gefahren auf den Thron. Der vortreffliche Charakter dieses Prinzen, sein edles, offnes, alle Menschen mit Wohlwollen umfassendes, von aller Rachgier freyes Herz, seine Arbeitsamkeit, seine Sorgfalt für seine Unterthanen machten ihn desselben würdiger, als irgend einen der zahlreichen Regenten, die vor ihm Frankreichs Krone getragen hatten, oder die damals auf den übrigen europäischen Thronen saßen. Sein Ruhm wäre vollkommen, hätte er nicht zu häufig eine an Schwäche gränzende Nachgiebigkeit gezeigt, und hätte er sein Herz gegen den Reitzungen sinnlicher Liebe besser verwahren können. Vielleicht war einer von diesen Characterfehlern, vielleicht beyde die Ursache, daß ihn Ravaillacs Mordmesser der Welt raubte. (1610) Die Wohlthätigkeit seiner Regierung theilte mit ihm sein Minister und sein Freund Rosny, Herzog von Sully, ein Finanz-Verständiger, der die Cassen seines Herrn anfüllte, ohne den Unterthan auszusaugen, ein einsichtsvoller,

getreuer, auch war es nöthig, Heinrichs Unwillen nicht scheuender Rathgeber, nur zu sehr Freund der königlichen Uneingeschränktheit. Heinrichs Sohn, Ludwig XIII. war minderjährig, als sein Vater ermordet wurde, und seine Mutter Maria von Medici war seine Vormünderin. Fehlerhafte, der vorigen Regierung gerade entgegen stehende Maasregeln, wozu die Königin durch ihre Lieblinge, Leonore Dori Galigai, und deren Gemahl Concino Concini, nachher Marschall d'Ancre verleitet wurde, erneuerten die innern Unruhen in Frankreich. Der junge König, durch den Herrn von Luines geleitet, nahm seiner Mutter die Regierung aus den Händen, die er indessen niemals selbst führte, sondern sie anfangs diesem wenig geschickten Lieblinge, und darauf Johann von Plessis, Cardinal von Richelieu überließ. Richelieu gehört zu den seltnen Menschen, die wenig unterstützet von der Lage der Dinge, mit standhafter Durchbrechung aller Schwierigkeiten, Zwecke erreichen, die ein gewöhnlicher Mensch von den vortheilhaftesten Umständen begünstiget, verfehlen würde. Der kühne Mann brauchte mehr Gewalt als Staatsklugheit bey der Ausführung seiner ausgebreiteten Plane; die erste war seinem hohen Geiste und den Umständen angemessener, ob er gleich nicht immer die Mittel ausschlug, die List und Schlauheit anboten. Ihn unterstützte in der Gunst des Königs und mit seinem Rathschlage der gescheute Pater

Joseph du Tremblay. Vergebens kämpften gegen ihn die Königin Mutter, welcher er ein trauriges Schicksal bereitete, der Herzog von Orleans, des Königs Bruder, der edle Herzog von Montmorenci, und die Partey des Herrn de Cinqmars. Richelieu erreichte seine beyden großen Absichten, das Haus Oestreich zu schwächen, und die Gewalt des Königs uneingeschränkt zu machen, wo nicht völlig, doch in einem hohen Grade; die erste durch den dreyßigjährigen Krieg, die andre durch Demüthigung der Großen und Entwaffnung der Reformirten. Sein Zögling und Nachfolger, der Cardinal Mazarini setzte während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. und der Regentschaft der Mutter desselben, Anna, Prinzessin von Oestreich, das Werk fort, auf einem andern Wege, aber mit gleich gutem Erfolge. Nicht kühn und standhaft der Gefahr die Stirn bietend, wie Richelieu, waren Klugheit, Verstellung und Arglist die Mittel, durch welche er seine Plane sichrer und fester ausführte, als sein Vorgänger, und selbst wenn er zurückzuweichen schien, sich seinem Zwecke näherte. Der westphälische und der pyrenäische Friede gründeten Frankreichs Uebermacht über das Haus Oestreich auf eine lange Zeit. Innerlich hatte Richelieu den französischen Großen nur Furcht vor seiner Gewaltthätigkeit eingeflößet, allein ihre Macht nicht gebrochen. Bey Mazarinis anscheinend furchtsamen Character, glaubten sie den Kampf gegen den herr-

schenden Fremdling erneuern zu können, und da an ihrer Spitze zwey Männer standen, von denen der eine zu den geschicktesten Generalen seiner Zeit gehörte, der andre ein feiner Ränkeschmidt war, der die Pariser Bürgerschaft ganz in seinen Händen hatte, — der Prinz Ludwig von Condé, und der Cardinal von Retz, — so hätte Mazarini vielleicht unterliegen müssen, wenn nicht die Uneinigkeit und die Verschiedenheit der Vortheile der Parteyen, ihm den Sieg über sie gewährt hätte. Der Cardinal verwaltete auch noch nach Ludwigs Volljährigkeit und bis an seinen Tod (1661) Frankreichs Angelegenheiten mit einer großen Gewalt.

Der Geist der innern Unruhe und der Bürgerkriege, der damals in Europa herrschte, zerrüttete auch die beyden nordischen Staaten, Schweden und Rußland, und nur Dännemark blieb davon verschont. Es dankte dieses seinen lobenswürdigen Königen Friedrich II. Christians III. Nachfolger, der den weisen Rathschlägen seines um das innere Wohl des Landes sehr verdienten Ministers Peter Oxe folgte. Sein Sohn Christian IV. war für die Aufnahme seiner Reiche gleichfalls mit Glück sorgsam und geschäftig. Aber mit desto mehr Unglück führte er zwey auswärtige Kriege, den ersten durch seine Einmischung in den dreyßigjährigen Krieg, gleichwohl ohne Verlust; den zweyten aus Eifersucht, um dem Erfolge, mit welchem die Schweden in diesem Kriege fochten, ein Ende zu machen. (1643)

Allein auch dieser Krieg hatte einen unglücklichen für Dänemark höchst verlustvollen Ausgang. Die aus des Königs Heirath mit Christinen Munk, und der Verheirathung seiner, mit derselben erzeugten Tochter an den Grafen Corfiz Uhlefeld, mit dem Statthalter von Norwegen Sehestedt entstandenen Händel, und Uhlefelds dem königlichen Hause selbst gefährliche Größe, waren Beweise von Christians Schwäche in den letzten Jahren seines Lebens.

Schweden schien nach Gustav Wasas Tode (1560) wieder in seine vorige innere Verwirrung zurückfallen zu wollen. Aus Abneigung gegen seinen ältesten Sohn und Thronerben Erich XIV. hatte der sonst so weise Gustav seinen übrigen Söhnen übermäßig große Apanagen vermacht. Erichs rohe und wilde Gemüthsart, die Ursache des Hasses seines Vaters gegen ihn, ging bey seiner Unzufriedenheit hierüber, den Streitigkeiten mit seinem Bruder Johann, der seine Liebe keineswegs verdiente, und bey der unglücklichen Führung des Kriegs gegen Dänemark, in Verrückung über, von der vermuthlich die Ermordung des Generals Niels Sture, und vielleicht auch seine Vermählung mit Catharina Mans, eines Corporals Tochter, Ausbrüche waren. Seine Brüder Johann und Carl setzten ihn ab, und Johann wurde sein Nachfolger. Die Schweden gewannen nicht viel durch den Tausch. Johanns Uebertritt zur katholischen Religion, und seine Absichten

eine selbst gemodelte Religion in Schweden einzuführen, wozu ihm seine katholische Gemahlin, Catharina Prinzessin von Polen, verleitete, — die daraus entstandenen Unruhen, die Vergiftung des gefangenen Erichs, ein verlustvoller Friede mit Dänemark — dies alles bewieß, daß auch Johann nicht verdiente, der Nachfolger seines großen Vaters zu seyn. Der dritte Bruder Carl hatte schon die Einführung des Religionssystems des K. Johann hintertrieben. Noch lebhafter widerstand er dem Sohne desselben, Siegsmund, von Catharinen zum eifrigen Katholiken erzogen, und von den Polen zum Könige erwählt. Die Bemühungen desselben, die Lehre seiner Kirche wieder in Schweden einzuführen, erregten einen innern Krieg, in welchem Siegsmund unterlag, der Krone verlustig erklärt, und Carl IX. zum Könige erwählt wurde. Dieser unruhige, kriegerische, das Blut seiner Gegenparthey nicht schonende König mischte sich ungeachtet des Kriegs mit Polen in die damaligen innern russischen Unruhen, und wurde von Christian IV. bekriegt. Alle diese drey Kriege hinterließ er seinem großen Sohne Gustav Adolph. (1611) Die Kriegskenntniß, Staatskunst und Regierungsweisheit dieses Prinzen von seltnem Werthe, überwand die Schwierigkeiten sämmtlich, in welchen er sich verwickelt sahe. Ein erträglicher Friede mit Dänemark, und ein gewinnvoller Waffenstillstand mit Polen erlaubte ihm, seine Waffen gegen das übermüthige Oestreich zu wenden. Sein Tod war Schweden desto unersetzlicher, da eine minderjährige Tochter, Christine, seine Nachfolgerin war, und der Reichsrath die Regierung und Vormundschaft füh-

ren mußte. Er verwaltete sie mit Weisheit und gutem Erfolg. In Schweden herrschte innerlich Ruhe, und seine Waffen hatten in Deutschland und gegen Dännemark Glück. Allein die innere Zufriedenheit hörte auf, als die zwar gelehrte, die Künste und Wissenschaften reichlich unterstützende, aber eigenwillige, launige, verschwenderische und verbuhlte Königin Christina selbst die Regierung antrat. Ihre Streitigkeit mit dem Reichsrathe und den Ständen bewogen sie vielleicht weniger, als ein Einfall einer üblen Laune, und das Verlangen Aufsehn zu erregen, die Krone niederzulegen, und sie ihrem Vetter dem Pfalzgrafen Carl Gustav zu übergeben (1654). Sie ging zur katholischen Kirche über, und lebte in Rom bis an ihren Tod, unzufrieden mit der Welt und mit sich selbst.

Rußland wurde durch den größten Theil dieses Zeitraums durch innere Unruhen auf das schrecklichste zerrissen. Iwan II. hinterließ seinen Thron seinem schwachen Sohne Feodor (1584). Der Zar wurde von seinem Schwager Boris Ghodunow regiert, der dessen Bruder Dmitriy umbringen ließ, und den russischen Thron nach Feodors, des letzten Rurik's, Tode bestieg. Er bekleidete ihn nicht unwürdig, aber die Eifersucht der Großen und eine fürchterliche Hungersnoth, die das Volk zum Aufruhr geneigt machte, gab einem Mönche, mit Namen Grischka Opatriew, der Aehnlichkeit mit dem umgebrachten Dmitriy hatte, Gelegenheit, sich für diesen Prinzen auszugeben. Das Volk fiel ihm zu; Boris vergiftete sich selbst, und seinen Sohn Feodor II. ließ der verkappte Dmitriy hinrichten. Der nichtswürdige Betrüger erregte bald

gegen sich eine Verschwörung. Er wurde getödtet, und der Bojar Wasilei Schuiskoi zum Zar erwählt. Aber auch an ihm hingen die Großen nicht mit Festigkeit. Der K. Siegsmund von Polen stellte einen neuen falschen Dmitriy auf, und fand so wenig Widerstand, daß er sich des größten Theils von Rußland bemächtigen konnte. Schuiskoi rief vergeblich die Schweden zu Hülfe. Er starb in polnischer Gefangenschaft. Die Polen wollten den Prinzen Wladislav, Siegsmunds Sohn, die Schweden Carl Philipp, Gustav Adolphs Bruder, auf den russischen Thron setzen. Die Russen ermannten sich endlich: sie trieben die das Reich verwüstenden Polen aus demselben, und ernannten Michael Fedrowitsch Romanow, den Sohn des Patriarchen Feodor zum Zar (1613). Dieser Stifter der Rußland in weiblicher Abstammung noch jetzt beherrschenden Linie, war kein Fürst von außerordentlichen Gaben, aber er folgte dem Rath seines weisen Vaters, beruhigte das Reich innerlich, und befreyete es von seinen auswärtigen Feinden, wenn auch mit einiger Aufopferung.

Polen litt zwar in dieser Periode nicht, wie seine Nachbarn, an innern Kriegen, aber es legte darin den Grund zu seinem völligen Verderben. Wie sein Vater Siegsmund, war Siegsmund II. August ein Regent von großem Werthe. Gotthard von Kettler, Herrnmeister des Schwerdtordens in Livland, wurde von Polen und Russen bedrängt, und in dem Lande selbst herrschten die heftigsten innern Streitigkeiten. Er trat Livland an die Krone Polen ab, und erhielt Curland und Semgallen, als ein erbliches Herzog-

thum, unter polnischer Hoheit. Das Jagellonische Haus ging mit Siegsmund August aus, und die Polen wählten von nun an Könige aus verschiedenen Häusern. Der Unwerth der mehrsten dieser Regenten, und die übermäßige Beschränkung aller, zerrüttete das Reich innerlich so sehr, daß es von einem der stärksten europäischen Staaten allmählig bis zu dem tiefsten Verfall, und der größten Unbedeutsamkeit herunter sank. Auch diejenigen Personen, die dazu beytragen, daß Länder und Völker ihre Glückseligkeit und ihren Wohlstand verlieren, erhalten eine historische Merkwürdigkeit, wäre sie auch nur eine herostratische. Mehrere polnische Könige müssen dazu gezählt werden. — An ihrer Spitze steht Sigsmunds II. erster Nachfolger, Heinrich, des Königs von Frankreich, Heinrichs II. Sohn. Volk und König hatten sogleich beyde das größte Recht, über einander mißvergnügt zu seyn. Als dem Könige der Thron von Frankreich durch den Tod seines Bruders eröffnet wurde, so entwischte er durch eine heimliche Flucht von dem polnischen: das einzige Beyspiel dieser Art in der Geschichte. Ruhm verdient sein Nachfolger Stephan Batori, Fürst von Siebenbürgen; seine Regierung war innerlich ruhig, und auswärts siegreich. Beydes war nicht der Fall, als Siegsmund III., des Königs Johann von Schweden Sohn, ein Prinz von geringem Verdienst, den Thron einnahm. Er hinterließ ihn seinem Bruder Johann II. Casimir, von dem es besser gethan gewesen wäre, wenn er den Priesterrock, den er vorher trug, nie abgelegt hätte.

Keiner von des großen Solimans Nachfolger glich ihm; Murad IV. hatte gleichwohl einige her-

vorstechende Eigenschaften und dabey Thätigkeit. Asien stellte in dieser Periode einige große Regenten auf: Abbas I. Sophi von Persien, einen glücklichen Krieger und einsichtsvollen Regenten, aber einen grausamen blutdürstigen Despoten; und Akbar den Großen, Mogul von Hindistan, den sein Weßir Abul Fazel beystand, das Glück seiner Unterthanen zu machen.

Zwey so große Revolutionen, als die durch die Entdeckung von Amerika und des Weges nach Ostindien, und durch die Reformation hervorgebracht wurden, mußten nothwendig auch einen starken Einfluß auf die Künste und Wissenschaften haben. Doch wurde der menschliche Verstand durch die Reformation nicht hinlänglich von den Banden des Aberglaubens losgemacht. Bey den Katholiken arbeitete man sogar darauf hin, besonders in den Schulen der Jesuiten, ihn noch mehr zu verfinstern, und bey den Protestanten wurde er in die engen Schranken der Systeme gezwängt. Die theologischen Streitigkeiten der drey abendländischen Kirchen unter einander, machte die scholastische Philosophie, welche den Kampflustigen die besten Waffen gewährte, zum Hauptstudium. Indessen heißt dieses nicht so viel gesagt; daß nicht in dem sechszehnten und der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts vortreffliche Gelehrte gelebt, nicht wichtige, auf die Aufklärung des menschlichen Verstandes kräftig wirkende Erfindungen gemacht seyn sollten. Eine vollständige Uebersicht würde die ihr gesetzten Schranken überschreiten, wenn wir uns nicht bloß auf die Namennennung und die Angabe der Verdienste derjenigen im Ganzen einschränken wollten, denen die Wissenschaften vorzügliche Verbesserungen verdanken. Große Schritte

that man besonders in der Physik, als man anfing, mit der Spekulation Experimente zu verbinden. In dieser Wissenschaft und in der spekulativen Philosophie machte Descartes Epoche, Toricellis Barometer, Drebbels Thermometer, Fontanas zusammengesetzte Mikroskope, Septalas Brennspiegel, Ottos von Guerike Luftpumpe. Seine und Gilberts und Boyle's electrischen Versuche, gaben der Naturkunde eine völlig andre Gestalt. Noch arbeiteten die Chemiker auf Metallverwandlungen. Aber selbst ein Theophrast Paracelsus, und ein Helmont machten gute Entdekkungen. Agricola stiftete eine beßre Schule. Große Fortschritte thaten auch die mathematischen Wissenschaften durch einen Riete, der Epoche in der höhern Rechenkunst machte; Copernicus, der Wiederhersteller des wahren Systems der Bewegung der Erdkörper wurde, aber mit so vielem Widerspruche, daß selbst der geschickte Tycho de Brahe keinen Gebrauch davon machte; Kepler, der größte Astronom, bis auf seine Zeiten, und ein starker Optiker, Galiläi und viele andre. Es fehlt viel, daß wir in den übrigen Wissenschaften solche große Männer nennen könnten. Nur der Geschichte gaben eine beßre Gestalt ein tiefsehender, den geheimen Hang der Staatskunst nachforschender Guicciardini, ein wahrheitsliebender, einsichtsvoller de Thou, ein redlicher Clarendon, ein wohlunterrichteter Chemnitz und Khevenhüller, und einige andre. Die Umschiffer der Erde Ferdinand Magellan, und Franz Drake, und manche andre Reisebeschreiber, und die Arbeiten eines Cluvers und Merians vermehrten zwar die geographischen Kenntnisse, aber

sie gaben ihnen keine hinlängliche Richtigkeit. Von größerer Bedeutung waren die Verbesserungen der Landcharten von Münster und Merkator. Vortrefflich nahm sich die Sprachkunde auf. Opitz wurde nach Luther der große Verbesserer unsrer Sprache, und der Vater der deutschen Poesie; Shakespeare der Schöpfer des englischen Theaters, das den Character, den er ihm eindrückte, nie wieder verlor. L. Ariosto und Torquato Tasso erhoben die italiänische Poesie zu einer Höhe, welche die folgenden Dichter nicht wieder erreicht haben. Mit Garcilaso de la Vega fing sich eine Reihe vortrefflicher spanischer Dichter an, aber Luis de Leon kam keiner weder vor noch nach diesen Zeiten gleich. In Portugall schrieb Camoens sein vortreffliches Heldengedicht, die Luisiade.

Diese Zeiten waren die Periode der schönen Künste. Nachdem Michael Angelo Buonaroti gelehrt hatte, den Meißel mit griechischer Kunst zu gebrauchen, erhielt Italien mehrere vortreffliche Bildhauer, und auch Deutschland seinen Dürer, den Vater der deutschen zeichnenden Künste, einen geschickten Maler, und den Erfinder der Aetzkunst; Frankreich seinen Sarrasin. Keine Periode hat in der Malerey so vortreffliche Meister hervorgebracht, als der Zeitraum, von dem wir reden. L. da Vinci, Michael Angelo, Rafael d'Urbino, Correggio, Tiziano, die Holbein, Cranach, Rembrand, Rubens, la Sueur, le Brun und Lorrain sind bekannte Häupter besondrer Schulen.

(Der Beschluß im 2ten Stück.)

Biographien.

I.

Gustav der Dritte

König von Schweden.

(Geb. den 24 Jan. 1746. Gest. den 29 März 1792.)

Gustav der Dritte, König von Schweden, gehört ohnstreitig zu den merkwürdigsten Regenten, nicht nur des achtzehnten Jahrhunderts und seines Volks, sondern aller Zeiten und aller Völker. Seine Biographie ist eben so lehrreich, als interessant; denn sie enthält einen wahren Regentenspiegel. Wenige Regenten hatten so viele glückliche Anlagen und Fähigkeiten, ihre Bestimmung zu erfüllen, und wenige wurden, wie er, durch Eitelkeit und Ehrgeiz mit dem zunehmenden Alter — gewissermaßen gegen den Gang der Natur — immer weiter davon abgezogen.

Nur von egoistischen Trieben geleitet, verfolgte er auch nur egoistische Zwecke, und wurde ein Opfer der Verirrung, die seine Regierung seinem Staate eben so nachtheilig werden ließ, als sie, bey einer andern Richtung seines rastlos thätigen Geistes, und einer edlern Ausbildung seines gewiß nicht bösen Herzen, für denselben hätte wohlthätig werden können.

Was der Biographie Gustav des Dritten, vor denen der meisten übrigen Könige, besonders der neuern Zeit, noch ein Interesse mehr gewährt, ist, daß man in derselben, vom Anfange bis zu Ende, einen kraftvollen, selbsthandelnden Mann erkennt, der über die Verhältnisse, die ihn umgeben, gebietet, und die Thatsachen, die in derselben aufgezeichnet sind, größtentheils selbst hervorbringt, oder veranlaßt, oder für seine Zwecke zu benutzen sucht. Hierin hat sie ohnstreitig eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der Friedrichs des Zweyten. Auch darf man wohl als ausgemacht annehmen, daß der Geist und Ruhm des Oheims auf die Thätigkeit des Neffen einen sehr wirksamen Einfluß gehabt habe.

Allein zugleich mit dieser Aehnlichkeit bietet sich auch eine wesentliche und sehr hervorspringende Abweichung dar. Gustav der Dritte hatte wohl ausgezeichnete, aber keinesweges große Anlagen, und sein Charakter war ganz von der Erhabenheit entfremdet, welche Friedrich dem Zweyten hauptsächlich die Bezeichnung des Einzigen erwarb. Daher mußte denn auch die Kopie verunglücken, und, wenigstens in manchen Zügen, sich der Karikatur annähern.

Wenn sich danach auch das Interesse, was sein Leben erregt, modificiren muß; so wird es doch immer noch stark genug seyn, um auch bey der kunstlosesten Darstellung jeden Menschen und Weltbeobachter zu fesseln.

Gewisse eigenthümliche und höchstschwierige Verhältnisse, worin sich Gustav befand, und über welche er sich doch eben so kühn als eine Zeitlang glücklich erhob; gewisse sehr ausgezeichnete, und besonders bey den Monarchen der neuern Zeit ungewöhnliche Talente, die er mit so großer Gewandheit und sicherm Erfolge zu benutzen wußte, nehmen in mancher Hinsicht noch mehr persönlich für ihn ein, als für Friedrich den Zweyten; fesseln wenigstens den Beobachter von Seiten, welche das Leben dieses Regenten nicht darbietet.

Dabey begehren wir freylich nicht zu leugnen, daß die Biographie Gustavs, bey allem Reichthum an interessanten Situationen, aller Fülle an Handlung und Begebenheit, dem ganzen romantischen und heroischen Anstriche — dennoch am Ende bey weitem nicht die Befriedigung gewährt, als die Biographie Friedrichs des Großen; — ohnstreitig wohl aus dem einfachen Grunde, weil diese die Biographie Friedrich des Großen, und man kann auch wohl sagen, des Glücklichen ist.

Dem Zwecke dieser Zeitschrift gemäß wird der Leser hier keine vollständige und ausführliche Lebens- und Regierungsgeschichte, sondern nur die Grundzüge einer treuen Darstellung des Geistes und Charakters dieses Regenten erwarten. Dazu wird es weder künstlicher Verkettung der Begebenheiten, noch Wortschmucks bedürfen. Einfachheit ist der Biographie vielleicht noch mehr,

als irgend einer historischen Darstellungsart eigenthümlich, und Wahrheit und Schönheit haben das mit einander gemein, daß sie durch den Schmuck wohl verhüllt, aber nie gehoben werden können.

Gustav der Dritte war der älteste Sohn Adolph Friedrichs, bey seiner Geburt noch Herzogs von Holstein-Gottorp, seit 1743 erwählten Thronerben des Schwedischen Reichs, und Ulrikens Luisens, einer Schwester Friedrichs des Zweyten. Der Tag seiner Geburt war der 24 Jan. 1746. Auf ihn folgten noch zwey Söhne: Karl, jetziger Herzog von Südermannland, und Friedrich Adolph, jetziger Herzog von Ostgothland.

Seine Geburt wurde von den Schweden um so mehr als ein Nationalfest begangen, da seit Karl dem Zwölften, also seit sechs und sechzig Jahren kein Thronerbe in Schweden gebohren war. Es wurde zum Andenken derselben eine Medaille geprägt, auf der Kehrseite, mit der Inschrift: es ist mein Vaterland.

Das gute Glück Gustavs des Dritten wollte, daß die Wahl seiner Erzieher auf Personen fiel, die würdig und fähig waren, diesem wichtigen Berufe ein Genüge zu leisten. Seine erste Pflegerin war die Gräfin Strömfeld; eine Frau, von seltener Geistesbildung und vortrefflichen Herzen. Bey zunehmenden Alter des Prinzen wurde ihr der Graf Tessin zugesellt; dem, nach dem Tode der Hofmeisterin, von dem fünf-

ten Jahre des Prinzen an, die Leitung seiner Erziehung allein überlassen blieb.

Von der Art, wie dieser würdige Prinzenerzieher, den Charakter und Geist seines königlichen Zöglings, mit steter Hinweisung auf seine künftige Bestimmung, zu bilden suchte, hat er in den Briefen eines alten Mannes an einen jungen Prinzen, eine ohnstreitig genugthuende öffentliche Rechenschaft abgelegt. Für diejenigen unserer Leser, denen das erwähnte — freylich mit so manchem andern vor vierzig bis funfzig Jahren erschienenen Vortrefflichen bereits ziemlich vergessene Buch nicht bekannt geworden seyn, oder die es nicht bey der Hand haben sollten, glauben wir durch einige Stellen, den Geist desselben etwas näher andeuten zu müssen.

„Wer über Menschen herrschen will,“ belehrt Tessin seinen Zögling, „muß zuvor danach trachten, selbst Mensch zu werden, das heißt: er muß gehorchen lernen, ehe er befiehlt; leiden lernen, ehe er genießt.“

„Die Stärke ist ein Vorzug des Löwen und Tigers, den Königen giebt die Liebe und das Vertrauen ihrer Völker eine Macht, die durch nichts beschränkt werden kann. Der ist der mächtigste König, den sein Volk am meisten liebt.“

„Nur der Fürst kann von seinem Volke fodern, daß es den Gesetzen gehorche, der ihm selbst das Beyspiel hierin giebt.“

„Leicht ist es, zu thun, was man will; nur zu thun, was man soll, ist schwer, aber edel und erhaben.“

Wenn diese Lehren dem künftigen Könige überhaupt gegeben waren; so waren folgende für den künftigen König von Schweden nach der damaligen Lage seiner Verhältnisse besonders eingerichtet.

„In verschiedenen Zeiten und Ländern finden sich verschiedene Regierungsformen; alle sind gut, unter einem guten Könige. Wer die Liebe seines Volks besitzt, kann die Formen, die ihm Fesseln anzulegen scheinen, als Dinge betrachten, die für einen Nachfolger, der ihm ungleich ist, nicht eben für ihn selbst da sind.“

„Der donnernde Sturm kann keine wohlthätigen Wirkungen hervorbringen. Er entwurzelt die Bäume, bedeckt die fruchtbaren Fluren mit Sand, schleudert das Schiff an den Felsen, und verbreitet überall Schrecken und Bestürzung; — hier haben Sie das Bild einer gewaltsamen Revolution.“

Um diesen und ähnlichen Lehren noch mehr Eingang und eine festere Begründung zu verschaffen, benutzte Tessin auch den Unterricht in der Geschichte. Stets arbeitete er dahin, die Regungen des Ehrgeizes, bey seinem talentvollen und feurigen Zöglinge, in ihren ersten Keimen zu unterdrücken, und ihn mit der Idee der Nothwendigkeit, in die ihn als Regent erwartenden beschränkenden Verhältnisse sich zu fügen, vertraut zu machen. Auch schien es, daß es ihm völlig gelungen sey.

Aus der Antwort eines jungen Herrn auf die Briefe eines alten Mannes, die diesen angehängt ist, sehn wir, daß der vierzehnjährige Jüngling Gustav schon eben so altklug und weise über die Gefahren ehrgeitziger Bestrebungen, und das Täuschende unbeschränkter Gewalt zu reden verstand, als sein siebzigjähriger Mentor. Ohnstreitig freute sich Tessin seines gelungenen Werks; und sein günstiges Schicksal ließ ihn den Zeitpunkt nicht mehr erleben, wo er aus dieser angenehmen Täuschung, durch die Thaten und Unternehmungen Gustavs des Mannes — unter, ohnstreitig für ihn schmerzlichen Erschütterungen, geweckt seyn würde.

Indem der biegsame, geschmeidige Geist Gustavs scheinbar sich Selbstbeherrschung und Resignation zu eigen machte, entwickelten sich nichts desto weniger, in seinem feurigen Gemüthe, die Kräfte und Bestrebungen des ungenügsamsten Ehrgeitzes, der Herrschbegierde und der Eitelkeit. Die Beschränkung, worin sein Vater, als König, von der Oligarchie des Reichsraths gehalten wurde, die mannichfaltigen Unannehmlichkeiten, welche für ihn, und selbst auch unverkennbar für sein Vaterland, daraus entstanden, wiedersprachen den Philosophemen Tessins zu laut, und griffen zu kräftig in seine Phantasie und Empfindung ein, als daß jene Maximen zu Grundsätzen bey ihm hätten werden können.

Seine scheinbare Selbstbeherrschung wurde nun zu einer Kunst des Verbergens. Er lernte immer mehr seinen Ehrgeitz und seine Herrscher-Vorsätze und Bestrebungen hinter seinen Aeußerungen und seinem Betragen verstecken, und auf krummen Wegen suchen, was man, auf geraden zu erlangen, ihn immer mehr als gefahrvoll und unmöglich darzustellen suchte; bis er überzeugt wurde, daß auch Gewaltstreiche, zur rechten Zeit gewagt, gelingen können, und er nun beyde mit einander verband, oder abwechseln ließ.

Tessin vollendete die Erziehung Gustavs nicht. Sein Alter und seine geschwächte Gesundheit nöthigten ihn, sich auf seinen Landsitz Okerö bey Norköping zurückzuziehen. Seine Stelle wurde durch den Grafen Scheffer ersetzt; einen Mann, der in jeder Hinsicht fähig und würdig zu seyn schien, dieser mit jedem Jahre wichtiger werdenden Bestimmung ein Genüge zu leisten.

So viel man aus seinem, mit seinem Zöglinge geführten und zur Publicität gelangten, Briefwechsel urtheilen kann, arbeitete er auf dasselbe Ziel hin, wohin das Bemühen Tessins gerichtet gewesen war. Dabey mochte bey ihm, als einem der ersten schwedischen Edlen und Reichsrathe, sich der Aristokratismus eine geheime Einwirkung auch nicht ganz versagen können; und so bemühte er sich nun um so angelegentlicher, in seinem Zöglinge jede Idee von unbeschränkter Herrschergewalt

zu unterdrücken, und ihm eine tiefe Achtung, vor der schwedischen Verfassung, einzuflößen.

An dem sechzehnten Geburtstage des Prinzen übergab er ihm eine, von ihm selbst entworfene, Erläuterung des schwedischen Staatsrechts, welche ganz dieser Absicht entsprach; und die er mit folgender eindringlichen Apostrophe schloß. „Stellen Sie auf die eine Seite: Achtung vor Eid und Wort, den Ruhm und die Liebe, welche Folgen davon sind, die Ruhe im Gewissen und in der Regierung, ja selbst die Vermehrung des Ansehns und Einflusses, womit ein König sich belohnt sieht, der das Gesetz ehrt und beschützt; — und auf die andere Meineid und Wort-Bruch, und als Folgen dieser, Haß und Verachtung, neben diese, Angst und Unruhe, die von geheimen Unternehmen untrennbar sind; endlich die Gefahr, nach dem Mißlingen — dem gewöhnlichen Schicksale solcher Anschläge — das vorhergenossene Ansehn völlig zu verlieren, und urtheilen sie dann: ob diejenigen ihre Freunde seyn können, die sie vielleicht einst überreden wollen, nach einer andern Macht zu streben, als die ihnen nach den Grundgesetzen des Reichs zukommt."

Diese Ermahnung, besonders der Schluß derselben muß auf mancherley Betrachtungen leiten. Eine solche Warnung, ohne alle Veranlassung gegeben, scheint mit der Weisheit eines erfahrenen und das menschliche Herz kennenden Erziehers kaum vereinbar zu seyn. Man darf daher annehmen, daß er entweder schon in dem

Gemüthe des Jünglings, trotz seiner Verstellungskunst, Regungen erkannte, die auf künftige Unternehmungen dieser Art hinzudeuten schienen; oder daß es die Wirkung eines Parteygeistes war, welche dem Erzieher diese unzeitige Aeußerung entriß; gegen welchen sich auch die besten Köpfe und gebildetsten Menschen Schwedens in der damaligen Zeit — besonders des Adels — nicht ganz zu sichern vermochten.

In der That fand sich dies Uebel damals in Schweden in einem so hohen Grade, als vielleicht kaum je in irgend einem andern Staate. Man kennt die Hauptparteyen der Mützen und Hüte, und den Einfluß, welchen Rußland und Frankreich auf und durch dieselben übten.

Nur um einander entgegen zu arbeiten, neigte sich anfangs die eine, dann die andere dahin, — doch auch wohl nur scheinbar — die Absichten des Hofs zu unterstützen. Im Ganzen genommen und im Ernst bildete wenigstens der ganze Adel eine Aristokratie, welche darin übereinstimmte, die, schon zu einer fast gänzlichen Unwirksamkeit gebrachte, königliche Gewalt noch immer mehr herabzuwürdigen.

Dabey aber war der Adelstand wieder in sich selbst uneins. Die Häupter desselben suchten immer mehr eine Oligarchie zu begründen; die dadurch zurückgedrängte Mehrzahl der sogenannten Ritterschaft wollte eine Aristokratie. Die übrigen Stände strebten wieder diesen

entgegen, um durch die Begründung einer Demokratie sich selbst den überwiegenden Antheil an der Administration zu sichern.

Indem auf diese Weise die Reichsstände, oder der Reichstag, mit dem Reichsrathe um die höchste Gewalt rangen, und jedes Mittel ergriffen, sich dieselbe einander zu entreißen, versank die königliche Gewalt immer mehr in eine vollendete Nichtigkeit, wurde der Staat immer mehr seiner Kraft und Selbstständigkeit beraubt, immer mehr fremden Einflusse preisgegeben, und glich allerdings dem Bilde eines halb zertrümmerten, von empörten Wellen hin und hergeworfenen, Schiffes; unter welchen er auf der zum Andenken der, von Gustav in der Folge bewirkten, Revolution geschlagenen Medaille dargestellt wird.

Dies Uebel mußte um so gefährlicher werden, da sich der Parteygeist, bey manchen sehr wirksamen Personen, in die gröbste Egoisterey auflöste. Die Herrschbegierde mußte der Gewinnsucht weichen, und ein Plünderungs- und Bestechungssystem wurde immer allgemeiner. Der Antheil an der Administration wurde nur als ein Bereicherungsmittel angesehn, und eben das edle Motiv, was hier wirksam wurde, bestimmte die Machthaber, sich derjenigen Partey zu überlassen, welche, durch ihre Verbindung mit den erwähnten auswärtigen Mächten, die einträglichste war.

Wie wirkungslos und unangenehm, durch diese Umstände und Verhältnisse, die Lage des Königs werden mußte, darf wohl nicht erst ins Licht gestellt werden. Gustavs Vater, Adolph Friedrich, war ein verständiger, das Gute erkennende und wollende Fürst; aber er liebte die Ruhe und eine stille, nicht mit Hindernissen kämpfende Wirksamkeit. Es fehlte seinem Geiste an der Energie, die Verhältnisse zu beherrschen und Schwierigkeiten zu besiegen unternimmt, und seinem Charakter an der Festigkeit und Beharrlichkeit, welche zu der Ausführung schwieriger Unternehmungen nicht entbehrt werden kann.

Diese negativen Eigenschaften ließen ihn freylich die Unannehmlichkeiten seiner Lage nichts desto weniger lebhaft empfinden: und wenn dies sich vielleicht mehr in Klagen, als in Handeln äußerte, so mußte es auf den kräftigern und feurigern Geist des Sohns eben deshalb nur einen um so tiefern Eindruck machen, und ihn, schon bey Lebzeiten seines Vaters, zur Verstärkung der geringern Kraft desselben, durch seine größere, und im Jünglingsgefühle ihm noch größer scheinende, auffodern.

Jemehr er zum Manne reifte, desto mehr erfüllten diese Gedanken und Vorsätze seine Seele. Nach eben dem Verhältnisse aber verbarg er, mit zunehmender Sorgfalt, was in ihm vorging. Aeußerlich schien er ganz der zu seyn, den seine Erzieher aus ihm hatten

machen wollen. Ein überaus geschmeidiges Wesen, höchst gefällige Sitten, und eine Freundlichkeit und Milde, die sich gegen jeden auf gleiche Weise äußerte, und alles, was sich ihm näherte, zu bezaubern schien, verbargen den immer heißer erglühenden Ehrgeitz und Thatendrang, hinter dem Scheine des anspruchlosesten Charakters.

Ritterliche Uebungen, Beschäftigungen mit den Wissenschaften und Künsten, emsige Betreibung der Redekunst, als Liebhaberey; die feinern Vergnügungen des geselligen Lebens, und eine mit Geschmack vereinigte Prachtliebe schienen seine Lieblingsneigungen zu seyn, und keine andern Vorstellungen und Bestrebungen in ihm lebhaft werden zu lassen.

Nachdem er das zwanzigste Jahr erreicht hatte, verheirathete er sich, oder vielmehr, der Reichsrath verheirathete ihn, mit einer dänischen Prinzessin; wodurch jedoch in seiner Lebensweise und seinen Verhältnissen nichts verändert wurde.

Indessen gewann er immer mehr das Vertrauen seines Vaters, und durch dasselbe einen wirksamen Einfluß, auf die Entschließungen und Handlungen desselben.

Er dachte nun darauf, auch die Gunst des Volks sich zu eigen zu machen, und die Lage des Reichs und den Zustand der Provinzen näher kennen zu lernen. Zu dem Ende unternahm er, im Jahre 1768, eine Reise,

durch mehrere Provinzen seines Vaterlandes; auf welcher er beyde Zwecke auf das geschickteste und glücklichste erreichte.

Seine Freundlichkeit und Herablassung erwarb ihm überall eine fast enthusiastische Liebe, und das Vertrauen, welches dadurch geweckt wurde, die mannichfaltigen Klagen und Beschwerden, die bey ihm einliefen — besonders über den Verfall des Bergbaues, die Bedrükkung der Industriethätigkeit und das Versiegen der Erwerbsquellen — brachten seine Kenntniß der nachtheiligen Administration zu der lebhaftesten Anschauung, und begründeten bey ihm den Entschluß, so bald als möglich, zur Abhülfe dieser verderblichen Mängel thätig zu werden.

Nach seiner Zurückkunft machte er seinen Vater mit den bey ihm eingegangenen Beschwerden und seinen eigenen Beobachtungen, über den traurigen Zustand des Reichs bekannt, und überzeugte ihn von der Nothwendigkeit ernstlicher und wirksamer Maasregeln. Auf sein Andringen forderte sein Vater von dem Reichsrathe die Zusammenberufung des Reichstages. Und, als der Rath hiezu keine Geneigtheit bezeigte, bestimmte er ihn zu einem Schritte, der allerdings eine um so stärkere Sensation machen mußte, da er von einem Könige geschahe, den man bisher nichts weniger als Entschlossenheit und Festigkeit zugetraut hatte.

Der König begab sich (15 Dec. 1768) in den Reichsrath, foderte nochmals die Zusammenberufung der Stände, und da man auch jetzt keine Geneigtheit bezeigte, dieser Foderung zu entsprechen, so erklärte er: daß er, unter solchen Umständen, sich unfähig fühle, seiner Bestimmung ein Genüge zu leisten, und daher die Regierung niederlege. Er verließ darauf die Versammlung, und begab sich in sein Zimmer.

Ueber diese unerwartete Aeußerung des Königs betroffen, suchte der Reichsrath den König zur Zurücknahme derselben zu bewegen. Allein dieser beharrete nicht nur; sondern sandte auch seinen Sohn Gustav in die Reichsrathskanzelley, um die königlichen Siegel abzufodern. Als man sie ihm verweigerte, begab sich der Kronprinz nach den übrigen Landeskollegien, um den Entschluß seines Vaters dort anzukündigen, und zugleich ein gedrucktes Memoire auszutheilen, worin die Gründe dieser Entschließung ausführlich dargestellt waren.

Nun fanden sich bey dem Reichsrathe Deputationen dieser Kollegien ein, mit der Erklärung: daß sie sich unter den gegenwärtigen Umständen weder berechtigt, noch verpflichtet hielten, ihre Funktionen fortzusetzen. Die ganze Staatsverwaltung gerieth daher in Stillstand. Der Entschluß des Königs fing an ruchtbar zu werden, und die stärkste Sensation zu erregen. Der Reichsrath mußte einen Aufstand befürchten, und sah sich daher zur

Nachgiebigkeit gezwungen. Die Zusammenberufung der Stände wurde bewilligt, und nun übernahm der König (am 19.) die Regierung wieder.

Wiewohl die Reichsversammlung zu ihrem ersten Geschäfte machte, den Reichsrath, dem größesten Theile seiner Glieder nach, zu entsetzen; so wurde die Lage des Reichs doch nur wenig dadurch verändert, und die Administration um nichts dadurch verbessert. Nur eine andere Partey, die Partey der Hüte war itzt im Besitze der Macht, und mit ihr wurde der Einfluß Frankreichs für den Moment entscheidend. Eine Folge davon war, daß der Kronprinz, nebst seinem jüngsten Bruder, die Erlaubniß erhielten, eine längst gewünschte Reise zunächst nach Frankreich, und von hieraus in einige andere Länder Europens, zu unternehmen.

Beyde traten diese Reise auch mit dem Anfange des Jahrs 1771 wirklich an. Allein wenig Tage nachher, als sie zu Paris angelangt waren, starb (12 Febr. 1771) der König Adolph Friedrich. Gustav wurde nun sogleich zum Könige ausgerufen, und der Graf von Scheffer abgesandt, um ihm die Nachricht davon, und zugleich die sogenannte Versicherungsakte — eine Art von Wahlkapitulation — zur provisorischen Unterzeichnung zu überbringen.

In derselben wurde der König eidlich verpflichtet, die 1720 eingeführte beschränkte Regierungsform anzuerkennen, und alle, welche auf die Wiederherstellung

der unbeschränkten Königsgewalt, oder — nach dem Sprachgebrauche des Schwedischen Staatsrechts — der Souverainität denken, oder dazu Versuche machen würden, für seine und des Reichs Feinde und Verräther zu erkennen. Gustav äußerte kein Bedenken, diese Erklärung, durch seine Unterschrift der Versicherungsakte, von sich zu stellen.

Um diese Erklärung und den in derselben vollzogenen Vertrag mit der Nation zu ratificiren, mußten die Stände versammlet werden, wozu denn auch bereits der 13 Jun. des erwähnten Jahrs von dem Reichsrathe angesetzt war.

Der neue König wurde dadurch genöthigt, seine kaum angefangene Reise für jetzt zu beendigen, und in seine Staaten zurück zu eilen.

Von dem französischen Hofe sowohl, als der Nation hatte er jede Art der Beweise von Achtung und Beyfall erhalten, und erhielt sie überall, wo er auf seiner Rückreise verweilte. D'Alembert schrieb an Friedrich den zweyten: „Ihr würdiger Neffe scheint ganz in ihre Laufbahn eintreten zu wollen. — — Er nimmt aus Frankreich die allgemeine Verehrung und Liebe mit." Voltaire hatte ihm, von Fernay aus, ein Gedicht zugeschickt. Als er in Rheinsberg ankam, wurde er mit einer ländlichen Festlichkeit empfangen. Eine Schäferin nahte sich seinem Wagen, und überreichte ihm ein Körbchen mit Blumen, in welchem er folgende Verse fand:

Des lieux, où Vous entrés, ces fleurs font un image,
Les plaisirs y sont purs, comme ce simple hommage.
Grand Roi! pour Vous ils auront des attraits;
L'amitié, la tendresse en ont fait tous les frais.
Venés avec Adolphe exercer cet empire,
Qui rend, où Vous passés, tous les coeurs satisfaits.
A l'heureux Suedois nos enfans pourront dire:
Gustave ici regna, comme sur ses sujets.

In Schweden kam ihm das Wohlwollen des Volks entgegen, und nie hat wohl ein Monarch mit mehr Geschicklichkeit und Glück sich bemüht, sich desselben ganz zu bemächtigen. Er benutzte dazu die Leichenfeyer seines Vaters und seine Krönung auf das wirksamste.

Bey der Eröffnung des Reichstags legte er die erste öffentliche Probe seiner Beredtsamkeit ab; die einen um so größern Eindruck machen mußte, je weniger man daran gewöhnt war, Könige bey solchen Gelegenheiten, selbst reden zu hören.

Wie stark indessen auch dieser Eindruck im Ganzen genommen war, so blieb er doch in der Hauptsache wirkungslos. Der König ermahnte auf das Nachdrücklichste zur Eintracht, und bald zeigte sich, daß der Parteygeist und die Zwietracht nie thätiger und wirksamer gewesen waren, als auf diesem Reichstage. Der König wandte nun auch als Vermittler — wenigstens scheinbar die emsigste Bemühung an, Eintracht zu bewirken. — Allein es schien, als ob seine Bemühung der Zwietracht nur noch mehr Nahrung gäbe, und vielleicht war dies

auch

auch schon damals das, was der König eigentlich nur heimlich wünschte.

Acht Monate dauerte bereits der Reichstag, und noch hatte man sich mit nichts weiter, als mit der Revision der Sicherungsakte beschäftigt. Als man sie endlich dem Könige vorlegte, unterzeichnete dieser sie definitiv; — ohne sie gelesen zu haben. „Ich hoffe,“ soll er gesagt haben, „man hat dabey das Beste des Reichs zum Zwecke gehabt, und diesen Schwur habe ich lange schon in meinem Herzen abgelegt.“

Indem er auf diese Weise der ihm vorgelegten, die königliche Gewalt so sehr beschränkenden, Konstitution seine Zustimmung gab, stand nicht nur schon der Entschluß, sie zu vernichten, in seiner Seele fest; sondern er hatte auch schon angefangen, die Ausführung dieses kühnen Entschlusses vorzubereiten. Indem er scheinbar sich allein dem Genusse ländlicher Ruhe, auf seinen Lustschlössern und den anspruchlosen Beschäftigungen, mit den Künsten und Wissenschaften widmete, verbreitete er seine geheime Thätigkeit durch das ganze Königreich, um die Volksstimmung zu erforschen, und — seinen Absichten gemäß — zu organisiren.

Auf dem Reichstage nährte er eben so in Geheim die Streitigkeit, welche zwischen dem Ritterstande und den drey übrigen Ständen bereits zu einer fast gänzlichen Spaltung geworden war. Er ging dabey mit einer Vorsichtigkeit, Klugheit und Sicherheit zu Werke, von

von der in ähnlichen schwierigen Verhältnissen und bey Jünglingen seines Alters sich in der Geschichte nur wenig ähnliche Beyspiele finden dürften.

Die Zänkereyen der Reichsstände, welche die Aufmerksamkeit eines großen Theils sonst, den König belaurender Beobachter an sich hefteten, erleichterte ihm freylich seine geheime Wirksamkeit um vieles. Sie hatte außerdem noch den Erfolg, den er wieder als Vortheil für sich berechnen mußte, daß mehrere der wichtigsten und wirksamsten Personen sich aus Verdruß aller Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten enthielten, und auf ihre Landhäuser, zum Theil fern von der Hauptstadt, zurückzogen.

Der König hatte indessen einige unternehmende Köpfe unter dem Militair näher mit sich verbunden, und mit seinem geheimen Plane bekannt gemacht. Diese bildeten so nach und nach eine Art von Verbindung, besonders der jüngern Officiere, für die Absichten des Königs; ohne sie jedoch mit denselben bekannt zu machen.

Unter dem Vorwande, sie in der Taktik zu unterrichten, hatte ein Obrister, Sprengporten, wohl hundert und funfzig der besten Köpfe und kühnsten Waghälse unter den jungen Officieren in der Hauptstadt versammelt. Andere Emissarien waren unter den Regimentern in den Provinzen nicht minder thätig.

Mehr als alle seine künstlichen Vorbereitungen beförderte eine plötzlich entstandene Theurung die Absichten des Königs. Was Wirkung des Zufalls und der Umstände war, machte der Unmuth des Volks zu einer Wirkung der Reichsverwaltung. Ein Flugblatt, was nun, ohnstreitig wohl zur Benutzung dieses Umstandes für die Absichten des Königs, in den Provinzen verbreitet wurde, vermehrte diese Unzufriedenheit. Es wurden sogar in einigen Provinzen bedenkliche Gährungen wahrgenommen; welche den baldigen Ausbruch eines völligen Aufruhrs anzukündigen schienen.

Der Reichstag war indessen viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß er eine ernstliche und thätige Aufmerksamkeit auf alles dies hätte verwenden können. Die Partey der Mützen und mit diesen Englands und Rußlands hatte wieder das Uebergewicht gewonnen. Die drey untern Stände standen in offner Fehde gegen den Adel, und zeigten die ernstlichste Absicht, diesem bey ihrem itzigen Uebergewichte wieder zu vergelten, was sie von ihm lange genug hatten ertragen müssen.

Der Reichsrath war abermals verändert und mit Gliedern der itzt herrschenden Partey besetzt. In der Reichsversammlung hatten die drey untern Stände die Ernennung einer außerordentlichen Kommission durchgesetzt; wodurch sie sich den erlangten entscheidenden Einfluß völlig zu sichern hofften.

Indessen war der geheime Plan des Königs dem Zeitpunkte der Reife näher gekommen. Einige sehr bedeutende Männer — unter andern die Grafen Hermansson und Scheffer — hatten sich mit ihm zur Ausführung desselben vereinigt. Eine neue Konstitution war entworfen, und der Moment der Ausführung der Revolution vorbereitet. Die Brüder des Königs übernahmen es, sie in den Provinzen zu leiten, während der König sie in der Hauptstadt beginnen würde. Der älteste hatte sich nach Schonen begeben, unter dem Vorwande, seine Mutter, die einen Besuch bey ihrem Bruder, dem Könige von Preußen, abstattete, dort zu empfangen, und der jüngste hielt sich, wie man sagte, um den Gesundbrunnen zu Medewi zu gebrauchen, in Ostgothland auf.

Nachdem alles vorbereitet war, begann nun dem entworfenen Plane gemäß, die Revolution auf folgende Weise. Der Hauptmann Hellichius, Kommendant der kleinen Festung Christianstadt, einer der treuesten und kühnsten Anhänger des Königs, ließ am 12ten Aug. die Stadtthore verschließen, und ein Manifest bekannt machen, worin er, in seinem und der Besatzung Namen, den Ständen wiederrechtliche Gewalts-Handlungen und Angriffe auf die allgemeine Sicherheit vorwarf, und ihnen den Gehorsam aufkündigte. Zugleich ließ er die Stadtthore verschließen, und alle Zugänge sorgfältig besetzen. Auch wurden, theils zur Sicherheit, theils zum

Schein, einige Personen von Bedeutung, unter diesen auch einige Officiere, verhaftet; Niemanden aber weiter einige Gewaltthätigkeit oder Mißhandlung zugefügt.

Ebenfalls der Verabredung gemäß entwischte einer der zum Schein arretirten Officiere, aus dem Verhafte und aus der Festung, und eilte zu dem Prinzen Karl nach Landskrona, um ihm die Nachricht von diesem vorgespiegelten Aufruhre zu überbringen. Der Prinz versammlete die angesehnsten des Schonischen Adels, die sich damals bey ihm zu Landskrona aufhielten, und verlangte ihre Meinung zu wissen: ob es nicht rathsam sey, sogleich die in dieser Provinz liegenden Regimenter zu versammeln, und gegen Christianstadt zu marschieren, um den hier ausgebrochenen Aufruhr, ehe er sich weiter verbreiten könne, in der Geburt zu ersticken.

Nach der bestehenden Konstitution durften, während eines Reichstags, im Reiche keine Truppen versammlet und in Bewegung gesetzt werden. Hier schien aber der Nothdrang eine Anomalie zu rechtfertigen. Die angesehnsten vom Adel, unter ihnen der Feldmarschall, Graf Hamilton, gaben nicht nur dem Vorschlage des Prinzen völligen Beyfall, sondern munterten ihn auch auf, keine Zeit zu verlieren.

Sogleich wurden nun die nöthigen Maasregeln getroffen. Nach den gemachten geheimen Vorbereitungen war der Prinz sicher, bey dem Militair selbst keine Widersetzlichkeit zu erfahren. Er machte ebenfalls ein

Manifest bekannt, und erschien unter den Wällen von Christianstadt; um die Uebergabe zu begehren, oder eine Belagerung zu beginnen. Die Auffoderung wurde zurückgewiesen, und nun wurde die Festung angegriffen und vertheidigt. Doch wußte man sich bey diesem Kriegsspiele so geschickt zu benehmen, daß Niemandem etwas zu Leide geschah, so ernstlich es auch gemeint zu seyn schien.

Indessen hatte denn auch das Gerücht von in den Provinzen herrschenden Unruhen, die Aufmerksamkeit des geheimen Ausschusses der Reichsstände rege gemacht, und sie veranlaßt, einige aus ihren Mitteln abzusenden, um nähere Erkundigung einzuziehen. Nun erscholl die, durch das Gerücht vergrößerte, Nachricht, von der Empörung in Christianstadt, und verbreitete verhältnißmäßig Schrecken und Thätigkeit. Man fing an zu argwohnen, daß eine Partey zu Gunsten des Königs wirksam sey, oder doch vielleicht diese Umstände benutzen könne. Der geheime Ausschuß beschloß, den Prinzen Karl zurückzuberufen, und dem Reichsrath, Freyherrn Funk, das Oberkommando über die Truppen in Schonen zu übertragen. Dem Reichsrath, Grafen Kalling, übertrug er den Oberbefehl in der Residenz. Es wurde sogar der Vorschlag gethan, sich der Person des Königs zu versichern. Man begnügte sich indessen, ihn ersuchen zu lassen, daß er die Stadt nicht verlassen möchte, und — den Thor-

wachen den Befehl zu geben, ihn nicht hinaus zu lassen.

Noch immer spielte der König seine angenommene Rolle, und zwar mit so vieler Geschicklichkeit fort; — daß sich der Argwohn, wenigstens in Hinsicht auf seine Person, bald wieder fast gänzlich verlohr. Immer noch schien er von allem, was vorging, kaum eine historische Kenntniß zu nehmen. Als der Graf Rudbek, der als Deputirter des geheimen Ausschusses in Schonen gewesen war, ihm von dem Aufruhr in Christianstadt Bericht abstattete, beschäftigte sich der König sehr emsig mit der Zeichnung eines Musters zum Sticken, was er einer Dame zum Geschenk bestimmt hatte, und täuschte dadurch den Grafen, einen der Häupter der herrschenden Partey, so sehr, daß dieser mit der völligsten Zuversicht überzeugt wurde, und andere versicherte, dieser König werde nie einem Menschen auf Gottes Erdboden gefährlich werden.

Der König schien es kaum zu bemerken, daß man bey den Maaßregeln, welche getroffen würden, ihn nicht nur nicht zur Mitwirkung auffoderte, sondern daß sie auch zum Theil ganz eigentlich gegen ihn gerichtet waren. Der Ausschuß hatte verfügt, daß die Bürgerreiterey in der Hauptstadt patrulliren solle. Der König patrullirte häufig, sowohl bey der Nacht, als am Tage, mit; und erhielt dadurch Gelegenheit, durch seine Freundlichkeit und Herablassung diese Bürger-Miliz und in

ihr den Kern der Bürgerschaft der Hauptstadt zu gewinnen, sich oft zu zeigen, und die günstigen Eindrücke, welche er längst auf den großen Haufen gemacht hatte, aufzufrischen und zu verstärken.

Eben so benutzte er diese Gelegenheit, sich immer mehr Officiere, die sich bey diesen Patrulliren um ihn her zu versammlen pflegten, zu eigen zu machen; durch welche denn wieder die Soldaten der Garde und Artillerie-Regimenter, ohne irgend ein merkbares Zuthun, im Voraus ihm zugesichert wurden.

Nie hatte man den König heiterer, dem Scheine nach ruhiger und unbeschäftigter gesehn, als in diesen Tagen, der gefahrvollesten Unruhe und entscheidendsten Thätigkeit. Am Abend, vor dem zur Ausführung seines großen Plans bestimmten Tage, hatte er ein glänzendes Hoffest veranstaltet, und belebte durch seine frohe Laune alles, was daran Theil nahm.

Nach der Beendigung dieses Festes schrieb er einige Briefe, sein wichtiges Vorhaben betreffend; und nachdem er nochmals die Runde durch die Stadt, um die Wachen zu visitiren, gemacht hatte, legte er sich zur Ruhe, und schlief bis zu der Zeit, wo er gewöhnlich aufzustehn pflegte.

Am Morgen dieses Tages (des 19. Aug.) kündigte überhaupt nichts die außerordentlichen und gefahrvollen Veränderungen an, welche an demselben vor sich gehn sollten. Nachdem der König einen Spatzierritt

gemacht hatte, begab er sich in die Versammlung des Reichsraths, die wie gewöhnlich auf dem Schlosse gehalten wurde. Hier kam es, zwischen ihm und einigen Reichsräthen, zum ersten Male zu einem lebhaften Wortwechsel, dessen Gegenstand jedoch nicht genau bekannt geworden ist. Von hieraus verfügte sich der König zu Pferde nach dem Arsenal, wo er die dort aufziehende Wachtparade manöveriren ließ, und den Soldaten seine Zufriedenheit bezeigte.

Während er damit, und wie es noch immer schien, nur allein beschäftigt war, versammlete sich eine große Anzahl Officiere, auf die er rechnen zu können glaubte — in Folge eines geheimen Befehls — um ihn her. Diese begleiteten ihn dann nach dem Schlosse zurück, wo eben die Garde die Wache wechselte, also die abgehende und aufziehende Wache noch bey einander war.

Das bisher erzählte konnte noch keine besondere Aufmerksamkeit erregen; denn es war darin nichts ungewöhnliches. Auch daß das Volk zusammenlief, wo der König durchzog, und ihm Beweise seines Wohlwollens gab, kam täglich vor. Gewiß überraschte also die Revolution die Machthaber und das Publikum. Sie begann, so bald der König mit seinem Gefolge in den Schloßhof zurückgekommen war.

In einer kräftigen Anrede eröffnete er itzt den, um ihn in der Wachtstube versammleten, Officieren sein Vorhaben, und foderte sie auf, ihn dabey zu unterstützen.

Er schilderte ihnen die Lage des Staats und die Nothwendigkeit einer Revolution, und betheuerte, daß er nicht die Absicht habe, eine unbedingte Gewalt — oder wie es die Schweden nannten, Souveränität — an sich zu reißen. Es gelang ihm, die meisten von ihnen mit demselben Enthusiasmus für die Rettung des Vaterlandes zu erfüllen, der ihn zu beseelen schien.

Die meisten waren Jünglinge, also leicht zu bestimmen. Drey der ältern weigerten sich indessen standhaft, dem Könige ihren Beystand, wie er es verlangte, eidlich zuzusichern, indem sie den Eid vorschützten, den sie den Ständen, also auf die bisherige Konstitution geschworen hatten.

Einer derselben war ein Major, Cederström, der Kommendant des Bataillon Garde, was heute die Wache im Schlosse bezog, ein Mann von Bedeutung, sowohl in Hinsicht auf seinen Character, als auf seinen Posten.

Gleichwohl brachte dies unerwartete und wichtige Hinderniß den König auch nicht einen Augenblick aus seiner Fassung. Er bemühte sich, den Major auf andere Gesinnungen zu bringen, und da dies vergebens war, ließ er ihm und den andern beyden die Degen abnehmen.

Die übrigen leisteten nun den von dem Könige verlangten Eid der Treue und des Gehorsams; nachdem ein Lieutenant von der Garde, Namens Lieven, ihnen mit seinem Beyspiele vorangegangen war.

Jetzt kam der Gouverneur der Hauptstadt, der Graf Kalling, an die verschlossene Thür, und verlangte eingelassen zu werden. Es wurde ihm verweigert. Er berief sich auf seine Würde und sein Recht, bey der Austheilung der Parol zugegen zu seyn. Allein anstatt der Willfahrung erhielt er den Befehl, sich in den Reichsrath zu begeben, und dort den König zu erwarten. Es blieb ihm nichts übrig, als zu gehorchen.

Der König ertheilte sodann den ihm ergebenen Officieren seine fernern Befehle; und indem er zur Ausführung schritt, band er sich ein weißes Tuch um den linken Arm, und bestimmte dies als das Zeichen, woran er seine Freunde erkennen würde; woher noch itzt die Officiere, des schwedischen Heers, eine weiße Binde um dem linken Arme tragen.

Der König hielt zunächst eine Anrede an die Soldaten, und foderte sie auf, dem Beyspiele ihrer Officiere zu folgen. So unvorbereitet sie hierauf waren, so gaben sie doch sogleich, durch gemeinschaftlichen Zuruf, ihre Bereitwilligkeit zu erkennen.

Der König ließ nun die Zugänge zu dem Versammlungssaale des Reichsraths besetzen, und demselben anzeigen, daß er sich ruhig verhalten möge. Der geheime Ausschuß der Reichsstände, der hievon Nachricht erhielt, fand nicht für gut, eine ähnliche Maaßregel zu erwarten, sondern ging sogleich aus einander.

Der König begab sich nun, unter Begleitung einer ungeheuren Volksmasse, die ihm durch den lautesten Zuruf ihren Beyfall und ihre Theilnahme zu erkennen gab, nach dem Arsenale, wo er das Artillerie-Regiment hatte versammeln lassen. Eine Anrede, die er auch hier hielt, hatte eben den schnellen und günstigen Erfolg, als die erstere.

Nunmehr sah er sich schon an der Spitze einer nicht unbeträchtlichen Kriegsmacht. Man säumte nicht, die erforderlichen Maasregeln zu ihrer Benutzung zu ergreifen. Es wurden Kanonen auf dem Schloßhofe und auf den öffentlichen Plätzen aufgeführt, Wachen gehörig vertheilt. Mehrere Personen, von denen der König Widerstand besorgen mußte, wurden verhaftet. Die Stadtthore und alle Wirthshäuser und Weinkeller wurden verschlossen, und der König sorgte selbst für die Erfrischung derer, die um ihn waren, und sich seinem Dienste widmeten.

Durch öffentlichen Ausruf wurden alle Einwohner Stockholms ermahnt, sich ruhig in ihren Häusern zu halten, und die Thüren zu verschließen. Durch einen zweyten wurde jedermann angewiesen, keinen andern, als den Befehlen des Königs zu gehorchen.

Noch war ein wichtiger Posten zu okkupiren. Die Admiralität befand sich auf dem Schiffsholm, einer Insel, die nur durch eine Zugbrücke mit der Stadt verbunden war. Diese war anfangs aufgezogen, und dies

erregte die Befürchtung, daß man hier Schwierigkeit finden werde. Allein jetzt erschien eine Deputation der Admiralität, durch welche sie dem Könige ihre Treue und Ergebenheit zusichern ließ. Der König begab sich nun selbst dahin, und wurde von den Matrosen mit einem freudigen Hurrah! empfangen.

Gleiche Aeußerungen der Theilnahme erhielt er von der Bürgerschaft Stockholms, als er sich nach dem Schlosse zurück begab. Es war um fünf Uhr des Nachmittags. Der König hatte sein gefahrvolles und schwieriges Werk vollendet und erschien itzt, eben so heiter und unbefangen, als er erschien, da er im Begriff stand, es zu beginnen.

Er empfing hier die Glückwünsche der fremden Gesandten; welche er aus Fürsorge für ihre Sicherheit — wie er sagte, — heute hatte bey sich zur Tafel einladen lassen.

Gegen Abend wurden noch einige Personen verhaftet, aber, wie die übrigen, sehr gut behandelt. Auch ließ der König ihren Familien, in den theilnehmendsten und bestimmtesten Ausdrücken anzeigen, daß dies nichts als eine Sicherheits-Maasregel sey und daß die Verhafteten auf keine Weise etwas zu befürchten hätten.

Am folgenden Tage versammlete der König den Stadt-Magistrat, auf dem großen Markte, und machte ihnen hier, in einer ausführlichen Rede, die Absicht dieser Revolution bekannt. Er gab hier wieder, im Ange-

sicht einer ungeheuern Volks-Masse, die heiligsten Versicherungen, daß seine Absicht nicht sey, die Souveränität an sich zu zu reissen; sondern daß er nur die alte schwedische Freyheit wiederherstellen wolle, wie sie vor dem Jahre 1680 gewesen sey.

Er empfing auch hier, unter allgemeinem und frohem Zurufe, die Huldigung und den Eyd der Treue.

Noch war ein wichtiger Akt zur Vollendung der Revolution übrig. Die Stände mußten ebenfalls ihre Zustimmung zu der Revolution geben, und die neue Konstitution anerkennen. Der König ließ sie zu dem Ende, auf den folgenden Tag zu einer allgemeinen Versammlung, auf das Schloß zusammen rufen.

Auf das sorgfältigste wurden Maasregeln getroffen, um jede etwanige Regung des Korporations-Geistes zu unterdrücken, und von jedem Versuche des Wiederstandes zurückzuschrecken. Der Schloßhof war mit einem sehr zahlreichen Militär besetzt; gegen den Versammlungs-Saal waren Kanonen aufgepflanzt und bey jede Kanone ein Artillerist, mit einer brennenden Lunte in der Hand, gestellt; kein Stand durfte sich besonders versammeln. Alle Glieder der Reichsversammlung mußten sich einzeln und ohne Gefolge einfinden und ohne Rücksicht auf Rang und Verhältnisse, wie sie in den Versammlungs-Saal eintraten, niedersetzen.

Wie alles versammlet war erschien der König, von einer großen Anzahl Officiere begleitet und in ungewöhn-

lichen Pomp. Sobald er den Thron bestiegen hatte, gab er selbst, mit dem silbernen Hammer, einem Erbstücke Gustav Adolphs, das dreymahlige Zeichen zum Stillschweigen, und begann dann seine Anrede; in welcher er zunächst eine eben so kräftige als wahre Schilderung des Zustandes des Reichs vorlegte. „Ihr wißt selbst,“ fuhr er dann fort, „daß ich weder Mühe noch Kränkungen gescheut habe, um die Zwietracht von Euch zu entfernen. Eintracht! Gehorsam gegen die Gesetze! und durch diese neuer Ruhm, neues Glück für Schweden! dieß war von Anfang an unablässig mein Zuruf an Euch. Gern opferte ich alles auf, was als Mensch, oder König mir werth seyn konnte, keinen Versuch, keinen Schritt fand ich zu mühsam, um zu diesem die Nation beglückenden Ziele zu gelangen. Oder ist einer unter Euch, der dieß leugnen möchte? — Er scheue sich nicht, er trete auf und rede!“ —

Nachdem er diese letzten Worte, mit erhöhter Stimme und einem scharfen, über die Versammlung hingeworfenen Blicke gesagt hatte, hielt er einige Augenblicke inne, und da keine Antwort erfolgte, fuhr er fort, die Wirkungen des ewigen und unglücklichen Partheykampfs zu entwickeln, und hierauf den Beweis der Nothwendigkeit einer Reform der Verfassung zu begründen. „Ich habe geschworen,“ so schloß er, „über ein freyes Volk zu herrschen. Glaubt nicht, daß der gegenwärtige Augenblick mich hinreissen werde, eines Schwurs zu

vergessen, der nicht aus Zwang, sondern aus der innigsten Ueberzeugung geleistet worden ist. Es lebe die Freyheit! aber es sterbe die Zügellosigkeit! Es herrsche das Gesetz; Willkühr werde unterdrückt und vertilgt, freye, glückliche Bürger sollen alle Schweden seyn. Durch das Gesetz, durch Schutz des Eigenthums, durch freyen Betrieb jedes ehrbaren Gewerbes, durch Erhaltung guter Ordnung, in den Städten und auf dem Lande, durch die lebendigste Sorgfalt, das allgemeine Wohl zu befördern, und jedem insbesondete Frieden und Ruhe zu sichern, sollt ihr mich als König erkennen. Männer, welche die Ewigkeit nennen wird, saßen vor mir auf diesem Throne. Weit entfernt, von dem vermessenen Stolze, mich ihnen zu vergleichen, nehme ich es doch mit jeden von ihnen, an Liebe für mein Volk und an Eifer das beste desselben zu besorgen, auf. Wenn in Eurer Brust gleiche Gesinnungen wohnen, so soll die schwedische Nation bald wieder der Glanz umstrahlen, der einst die Augen der Welt auf sich zog, und unser Glück, wie unsern Ruhm machte. — Auf diesen Zweck allein hinführt das Grundverfassungs-Gesetz, welches man Euch nun vorlegen und wozu man Eure Genehmigung fordern wird."

Diese Genehmigung erfolgte denn auch, unmittelbar auf die Vorlesung der neuen Constitution. Nachdem dieselbe, durch Unterschrift und Schwur bekräftigt war, erhob sich der König von seinem Sitze und foderte die Versammlung auf, gemeinschaftlich mit ihm, dem All-

mäch-

mächtigen zu danken: daß er dieß glückliche Ereigniß habe geschehen lassen. Er nahm darauf die Krone ab, zog ein Gesangbuch aus der Tasche und stimmte selbst das Tedeum an. Nach beendeten Gesange ging die Versammlung auseinander.

Der Sturm war nun vorüber. Ihm folgte eine heitere beglückende Stille. Nur mit dem Reichs-Rathe nahm der König noch eine Veränderung des Personals vor. Doch wurden die meisten, anfangs entlassenen, bald nachher wieder eingesetzt. Fast alle übrigen Staatsdiener blieben in ihren Aemtern. Die Verhafteten wurden bald wieder in Freyheit gesetzt, und so die Veränderung der Regierungsform und Verwaltung, ohne alles Geräusch und irgend einen Widerstand vollendet.

Die Stände sandten dem Könige eine in kriechenden Ausdrücken abgefaßte Dankaddresse; daß er, mit Gefahr seines Lebens, das Vaterland gerettet habe, und liessen eine Denkmünze prägen, auf welcher ein vom Schiffbruch gerettetes Fahrzeug und ein König am Steuerruder abgebildet war, mit der Unterschrift: das gerettete Schweden.

Nachdem der Reichstag aufgelöst war, unternahm der König eine Reise, durch einige Provinzen seines Reichs. Er machte diese Reise, wie seine ältesten rittermäßigen Vorfahren, nicht in einer Kutsche, sondern zu Pferde; — und zwar in einer Jahrszeit, (November) die, besonders nach Norwegen zu, wohin seine Reise

hauptsächlich gerichtet war, schon beynah den höchsten Grad der Rauhigkeit erlangt hat.

Ueberall, wohin er kam, bezauberte er das Volk, durch seine Freundlichkeit, seine Herablassung und die Bereitwilligkeit, alle Beschwerden anzuhören und abzustellen.

Manche wirklich trefliche und wichtige Einrichtungen und Reformen wurden denn auch, nach seiner Rückkehr, in der Staatsverwaltung vorgenommen, die größtentheils von ihm selbst ausgingen und unverkennbar bewährten, daß er damals noch nicht blos herrschen, sondern auch regieren wolle. Die nähere Angabe und Würdigung derselben wird hier billig übergangen; sie gehört in die Staaten-Geschichte. Wir bemerken hier nur im allgemeinen, daß der König in den nächsten sechs Jahren, nach der Revolution, so weit die Beobachtung reicht, nur bemüht war, seine Bestimmung, als Regent zu erfüllen, daß sie daher für Schweden ohnstreitig die wohlthätigsten, für ihn selbst die genußreichsten, überhaupt die einzigen — wirklich ruhigen und glücklichen seiner Regierung waren.

Von Zeit zu Zeit machte er Reisen, durch einen Theil seines Reichs, die für ihn nie ohne Belehrung, für seine Unterthanen nie ohne Nutzen blieben.

Im Jahre 1775 wollte er das weite und öde Finnland zum erstenmale besuchen. Bey dieser Gelegenheit gab er einen recht auffallenden Beweis, wie sehr es ihm

Ernst sey, solche Reisen ihren Zwecken gemäß zu benutzen; zugleich auch wohl, sich die Gunst des Volks zu erwerben. Ganz in Geheim hatte er die finnische Sprache erlernt, und ohnerachtet der Schwierigkeiten und der gänzlichen Abweichung derselben von der schwedischen, es darin zu einer solchen Fertigkeit gebracht, daß die Landeseinwohner darüber in das lebhafteste Erstaunen geriethen, und mit freudiger Ueberraschung, in ihrem Könige einen der Ihrigen zu erkennen glaubten.

Auch diese Reise hatte wichtige und wohlthätige Folgen für diesen bisher von seinen Beherrschern, wenig beachteten und gekannten Theil des schwedischen Reichs. Die ganze Verfassung desselben, die der König selbst an Ort und Stelle und durch häufige Unterredung, mit Einwohnern aus allen Ständen, in ihrer Mangelhaftigkeit kennen gelernt hatte, erfuhr eine radikale Reform, wodurch allerdings die Vermehrung der Kultur auf eine sehr wirksame Weise befördert wurde.

Um das, für Schweden so wichtige, bisher aber immer noch unzuverlässige nachbarliche Verhältniß, mit Rußland näher zu bestimmen und fester zu stellen, machte Gustav, im Jahr 1777, eine Reise nach St. Petersburg; wodurch er diesen Zweck vollkommen erreicht zu haben schien. Die persönliche Hochachtung und Freundschaft der Regenten schienen sich hier mit der Politik ihrer Kabinette vereinigt zu haben, um ein unzerreißbares Bündniß, für beyde Staaten zu knüpfen. Der Erfolg

überzeugte indessen den Beobachter nur zu bald, daß auch hier nur Schein für Wirklichkeit gegeben war.

Nach der Rückkehr Gustavs verging ihm noch ein Jahr der vollkommensten Ruhe und mannigfaltigen Genusses, welchen ihm hauptsächlich seine Beschäftigung mit den Künsten gewährte. Seine Vergnügungen führten indessen auf die ungewöhnliche Beobachtung, daß mit dem zunehmenden männlichen Alter, die Seelenkraft, die sonst mit der Zunahme desselben abzunehmen pflegt, bey ihm immer mehr exaltirt, immer wirksamer wurde. Immer mehr verrieth sich bey ihm itzt ein Hang zum Romantischen und Heroischen. Die alte Ritterzeit und die Feenwelt gewährten ihm seine Lieblingsunterhaltungen. Er verfertigte selbst Opern, und zog diese Art von Schauspielen allen andern vor. Was aber allgemeine Verwunderung erregen mußte, war, ihn, der als Jüngling so männlich zu handeln verstand, itzt als Mann sich mit Kinderspiel beschäftigen zu sehn. Gustav, der sich sogern den Retter Schwedens nennen ließ, schien sich doch noch besser in einer alten Ritter-Rüstung zu gefallen; in welcher er auf einem Turniere zu Ekholmsund erschien, das er in die ganze Welt hin ausgeschrieben, und wozu er, durch einen feindlichen Fehdebrief — alle auswärtigen turnierfähigen Ritter eingeladen hatte: in voller Rüstung, mit Streitkolben, Lanzen, Wurfspiessen, Degen und Pistolen zu erscheinen, und gegen ihn und sechs andere Ritter den Satz zu be-

kämpfen, daß späte Liebe fester und daurender, als frühe Liebe sey.

Das Glück, was dieser König und dieß Land unter seiner Regierung genoß, erhielt in diesem Jahre noch einen Zuwachs, durch die Hoffnung, auf einen Thronerben, welche die eingetretene erste Schwangerschaft der Königin erregte. Allein noch eh sie erfüllt wurde, ergaben sich, auf dem in diesem Jahre gehaltenen Reichstage, Andeutungen, welche als Vorzeichen künftiger wichtiger Stöhrungen der Ruhe des Königs und des Reichs betrachtet werden konnten.

Der Adel hatte zwar ertragen, daß die königliche Gewalt ihn besiegt und seines ehmahlichen Antheils, an der Regierung, fast gänzlich beraubt hatte; aber er hatte es keineswegs völlig verschmerzt und vergessen. Vielmehr, nachdem die erste Ueberraschung und Bestürzung vorüber war, wurden auch Ideen und Gefühle wieder lebhafter, die gerade das Gegentheil von Zufriedenheit und Resignation enthielten. Auf dem Reichstage wurden sie sogar zu Aeußerungen, die dem König bestimmten, denselben plötzlich aufzulösen, und vor der Hand keinen wieder zusammen zu berufen.

Eine schon früher gegebene Verordnung, welche den schwedischen Bauer verbot, sein Lieblingsgetränk den Brantewein, — wie er seit Jahrhunderten berechtigt und es gewohnt war — sich, nach Bedürfniß selbst zu bereiten, erregte und erhielt auch unter diesem Stande,

eine Unzufriedenheit, die nicht selten in lautes Murren überging. Es kamen itzt auch schon Schmähschriften zum Vorschein und im Jahre 1783 brach in Dalekarlien ein völliger Aufstand aus; der zwar durch Militärgewalt, bald gedämpft wurde, aber doch eine sehr bedenkliche Verstimmung der Gesinnungen hinterließ.

Der Bürgerstand, besonders die Bürgerschaft von Stockholm hing ihm indessen noch enthusiastisch an; wovon folgende Thatsache wohl als Beweis angeführt werden darf.

Der König hatte bey einem Sturz, mit dem Pferde, den Arm gebrochen. Nach seiner Wiederherstellung machte er einen abermaligen Besuch bey der Kaiserin von Rußland, in dem erwähnten Jahre, zu Friedrichsham, wo sich Katharine, um mit ihm zusammenzutreffen eingefunden hatte. Nachdem er nun wieder nach Stockholm zurückgekehrt war, machte die Bürgerschaft eine Fundation von zwey und siebzigtausend Thaler Kupfermünze, um davon eine bestimmte Anzahl von Wundärzten zu besolden; welche die Verpflichtung haben sollten, alle die einen Arm oder ein Bein brechen würden, unentgeltlich zu heilen.

Im Herbst eben dieses Jahrs unternahm Gustav eine Reise durch Deutschland nach Italien, in der vorgegebenen Absicht, zur Stärkung seiner geschwächten Gesundheit, die Bäder in Pisa zu gebrauchen. Er besuchte indessen auch Genua, Florenz und Rom.

Hier, in dem eigentlichsten Sitze des Schönen, wo seine Phantasie die mannigfaltigste und reichste Nahrung fand, hielt er sich am längsten auf. Er traf hier mit dem Kaiser Joseph dem zweyten zusammen; sah den Papst oft, und hielt mehrere geheime Unterredungen mit ihm, die sehr natürlich zu allerley Vermuthungen Veranlassung gaben.

Nachdem er auch Neapel besucht hatte, verließ er, am Ende des Aprills 1784, Italien, um sich nach Frankreich zu begeben.

Hier verfolgte er, neben dem Genusse, auch politische Zwecke. Er brachte es dahin, daß ihm ein großer Theil der seit einiger Zeit zurückbehaltenen Subsidien-Gelder sogleich ausgezahlt, und durch einen besondern Traktat, die fernere Zahlung und andere Vortheile gesichert wurden.

Nach seiner Rückkehr von dieser Reise (im August, des erwähnten Jahrs) begann nun die letzte unruhvollste Periode des Lebens dieses Regenten; in welcher sich das Schicksaal mit seinem stets wachsenden Ehrgeitze und seiner zunehmenden Eitelkeit förmlich verbunden zu haben schien, ihn planmässig dem Untergange zuzuführen.

Die erste Unruhe verursachte ihm eine Hungersnoth, die Tausende von Menschen hinwegraffte, und der er mit aller Anstrengung nicht zu steuern vermogte.

Dann erfuhr er die Kränkung, daß die Reichsstände, die er abermahls nach sechs Jahren — viel-

leicht nur, um sich das Ansehn der Konsultation derselben zu geben, zusammen berufen hatte, — fast alle seine Vorschläge verwarfen. Ja, er sah sich sogar genöthigt, einige Königsrechte aufzuopfern, in deren Besitz seine Vorfahren gewesen, und welche für die Absichten seines Ehrgeizes und seiner Herrschsucht von entschiedener Wichtigkeit waren.

So konnte er den Zuwachs des Misvergnügens unter der Nation und die Zunahme entgegen wirkender Kräfte nicht verkennen. Auch gab er dieß bey der Aufhebung des Reichstags (am 23. Jun. 1786) deutlich genug zu erkennen, und erklärte gerade zu, daß er die Stände in langer Zeit nicht wieder zusammenberufen würde.

Allein sein böser Genius, oder vielmehr sein stets wachsender und unruhig strebender Ehrgeitz fügten es anders. Es scheint, daß die gährende Aufregung der Kräfte, die gegen das Ende des vorletzten Jahrzehnts des achtzehnten Jahrhunderts sich allmählich durch die Gemüther fast aller ausgezeichneten Menschen — nach dieser oder jener Richtung hin, — verbreitete, auch das seinige ergriffen habe. Seine exaltirte Phantasie schmeichelte ihn mit der eitlen Vorstellung, daß er eines großen Ansehens, unter den größten Mächten Europens genösse, und in dem Besitz einer furchtbaren Macht sey. Er glaubte sich den Ruhm eines großen Politikers und Regenten zu eigen gemacht zu haben,

und wünschte nun sehnlichst, sich auch den — den glänzendsten von allen — eines Helden zu erwerben. Der Zeitpunkt schien ihm, wie die Verhältnisse Europens — um das Jahr 1788 — dazu besonders günstig zu seyn; der Gegenstand und der Vorwand eines Kriegs waren dann leicht gefunden.

Zwischen Rußland und der Pforte war der Krieg ausgebrochen. Zwischen Schweden und der Pforte bestand (seit 1739) ein Vertheidigungsbündniß, nach welchem der Angegriffene von dem andern Beystand erwarten konnte.

Preussens damaliges Verhältniß gegen Polen, Rußland und Oestreich machte Gustav vielleicht glaubend, daß er bey dieser Macht eine wirksame Unterstützung finden würde.

Ueberdieß hielt er sich selbst von der Kayserin beleidigt, und indirekt wenigstens schon angegriffen. Er beschuldigte sie, Emissarien in Schweden unterhalten zu haben, um die Unzufriedenheit, besonders des Adels, zu nähren, und Zwietracht und Aufruhr zu befördern. Ob dieß sich so verhielt, als es beym Ausbruche des Kriegs die öffentlichen Erklärungen des Königs darstellten, und ob dieß, wenn es sich so verhielt, den König vor dem Richtstuhle der Gerechtigkeit und Humanität, wegen dieses Kriegs, hinlänglich rechtfertigen konnte, ist hier der Ort nicht zu untersuchen. Genug, daß (im Jun. 1788.) ein beträchtliches Heer Schweden nach Finnland in Be-

…ung gesetzt wurde, und der König, noch in eben dem Monathe, selbst dahin absegelte.

Vor seiner Abreise nahm er in einer sehr pathetischen Rede von dem Reichsrath Abschied; in welcher er, unter andern, folgende auffallende und sehr charakteristische Aeußerung machte: „Mein Entschluß ist gefaßt,“ sagte er, „den Tod für das Vaterland zu sterben. Sollte aber das Schicksal die Waffen meines tapfern Volks begünstigen; so will ich, von den Denkmählern des russischen Uebermuths, nichts verschonen, als die Bildsäule Peters des Großen; um auf ihrem Fußgestelle den Namen Gustav zu verewigen.“

Unbemerkt blieb auch nicht, daß dieser Heroe sich in Schuh und seidenen Strümpfen, behangen mit allen seinen Ordensbändern und geschmückt, wie zu einem Hoffeste, zu diesem Feldzuge einschiffte. Auch war dieß wohl wenig geeignet Kriegern Vertrauen einzuflößen, bey denen das Andenken an Karl den zwölften, noch zum Theil in Anschauungen, oder begeisterten Erzählungen fortlebte.

Der Contrast, zwischen Gustavs und Karls des zwölften Aeußern, mußte diesen um so widerlicher auffallen, da Gustav, mit eben dem Vorsatze als Karl der zwölfte, gegen die furchtbare russische Macht auszog. Karl wollte Peter den ersten entthronen, Gustav, Katharinen die zweyte. St. Petersburg zu erobern schien ihm ein leichtes und gewisser-

maßen nur die Vorbreitung zu seinen eigentlichen Eroberungen zu seyn. Gewiß sind wenig Eroberer mit so gigantischen Planen und so romanhaft festen Vertrauen auf ihre Kraft und ihr Glück ausgezogen, als Gustav; aber gewiß haben auch nur wenige diese Plane und dieses Selbstvertrauen so schnell und auf eine so demüthigende Weise vernichtet gesehn.

Dem Plane des Königs nach, sollte ein combinirter Angriff auf die Festung Friedrichsham den Anfang der Unternehmungen machen. Alles war dazu vorbereitet. Allein, als der König dem Landheere den Befehl zum Angriffe ertheilte, machten einige der angesehnsten Officiere Schwierigkeiten, und da der König sie nicht erheblich genug fand, um von seinem Angriffsplan abzugehn, erklärten sie gerade zu, daß sie zwar bereit wären, ihr Vaterland jeden Augenblick in jeder Gefahr zu vertheidigen; aber in einem Angriffskriege sich nicht gebrauchen lassen würden; weil der König dazu nicht berechtigt und kein gültiger Grund dazu vorhanden sey.

Als der König sich voll Bestürzung und Unmuth nun an die Soldaten wandte, legten mehrere Regimenter die Gewehre nieder und erklärten: daß sie keinen Schritt vorwärts rücken würden.

Wer mag die Kränkung beschreiben, welche dieser ehrgeitzige und eitle König itzt, in dem Augenblicke empfand, da er die Laufbahn der Ehre und des Ruhms geöffnet, und sich, in seiner exaltirten Phantasie, seinem

Ziele schon nahe sah! Alle seine — persönliche und Königs-Autorität war, mit der glänzenden Aussicht, auf Eroberung und Ruhm, verschwunden.

Die aufrührischen Officiere verließen das Heer; wahrscheinlich mit dem Entschluß, noch weiter hinausgehende Plane zu verfolgen. Auch der König verließ das Heer und begab sich mit seinem Unmuthe, nach seinem Lustschlosse Haga, in die Einsamkeit.

Seine Lage war eben so mißlich, als sie demüthigend war. Die aufrührischen Officiere standen in Verbindung, mit der großen Anzahl von Unzufriedenen, in allen Ständen und allen Theilen des Reichs. Gustav mußte den Plan voraussetzen, die von ihm vernichtete aristokratische Verfassung wiederherzustellen.

Dazu kam, daß die Dänen, als Bundesgenossen Rußlands, von Norwegen aus, in Schweden eindrangen, und Anstalten trafen, die Festung Gothenburg zu belagern. Die Garden und einige andere Truppen reichten nicht einmal hin, die Besatzung dieser Festung auch nur in den nothdürftigsten Vertheidigungsstand zu setzen. Den eindringenden Dänen ein Heer entgegen zu setzen, daran war gar nicht zu denken.

Der Reichsrath drang wiederhohlt in den König, daß er die Reichsstände zusammen berufen möchte. Auch schien dieß nothwendig und gleichwohl, war es, unter den damaligen Umständen, höchst gefährlich. In dieser Verlegenheit gab ihm wahrscheinlich die Erinnerung an

Gustav Wasa, den er so gern zu seinem Vorbilde machte, einen Gedanken ein, der allerdings wohl der glücklichste und wirksamste war, den er haben konnte.

Dieser Entschluß war eine Reise nach Dalekarlien. Er besuchte die größern Wohnorte des alten kernhaften Volks dieser Provinz, einen nach den andern, hielt Anreden an das Volk, klagte ihm seine Noth, und foderte es auf, ihm und dem bedrängten Vaterlande beyzustehn.

Seine Beredtsamkeit hatte hier den besten Erfolg. Die Dalekarlier erboten sich, eine beträchtliche Mannschaft aus ihren Mitteln, zur Vertheidigung des Vaterlandes zu stellen. Ihr Beyspiel wirkte auf die benachbarten Provinzen, und im kurzen war ein achtbares Heer freywilliger Kämpfer, für ihr Vaterland und ihren König, beysammen.

Der König eilte nun nach der Festung Gothenburg, die von den Dänen sehr bedrängt und schon für verlohren geachtet wurde. Durch seine Ankunft und seinen Muth rettete er sie, von der Uebergabe an den Feind; wozu der Kommendant schon die Einleitung gemacht hatte. Sein Muth belebte den Muth der Garnison und der Einwohner. Preußens und Englands Dazwischenkunft befreyten ihn bald ganz von diesem Feinde; und gaben ihm Gelegenheit, seine nun erlangten Kräfte, in den folgenden Feldzügen ganz gegen Rußland zu wenden.

Um sie indessen alle aufbieten und anwenden zu können, mußte er sich entschließen, einen Reichstag zusammen zu berufen. Ohnerachtet ihm, in den dalekarlischen Kriegern für den Nothfall, gegen widersetzliche Reichsstände und aufrührerische Verbindungen, eine bewaffnete Macht zu Gebote stand, auf die er sich verlassen konnte; so blieb seine Lage doch immer noch höchst mißlich.

Bey dem schwedischen Heere in Finnland dauerte noch immer der Aufruhr fort. Die wiedersetzlichen Officiere hatten es sogar gewagt, sich an die Kaiserin von Rußland zu wenden, und sie zu fragen: ob und in wiefern sie geneigt sey, mit den Reichsständen, des Friedens wegen, zu unterhandeln, dafern solche ordnungsmäßig versammlet würden? Wie mochten sie diese Aeußerung machen, wenn sie nicht Verbindungen hatten, welche sie, im Falle der Zusammenberufung der Stände, ihrer Sache gewiß seyn ließen. Die Officiere gingen noch weiter; sie schlossen einen förmlichen Bund unter sich, und einen Waffenstillstand mit den Russen; welchen letztern sich der Bruder des Königs, der den Oberbefehl führte, genöthigt sahe, zu unterzeichnen.

Indessen, wenn der König im voraus, von dem Adel, selbst vielleicht offenbare Widersetzlichkeit erwarten mußte; so scheint es, als habe er gewußt, daß er in den übrigen drey Ständen auf die Mehrheit werde rechnen können. Er ergriff daher, sobald die Stände sich

versammlet hatten, die Maasregel, einen geheimen Ausschuß erwählen zu lassen; in welchem zwölf Glieder aus dem Adel, und sechs aus jedem der übrigen Stände sitzen, und welche mit ihm die Angelegenheiten des Staats besorgen sollten.

Dieser Kunstgriff bewährte sich bald in dem günstigsten und wirksamsten Erfolge. Die Widersetzlichkeit, welche der Adel gleich anfangs offenbar und hartnäckig genug zeigte, konnte nun ziemlich ruhig von ihm angesehn werden. Zwar geschahen von dem Adel, besonders den wichtigsten erklärten Gegnern des Königs unter demselben, den Grafen Fersen und Freyherrn de Geer, sehr kühne Schritte, durch welche ganz bestimmt die Absicht, die alte Verfassung (von 1720) wieder herzustellen, zu erkennen gegeben wurde. Zwar versuchte der König vergebens, die Widerspenstigen durch die Kraft seiner Beredsamkeit zu erschüttern, zwar blieb hier selbst die drohende Erklärung ohne Wirkung: daß er nicht dulden werde, daß die, welche mit vermeßner Hand den Thron seines Vaters erschüttert hätten, auch ihm den Zepter aus der Hand rissen — — daß eher seine Hand erstarren, als etwas für das Reich schimpfliches unterzeichnen solle. Allein eine desto größere und allgemeinere Willfährigkeit fand er dagegen bey den drey übrigen Ständen.

Da die beharrliche Widersetzlichkeit des Adels die üble Folge hatte, daß sie die Geschäfte verzögerte, und

die kostbare Zeit unnütz vorübergehn ließ, so sandten die drey übrigen Stände eine Deputation an den König, um ihn zu ersuchen, daß er alle ihm dienlich scheinenden Mittel anwenden möchte, um die nöthigen Beschlüsse zu bewirken.

Der König glaubte nun abermahls einen durchgreifenden, entscheidenden Schritt wagen zu können. Er ließ die Häupter des widersetzlichen Adels verhaften, und denen dann versammleten Ständen, eine — neue Vereinigungs- und Sicherheitsakte vorlegen, die freylich von ganz anderer Art war, als sie der Adel projektirte. Der König erhielt durch dieselbe noch ausgedehntere Rechte, als er bisher besessen hatte.

Aber eben deshalb weigerte sich auch der Adel standhaft, sie zu unterzeichnen. Von den drey übrigen Ständen war dies sogleich mit der größesten Bereitwilligkeit geschehen. Der König, der nur ungern zu Gewaltsmaasregeln schreiten wollte, ließ dem Adel Bedenkzeit. Allein er beharrete auch itzt bey seiner Weigerung. Der König ließ nun von dem Land-Marschall, der ihm ergeben war, die Akte, im Namen des Adels unterzeichnen. Nun protestirte der Adel laut und feyerlich.

Indessen nahte die Zeit des Feldzugs heran, und die Geschäfte wurden immer noch durch die Widersetzlichkeit des Adels aufgehalten. Der König glaubte nun auf irgend eine Weise enden zu müssen. Er begab sich,

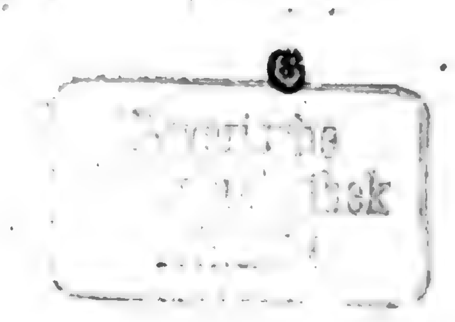
unter

unter einer starken militärischen Begleitung, nach dem Ritterhause, dem Versammlungsorte des Adels. Die Akte wurde nun unterschrieben, und der Reichstag, nachdem die von ihm verlangten Geldbewilligungen gemacht waren, aufgehoben.

Nunmehr wurde der Krieg, mit der höchsten Anstrengung der Kräfte und wechselndem Glücke, von beyden Seiten fortgesetzt. Blutige Schlachten wurden, besonders zur See geliefert, und bald wurde Rußland, bald Schweden bedroht.

Das letzte gerieth zuletzt, und zwar in die dringendste Gefahr. Gustav hatte mit hoher Anstrengung, und allerdings auch — selbst im Unglück — mit Ruhm, ritterlich gegen die Uebermacht gekämpft. Sein rittermäßiger Muth hatte ihn und Schweden aber auch an den Rand des Verderbens gebracht, und selbst der glänzende Sieg, den er am 9. Jul. des Jahrs 1790 mit seiner Scherenflotte erfocht, konnte ihm nur eine — nichts weniger als sichernde — Frist verschaffen.

Er erkannte endlich, daß es kein ander Mittel gebe, um dem, sich selbst thörigt bereiteten, Untergange zu entgehn, als Frieden zu suchen. Katharina bewilligte ihn gern, da sie wußte, was Gustav noch nicht bekannt war, daß England und Preußen sich vereinigt hatten, Schweden zu Wasser und zu Lande auf das kräftigste beyzustehn.



Der Friede würde, in der Ebene von Werelä, zwischen den Vorposten der Armeen beyder streitenden Mächte, unter einem großen Zelte, unterhandelt, und da beyde Theile Gründe hatten, die Unterhandlungen möglichst abzukürzen, schon am 14. August 1790 abgeschlossen.

Gustav gewann nichts, als eine sehr nachdrückliche Lehre der Weisheit, die ihn gleichwohl — wie der Erfolg lehrte — um nichts weiser machte. Nicht nur bereute er ohnstreitig, als er die Dispositionen Preussens und Englands hinterher erfuhr, so voreilig den Frieden abgeschlossen zu haben; sondern er dachte auch wahrscheinlich schon damals auf einen neuen Krieg, durch welchen er den Ruhm des Heroen ganz zu erlangen hoffte, den er in diesem Kriege nur halb hatte erringen können.

In dem eben beendigten Kriege, wollte er eine unbeschränkte Monarchin vom Throne stoßen. Nunmehr faßte er den Entschluß, einen bedrängten Monarchen wieder auf seinem Throne zu befestigen, und in seine unbeschränkte Gewalt einzusetzen. Seine Ruhmbegierde, anstatt zu einem Rückschritte bewogen zu seyn, war offenbar einen großen Schritt weiter vorwärts gegangen. Wer möchte bestreiten, daß es ein weit schwierigeres Unternehmen ist, einem vorher unbeschränkten Regenten die gemißbrauchte oder nicht gehörig angewandte Macht, die ihm eine vereinigte Nation von vier und zwan-

zig Millionen genommen hat, wider den Willen dieser, in ihrer ganzen ehmaligen Ausdehnung zu verschaffen, als durch Kriegsglück unterstützt, einen despotischen Herrscher vom Throne zu stürzen? Karl der zwölfte, hatte zwar auch Könige ab- und eingesetzt. Aber wo? unter welchen Umständen that er es, und wie endete sein Schicksal? —

Die Geschichte führt ohne Unterlaß auf die Beobachtung, wie verkehrt meistens die Wirkung der Beyspiele ist. Aufgereitzt zu ähnlichen Unternehmungen, hat das Beyspiel kühner und berühmter Männer nur zu oft. Aber zurückgeschreckt und zu weiser Entsagung bestimmt hat ihr Schicksal, so belehrend und schreckend es auch seyn mochte, fast niemals. Ihrer ungestümen Natur nach drängt sich die Thorheit der Weisheit stets vor, und läßt dieser weder Raum noch Zeit, den Gegenstand, den sie in ein anlockendes Licht gestellt hat, von einer andern Seite zu betrachten, und näher ins Auge zu fassen.

Unter dem Vorwande, die Bäder von Spaa zu gebrauchen, begab sich Gustav in dem Frühlinge des Jahrs 1791 nach Achen; um von hieraus den Gang der Revolution und die Verhältnisse in dem Innern Frankreichs näher zu beobachten.

Der rasche Fortgang der Revolution, anstatt ihn von seinem großen Vornehmen abzuschrecken, reitzte ihn nur noch mehr zur Ausführung. Er erkannte indessen,

daß seine, eben so sehr erschöpfte, Macht allein dazu nicht hinreichen würde. Allein er entwarf einen Monarchen-Bund für diesen Zweck, der sein Werk seyn sollte, und an dessen Spitze er treten wollte. Dieser sollte ihm ein Mittel zur Ausführung seines großen Werks und zur Erwerbung des damit verbundenen, alles überstrahlenden Ruhms seyn; von ihm organisirt, und von ihm in seinen Wirkungen geleitet werden.

Auf Katharinen die zweyte rechnete er dabey zunächst und vornehmlich. Außerdem auch auf Preußen und Oestreich. Sein Vertrauter, auch wohl zum Theil der Urheber seiner Ideen war der Marquis von Bouillé; der in seine Dienste getreten war, und mit welchem er einen regelmäßigen — neuerlich noch bekanntgewordenen — Briefwechsel unterhielt.

Indessen hatte er nach seiner Rückkehr von Achen, mit Katharinen der zweyten einen Freundschafts-Vertrag unterhandelt und abgeschlossen, welchen er als die Grundlage einer thätigen Verbindung, für seinen Helden-Zweck betrachtete. Er versammelte nun die Reichsstände, um sich die Hülfsmittel, für seine Unternehmung, soweit sie sein erschöpfter Staat zu gewähren vermochte, zu sichern.

Er eröffnete denselben zu Gefle (am 23. Jan. 1792) seiner Gewohnheit nach, mit einer Anrede, in welcher er eine Uebersicht seiner ganzen Regierungs-Geschichte vorlegte; die freylich, nach seiner Darstellung, eine

eben so vollständige Lobrede auf dieselbe enthielt. Er gab dann die Herstellung der Finanzen, als die einzige Absicht der Versammlung der Stände an, und brachte die Kosten des beendigten Krieges und die Regulirung der Staatsschulden zuförderst in nähere Proposition. Die Geschäfte wurden auch diesmal von einem geheimen Ausschusse und wirklich sehr geheim betrieben. Nach vier Wochen waren sie beendigt. Wenigstens ließ der König dann die Reichsversammlung aus einander gehn.

Alles war ruhig abgegangen, und der König schien, für seine Person, nie sicherer gewesen zu seyn, als gerade itzt. Gleichwohl war gerade itzt ein Mordanschlag gegen ihn nicht nur gefaßt, sondern die Ausführung auch schon bestimmt, und selbst schon versucht worden.

Bey dem Adel kochte ein tiefer unversöhnlicher Groll, gegen den König; in welchem sich seine zurückgedrängte Herrschsucht und das Gefühl erfahrener empfindlicher Demüthigung innigst und wirksam vereinigten. Mehrere der angesehnsten Männer, unter andern die Grafen Horn und Ribbing, die Freyherrn Bielke und Pechlin, der erste, Deputirter bey den ständischen Schulden-Comtoir, der letzte General, der Obristlieutenant von der Garde Liljehorn und verschiedene andere, von nicht geringerer Bedeutung und Einfluß, schlossen eine nähere Verbindung unter einander, zur Ermordung des Königs und Wiederherstellung der alten aristokratischen Verfassung. Ein Edelmann, Namens

Ankarström, erbot sich zum Werkzeuge des Mordes, und weihte sich, mehr aus Privathaß als Korporations-Geist, ganz dieser, für ihn selbst verderblichen und greuelvollen Unternehmung.

Auf diese Weise umschlich den König Gustav Empörung und Mord, während er sich mit der chimärischen Idee beschäftigte, den König Ludewig den sechzehnten nicht nur Sicherheit gegen ähnliche Anschläge, sondern seine ganze verlohrene Machtgewalt wieder zu verschaffen. Schon ehr der Reichstag begann, fand das mörderische Komplot statt, und schon damals hatte Ankarström seinen greuelvollen Vorsatz gefaßt, und auszuführen versucht. In Begleitung des Grafen Horn war er eines Abends um das Lustschloß Haga geschlichen, um den König, der sich dort aufhielt, und des Abends in seinen Zimmern, in dem untern Stockwerke, am Fenster zu sitzen pflegte, zu erschießen. Er erblickte ihn auch ganz einsam, in sich zusammengesunken und unbeweglich am Fenster sitzend. Ein unwillkührlicher Schauer ergriff die Mörder. Sie glaubten, der König sey vom Schlage getroffen, und entfernten sich, unverrichteter Sache.

Zu Gefle, wo sich Ankarström in derselben Absicht ebenfalls eingefunden hatte, fand sich keine Gelegenheit. Er folgte nun dem Könige nach Stockholm, und faßte den Entschluß, ihn in der Oper, oder auf einer Masquerade zu ermorden.

Zwey der letztern ließ er jedoch unentschlossen vorübergehn. Die dritte aber, die in der Nacht vom 16. auf den 17. März gehalten werden sollte, bestimmte er nun unwiderruflich, zur Ausführung des so lange schon mit sich umhergetragenen Verbrechens.

Kurz vor dem Anfange des Balls erhielt der König ein mit Bleistift geschriebenes Billet, worin er gewarnt wurde, für das erste, weder zu der Oper — noch auf die Redoute zu gehn, weil der Anschlag gefaßt sey, ihn zu ermorden. „Ich hasse Sie, Sire," so schloß das Billet, „aber ich verabscheue den Meuchelmord." Das Billet war nicht unterzeichnet.

Der König, der diesen Brief, in Gegenwart mehrerer Umstehenden erhielt, und den Inhalt desselben mittheilte, wollte wahrscheinlich, durch seine Eitelkeit gereizt, diese Gelegenheit einen heroischen Muth zu zeigen, benutzen. Er erklärte, eine solche anonyme Anzeige sey keiner Aufmerksamkeit werth. Er begab sich um eilf Uhr auf die Redoute, zunächst in eine Loge. Nachdem er hier etwa eine Viertelstunde verweilt hatte, schien er sich völlig sicher zu glauben. Er äußerte lächelnd, gegen den allein bey ihm befindlichen Grafen von Essen: er habe sich also nicht geirrt, denn wenn ein Mordanschlag gegen ihn statt finde, so würde man ihn ja wohl jetzt ausgeführt haben, da hier die beste Gelegenheit dazu gewesen sey.

Er verließ nun die Loge, um in den Saal hinabzugehn.

Kaum war er eingetreten, als ihn plötzlich eine große Anzahl von Masken umringte, und von allen Seiten auf ihn eindrängte. Eine Maske klopfte ihm auf die Schulter, und sagte: gute Nacht! Maske! und in dem Augenblicke fühlt der König sich im Rücken verwundet.

Viele Stimmen rufen zugleich Feuer! Feuer! Alles läuft durch einander. Die Wunde war ihm durch einen Schuß beygebracht, den man aber kaum gehört hatte, weil das Pulver mit Kampfer vermischt war. Der Mörder war Ankarström und der, durch das Klopfen auf die Schulter des Königs, ihm das Signal dazu gegeben hatte, der Graf Horn.

Der König zeigte hier, mehr als irgendwo, in seinem Leben, seine Unerschrockenheit und Gegenwart des Geistes, die ihm, allerdings in einem seltenen Grade, eigenthümlich war. Er gab Befehl, daß die Thüren des Saals verschlossen werden, und jeder sich entlarven solle. Er ging noch in ein benachbartes Kabinet, und legte sich auf ein Sopha. Er sprach mit denen, die ihn umgaben, den Anschein nach sehr heiter, und als ob er sich in dieser neuen und ungewöhnlichen Situation besonders wohlgefalle. Hier ließ er sich auch den ersten Verband geben, und nahm die Beyleidsbezeigungen der fremden Gesandten an.

Gleich am folgenden Tage verordnete er eine Regierung während seiner Krankheit, an deren Spitze er seinen ältern Bruder, den Herzog von Südermannland stellte. Diese verfügte nun sogleich die strengsten Nachforschungen, zur Entdeckung der Mörder.

In dem Tanzsaale war ein großes Messer gefunden, an welchem der Name des Verfertigers stand. Der Messerschmidt erinnerte sich, es an Ankarström verkauft zu haben. Mit diesem Messer hatte der Mörder dem Könige noch einen Stich beybringen wollen; es war ihm aber in dem Gedränge aus der Hand gestoßen.

Ankarström wurde eingezogen, und gestand sein Verbrechen sogleich ein. Auch die übrigen Theilnehmer wurden bald entdeckt. Einen derselben, den Freyherrn Bielke, fand die Wache, die ihn verhaften sollte, todt. Er hatte durch Gift seinem Leben selbst ein Ende gemacht.

Die schreckliche That erweckte für den König eine Theilnehmung, die sich eben so allgemein als lebhaft äußerte. Selbst seine erklärten Gegner unter dem Adel näherten sich ihm itzt wieder; um ihre Wünsche für seine Genesung zu äußern. Die Wunde zeigte sich aber bald als tödtlich, und der König litt unsägliche Schmerzen. Indessen schien es, daß mit ihnen sich auch seine Seelenstärke erhöhte. Er äußerte keine Klage. Er traf noch Anordnungen, wegen der Regentschaft, diktirte mehrere Briefe, unter andern einen an Katharinen die

zweyte, worin er ihr seinen Sohn auf das dringendste empfahl.

Von diesem nahm er dann den rührendsten Abschied, gab ihm viele treffliche Lebens- und Regierungs-Regeln; — unter andern die, die er für sich selbst zu spät, und um den Preis seines Lebens, verkaufte: nie den Lockungen des Ehrgeitzes zu folgen, und seinem Volke die Segnung des Friedens zu sichern und zu erhalten. Nach dem Betragen, was dieser junge Monarch bis jetzt beobachtet hat, zu urtheilen, machten diese Ermahnungen und diese Sterbe-Scene einen bleibenden Eindruck auf ihn; und so hatte das Schicksal vielleicht über Gustav beschlossen, daß er sein Volk erst durch seinen — Tod und seinen Nachfolger beglücken solle.

Die Stunde seines Todes zögerte noch bis zu dem folgenden Tage (den 29. März). Sein Muth blieb unerschüttert. Er unterzeichnete selbst den Befehl, seinen Sohn zum Könige auszurufen, sank dann in einen Schlummer, und — erwachte nicht wieder.

So endete das Leben dieses Königs. Die Geschichte zeichnete es in dem Buche der Menschheit auf; — das Urtheil darüber überläßt sie einer höhern Behörde. Nur einen deutenden Fingerzeig von seinem Ende, auf sein Leben zurück, darf sie sich erlauben; — ob ein Jüngling, wie Gustav, da er den Thron bestieg, am Scheidewege stände, und ihn auffangen möchte. —

II.

Jakob Böhme.

(Geb. 1575. Gest. 1624.)

Vielleicht ist jetzt die Zeit, diesen Mann, dessen Andenken von dem allgemeinen Schauplatze beynahe verschwunden ist, aus dem Schatten, worin er sich zu verlieren schien, wieder hervorzuziehen. Von seinen Zeitgenossen verachtet, oder verketzert und verfolgt, hat sich seine Verehrung nur bey einigen verborgenen Anhängern fortgepflanzt, und erst in der glorreichen Periode der Aufklärung, der sich unser Zeitalter rühmt, bricht es mit verdoppelten Glanze hervor. In England hat sich eine eigene böhmistische Gesellschaft zusammen gethan, die auf die Uebersetzungen, Auslegungen und den Druck der Schriften Jakob Böhmens beträchtliche Summen verwendete, und in unserm Vaterlande haben ihm sogar einige Philosophen bereits öffentlich gehuldigt. Wir glauben daher nichts unzeitiges zu thun, wenn wir, um ihn richtig würdigen zu können, die Schicksale, die Verdienste, die Verwirrungen und den Charakter, dieses auch für den Menschen-Beurtheiler merkwürdigen Mannes mit der Unpartheylichkeit darstellen, die uns die

Entfernung von allen polemischen Ansichten und die gegenwärtige Nüchternheit von Religionsvorurtheilen leicht macht. Diese Unpartheylichkeit wird sich am besten dadurch bewähren, daß wir in der Erzählung seiner Geschichte seinem einzigen Biographen, Abraham von Frankenberg, dessen warmer Verehrung vor Jakob Böhmen wir die Erhaltung der Schriften zu verdanken haben, gewissenhaft folgen und die Meinungen des Philosophen selbst mit seinen eigenen Worten belegen.

Jakob Böhme ward im Jahr 1575 zu Alt-Seidenburg, einem Dorfe in der Oberlausitz, ungefähr zwey Meilen von Görlitz gebohren. Sein Vater Jakob und seine Mutter Ursula waren daselbst arme Bauersleute. Bis in sein zehntes Jahr blieb er ohne allen Unterricht. Sein lebhafter Geist verzehrte sich in dieser zarten Blüthenzeit in sich selber, indem ihn seine Eltern zum Viehhüten auf das Feld schickten, wo er ohne einen bestimmten Gegenstand seiner Geisteskraft, mit dem äußern und innern Sinne in dem Unermeßlichen herumirrte. In einem gebildetern Zeitalter erzog diese geschäftslose Einsamkeit in der freyen Natur zwey weibliche Seelen, wie Louise Karschin und Wilhelmine Müller zu Dichterinnen; in dem schwermüthigen Knaben entwickelte diese Lage in einem ungebildetern Zeitalter den Keim zu einem Schwärmer. Die empfindlichere Einbildungskraft der erstern hing in der Einsamkeit durch nichts gestöhrt mit Liebe an den Bildern der schönen Natur, und

vernahm mit leisem innern Ohre die Stimme der begeisternden Unsterblichen; der in sich gekehrte Geist des Letztern brütete über unaussprechlichen Gefühlen, die sich in regellose Bilder aufzulösen strebten.

In dieser stillen Thätigkeit des Geistes waren indeß mehr als gemeine Anlagen nicht zu verkennen. Auch blieben sie selbst seinen Eltern nicht unbemerkt, und sein Biograph sagt uns ausdrücklich, daß sie dadurch bewogen wurden, ihn in die Schule zu schicken, um ihn zu der Erlernung eines Handwerks, das sie in ihrer Lage als einen Schritt zu einem höhern Glück ansahen, vorbereiten zu lassen. Er lernte in dieser Schule Schreiben und Lesen, aber erhielt darin auch die Anfangsgründe eines Religionsunterrichts aus der damaligen Streittheologie, der den Tumult seiner innern Gefühle nur noch vermehren mußte.

Diese Schulzeit kann nicht lange gedauert haben, denn er wurde bald bey einem Schuster in die Lehre gethan. Auch dieses Handwerk mußte zu der immer fortschreitenden Entwickelung der vollen Gestalt des philosophischen Schwärmers beytragen. Man hat nämlich zu bemerken geglaubt, daß sich bey den sitzenden und ruhigen Handwerkern, der Schneider, Schuster, Leineweber mehr Schwärmer finden, als in den thätigern und mit mehr körperlicher Anstrengung arbeitenden, der Schmiede, Schlösser, Zimmerleute, Maurer, u. dergl. Es scheint natürlich, daß bey jenen der Geist, den eine leichte me-

chanische Arbeit nicht genug beschäftigt, und eine heftige Bewegung des Körpers zerstreuet, seine müßigen Kräfte darauf verwenden könne, über Schwierigkeiten nachzudenken und über Ideen zu brüten, die in dem kleinen Umfange seines Gedankenkreises liegen, und man glaubt, daß diese Gründe durch die Erfahrung und Geschichte bestätiget werden.

Schon in diesen Lehrjahren begann der Schwärmer in dem Knaben sich sichtbarer zu regen, und er brach mit dem Stolze hervor, den man für den charakteristischen Zug des Schwärmers hält. Nach dem Berichte seines Biographen kam einst in Abwesenheit seines Meisters ein fremder ihm ganz unbekannter Mann in den Laden, der ein Paar Schuh kaufte. Nachdem das Geschäft geschlossen war, verließ ihn der Fremde mit den Worten: „Jakob! du bist klein, aber du wirst ein so großer Mann werden, daß sich die Welt über dich verwundern wird.“ Der Knabe trauete dieser Weissagung desto leichter, da er bereits bey seinem Viehhüten eine Erscheinung gehabt zu haben glaubte, die er in der Folge für göttlich hielt. Er war unvermuthet in eine Berghöhle gekommen, wo er große Geldhaufen fand, die er aber nicht berührte.

Durch diese Vorfälle, sie mögen wahr und natürlich und durch die spätere Bewunderung ausgeschmückt oder blos eingebildet seyn, mußte der schlafende Funken der schwärmerischen Beschaulichkeit in der jungen Seele

immermehr angefacht werden. Nach seiner eignen Erzählung ging er nun nachdenkend und mit sich selbst kämpfend umher; bis ihn der Spruch Luc. 11, 13. „Der Vater im Himmel wird seinen heiligen Geist geben, denen die ihn darum bitten,“ aufrichtete und mit freudigen Hoffnungen belebte. Von nun an begannen sich die außerordentlichen Gesichte bey ihm zu häufen. Sein Biograph und er selbst in seiner Aurora erzählen, er habe sich einst auf seiner einsamen Wanderschaft, die er als Handwerksgeselle habe antreten müssen, durch die Betrachtung der damaligen heftigen Streitigkeiten über den Kryptocalvinismus in Sachsen so beunruhigt gefühlt, daß er inbrünstig zu Gott gebetet, er wolle doch in diesen für das Heil seiner Seele so gefahrvollen Zeiten seines Fußes Leuchte seyn und ein Licht auf seinen Wegen. Hier sey er durch ein göttliches Gesicht zu der Beschauung der himmlischen Dinge entzückt, und dem Geiste nach, sieben Tage hindurch in den heiligen Sabbath der Seelen versetzt worden.

Er hatte im J. 1594 in Görlitz in seinem Handwerke das Meisterrecht erworben, und sich mit der Tochter eines Fleischers Katharina Kunschmann verheirathet. In diesem neuen Stande setzte er sein beschauliches Leben so eifrig fort, daß er bald eines neuen göttlichen Gesichtes gewürdigt wurde. Es war in dem Anfange des neuen Jahrhunderts im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters, als er bey dem plötzlichen Anblicke eines

zinnern Gefässes *) abermals von dem göttlichen Lichte erleuchtet, und zu dem untersten Grunde der geheimen Natur eingeführt wurde, dergestalt, daß er vermittelst ihrer Signatur, Figur und Farbe allen Kreaturen ins Herz und in die innerste Natur habe hinein sehen können."

Man wird sich vielleicht wundern, daß so hohe Offenbahrungen den erleuchteten Seher noch nicht antrieben, seine übernatürlichen Belehrungen der Welt durch Schriften mitzutheilen. Denn erst im Jahr 1610 mußte er durch sein drittes Gesicht dazu genöthigt werden. „Er wurd' durch Umschattung des heiligen Geistes von Gott berührt, und, um eine so große Gnade immer im Gedächtniß zu behalten, auch seinem Lehrer, dem heiligen Geiste, nicht länger zu widerstehen, fing er an das geoffenbarte Licht in die Feder zu bringen." Sein erstes Werk war die Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang, das er im Jahr 1610 schrieb und das im Jahr 1612 gedruckt erschien. Er selbst urtheilte in seinen Sendbriefen späterhin über diese erste

*) Der berühmte wittenbergische Gottesgelehrte Abraham Calovius hat über diese Veranlassung zu einem göttlichen Gesichte sehr bitter gespottet, und die Erzählung so gedeutet, als wenn der Seher die innere Natur der Dinge in einer Schüssel erblickt habe. Allein das Zinn, wovon Jupiter das chymische Zeichen ist, setzte seine Phantasie ohne Zweifel in Bewegung, in das Planetensystem und von da in die ihnen und die ihm entsprechenden Kreise der geheimen Natur umher zu schweifen.

ste Geburt seines Geistes mit aller in Bescheidenheit gekleideten Selbstzufriedenheit eines göttlichen Sehers. „Ich als ein schwaches Werkzeug, sagt er, konnte nach dem äußern Menschen diese hohe Werke anfänglich als ein ungeübter, ungelehrter Mann übel fassen und zu Verstande geben, wie aus der Aurora zu sehen.“ „Allein, setzt er hinzu, ich habe doch dadurch die Pforten der Tiefe desto mehr zersprenget, und bin ans helle Licht gekommen; daß es doch anjetzt so weit gekommen ist, daß sie weit und ferne von vielen hochgelehrten Doctoren, von vielen von Adel, hohen und niedern Standespersonen, gelesen und nachgeschrieben worden.“

In Görlitz erregte diese Schrift ein großes Aufsehen, und wurde das Angriffszeichen zu einer Verfolgung, die aber nur von kurzer Dauer war. Der damalige erste Prediger an der Hauptkirche, George Richter, selbst ein so großer Vielschreiber, daß ihn Lessing mit dem Lopez de Vega verglichen hat, übergab sie mit einer Anklage dem Magistrate, welcher Böhmen das Schreiben untersagte und aus der Stadt verwies. Er kam aber von dieser Verweisung den folgenden Tag wieder zurück und blieb; nur unter dem Verbote, künftig keine Schriften weiter drucken zu lassen. Das Buch selbst wurde confiscirt, und die davon vorhandenen Exemplare auf das Rathhaus in Verwahrung gebracht. Erst nach sieben und zwanzig Jahren schenkte der görlitzische Bürgermeister Paul Scipio dem damaligen churfürst-

lichen Hausmarschall George von Pflug ein Exemplar, welches er nach Holland schickte, wo ein Amsterdammer, Abraham Wilhelm von Beyerland dieses so lange verborgene Werk in die holländische Sprache übersetzte, und auf seine Kosten drucken ließ.

Dieses Ungewitter war indeß den Böhmischen Schriften nur in Görlitz furchtbar. Denn außerhalb hatte ihm seine Morgenröthe schon viele und angesehene Verehrer erworben. Selbst der Hof und mit ihm viele der Großen in Dresden urtheilten bey weitem nicht so ungünstig von Jakob Böhmen, als die Geistlichkeit in Görlitz. Die theosophischen Lehren scheinen damals in Dresden, wo der Churfürst ein eigenes Laboratorium und dabey einen gewissen Benedict Henkelmann als Laboranten und Aufseher desselben hielt, sehr beliebt gewesen zu seyn. Man nahm ihn daher gegen seine Widersacher in Schutz, und ließ ihn nach Dresden kommen, wo er von mehrern churfürstlichen Räthen mit großer Achtung aufgenommen wurde, und selbst bey verschiedenen Gliedern des Consistoriums Beyfall fand *).

*) Die enthusiastischen Verehrer Jakob Böhmens haben indeß seinen Sieg in Dresden sehr übertrieben. Der unglückliche Schwärmer, Quirinus Kuhlmann, erzählt in seinem neubegeisterten Böhmen S. 42. er sey vor das churfürstliche Oberconsistorium gefodert worden, um sich wegen seiner Schriften zu verantworten. Hier habe er den berühmten Gottesgelehrten, Hoe, Balduin, Meisner, Joh. Gerhard, Polykarpus Leyser und noch drey andere nicht allein

Unter einem solchen Schutze hätte er sein Schreiben sogleich ungehindert fortsetzen können. Er unterbrach es indeß ganze sieben Jahre. Denn erst im Jahr 1617 fing er an nicht allein häusliche Erbauungsstunden zu halten, sondern auch neue Schriften auszuarbeiten, und in dem kurzen Zeitraume von diesem Jahre bis an seinen Tod, der im J. 1624 in neun und vierzigsten Jahre seines Alters erfolgte, gab er deren nicht weniger als acht und zwanzig heraus.

Er scheint sich von der Kirche, worin er gebohren war, nicht getrennt zu haben, und auch in der letzten Krankheit erbat er sich den Zuspruch eines Predigers seiner Stadt, M. Elias Theodor, aus dessen Händen er, nachdem er sein Glaubensbekenntniß und seine Beichte abgelegt hatte, das Abendmahl empfing. Gleichwohl verweigerte ihm anfangs die Geistlichkeit das gewöhnliche feyerliche Begräbniß, und erst auf Zureden des Magistrats, an welchen sich seine Anhänger deshalb

sehr genugthuend und bescheiden geantwortet, sondern sie auch durch seine schweren Gegenfragen zum Stillschweigen gebracht. Von dieser Verhandlung findet sich nicht die geringste Spur in den Akten des Oberconsistoriums, und es ist nur ein Behelf einiger seiner frommen Bewunderer, die, wie Ph. J. Spener in der Freyh. der Gläubigen S. 101. 102. und Gottfr. Arnold in der Kirch. und Ketz. Historie, Th. II. B. 17. K. 19. §. 8. vermuthen, diese Akten könnten vielleicht in das Geheimerathscollegium gekommen oder verlohren gegangen seyn.

gewandt hatten, gab sie dem Verlangen nach, seine Leiche zu der Gruft zu begleiten. Der erwähnte Elias Theodor hielt ihm eine Leichenpredigt; jedoch nicht über den von seinen Verehrern vorgeschriebenen Text, Offenb. 3, 5. „Wer überwunden hat, wird mit weißen Kleidern bekleidet werden, und ich werde seinen Nahmen nicht auslöschen aus dem Buche des Lebens u. s. w.; sondern über Ebr. 9, 27. „Und ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, danach das Gericht.“ So war der Geist der Zeiten, und solche Züge, so klein sie sind, dürfen in der Charakteristik eines merkwürdigen Mannes nicht fehlen.

Es ist nicht leicht, den Mann, seine Schriften und seine Philosophie richtig und billig zu beurtheilen. Seine Zeitgenossen hat bald die Partheylichkeit der Liebe und Bewunderung, bald des Hasses und der Verachtung in seinem Lobe, so wie in seinem Tadel zu weit geführt. Ueber dieser Verachtung, hat ihn der gelehrte Theil der Nachwelt beynahe vergessen, und man kann es als ein Zeichen der Zeiten ansehen, daß er jetzt wieder mit öffentlicher Empfehlung hervorgezogen wird. Seine zahlreichen Verehrer haben sich indeß bis auf unsere Zeiten, wiewohl im Verborgenen insonderheit in der, wegen ihrer stillen Lebensweise und allgemeinen Wohlthätigkeit schätzbaren Religionsparthey der Gichtelianer, fortgepflanzt. Dieses beweisen die vielen Ausgaben, die nach seinem Tode von seinen Werken erschienen sind.

Seine Schriften waren Anfangs einzeln gedruckt worden, und wurden zuerst 1675 in Holland von einem gewissen Heinrich Betke zusammen herausgegeben. Dieser ersten Ausgabe folgte eine vollständigere im Jahr 1682, die Gichtel besorgte, und auf diese eine neue 1715 unter der prächtigen Aufschrift: Theologia revelata, in zwey starken Quartbänden von Joh. Otto Glüsing. Die reichhaltigste ist im J. 1730 in sechs starken Oktavbänden herausgekommen. Auch hat man in J. 1700 einen Auszug unter den Titel: „Der für die Einfältigen epitomirte nicht dunkel, sondern klar und deutlich redende hocherleuchtete Jacob Böhme,“ Amsterdam 8. daraus gemacht. Sie haben auch außer Deutschland, insonderheit in Holland und England viele Liebhaber gefunden. In Holland wurden seine Schriften zuerst einzeln und dann zusammen mehrmals gedruckt und auch in die Landessprache übersetzt. In England stiftete schon im J. 1697 Jane Leade, eine schwärmerische Schülerin des deutschen Philosophen, eine eigene Gesellschaft zur Erklärung seiner Schriften unter dem Nahmen der philadelphischen, und noch jetzt besteht daselbst eine ähnliche, deren Sekretär Ogilvie einige Proben ihrer Kunst bekannt gemacht hat.

Die Dunkelheit seiner Schriften wird selbst von seinen größten Anbetern erkannt; sie suchen aber die Ursach in der Tiefe der Weisheit, die ihr bewunderter Lehrer darin vorgetragen hat. Indeß sind doch eben diese

Lehren von seinen gelehrtern Schülern, dem Abraham von Frankenberg und dem englischen Arzte Johann Pordage weit verständlicher vorgetragen worden, und man sucht sie daher nicht mit Unrecht vielmehr in der Verworrenheit seiner Ideen und seinem Mangel an Bildung. Er selbst ist sein Unvermögen, seine Weisheit in einer verständlichen Sprache mitzutheilen nicht in Abrede. „Sprichst du, wie gehet das zu? sagt er in der Aurora. Ja, wenn mein Geist in deinem Herzen säße und quölle in deinem Herzen, so befände und begriffe es dein Leib.“ So spricht ein jeder Mensch, der das, was er denkt, nicht mitzutheilen weiß, weil seine Begriffe nicht deutlich sind. Er selbst schreibt auch seine Dunkelheit in der aus seinen Sendbriefen oben angeführten Stelle seinem Unvermögen zu, da er als ein ungeübter und ungelehrter Mann seine Gedanken nicht zu Verstande geben könne.

Wenn aber Jakob Böhme so ohne alle gelehrte Bildung war, woher hat er seine theosophische Weisheit? ist sie ihm nicht unmittelbar von Gott geoffenbaret worden. Das glauben seine Verehrer, und wahrscheinlich glaubte er es selbst. Sein oben angeführter Epitomator sagt auf dem Titel seines Auszuges mit dürren Worten: „daß dieser Autor aus eben dem Geiste geschrieben, durch welchen denen Propheten und Aposteln die heilige Schrift auch eingegeben worden.“

Aus seiner Bekanntschaft mit theosophischen Lehren folgt dieses keinesweges. Diese Lehren gehören zu der Weisheit der Kabbala, des Theophrastus, des Valentin Weigel und andern Quellen der Schwärmerey. Daß seine Philosophie in ihren Grundzügen nichts anders als diese kabbalistische und paracelsische Philosophie sey, ist bereits von gelehrten Kennern von beiden bemerkt worden*). Er konnte aber nicht allein diese Bücher seiner Vorgänger gelesen haben, sondern er hatte sie auch wirklich gelesen. Er sagt selbst in seiner Aurora, daß er viele Astrologische Bücher gelesen, und, in der Schrift von den drey Principien göttlichen Wesens, er habe in vielen vortreflichen Büchern nach der kostbaren Perle geforscht. Nach und nach kam er auch mit einigen gelehrten Theosophen in Bekanntschaft, aus deren Umgange und Briefwechsel er manches lateinische Kunstwort auffassen konnte. Daß ihm auf diesem Wege manches Kunstwort mag zugekommen seyn, sieht man aus der Verderbung, womit sie wieder aus seinem Munde kamen. Daher kommen einige Wörter, von denen man glaubte, daß er sie selbst gemacht habe, die er aber blos wie sein Salitter, anstatt Sal und nitrum, unrichtig aufgehascht und schlecht wieder gegeben hatte.

Diese so aufs Gerathewohl zusammengerafften Kenntnisse kleidete er nun in einen Vortrag, der überall die

*) S. Henr. Mori Teut. Phil. Censura. Opp. T. I. S. 542.

Spuren seines ungebildeten Geistes, seiner ungeordneten Phantasie und seines düstern Temperamentes an sich trägt. Wenn wir uns fragen, was einem Jeden, in dem nicht ein ähnlicher Geist wohnt, das Lesen seiner Schriften so widerlich macht, so finden wir die Ursach dieses Eindrucks überall in dem wilden finstern Chaos von Bildern und Gedanken, worin alles, wie in einem Berge von Gewürmen in tausendfachen Bewegungen ist, ohne daß wir eine verfolgen oder ihren Uebergang in die andere bemerken können. Keine Methode bereitet in dem vorhergehenden das Nachfolgende, kein Zusammenhang verbreitet sein Licht vorwärts und rückwärts, kein leuchtender Punkt, der aus der allgemeinen Finsterniß hervorbricht, und sich an dem gesunden Verstande entzündet, kein heiterer Blick, vor dem das tiefe Düster nur einen Augenblick weiche. Eben so aufs Gerathewohl als er fortfährt und endigt, hat er angefangen, und nachdem man sich durch Wiederhohlungen ohne Ende und Tautologien, die nichts klärer machen, durchgearbeitet, so bemerkt man, daß man einen Schriftsteller lieset, der nie weiß, wo er ist, nie, wo er ausgeht, nie, wo er hin will, und bey dem man ganze Zeilen überspringen könnte, ohne sie zu vermissen.

Jakob Böhmens Philosophie ist die theosophische. In der Philosophie der Schwärmer ist die Theosophie ihr theoretischer Theil, und die Mystik der praktische. Jene enthält ihre Metaphysik und Physik, diese ihre

Moral; jene soll uns durch die Erleuchtung von Oben zum Anschauen des innern Wesens der Dinge, diese durch die Liebe der Menschen zur Vereinigung mit der Gottheit führen. Dieser letzte Theil ist die schöne Seite der Gefühlphilosophie; gerade die, welche sie von jeher den sanften und wohlwollenden Seelen empfohlen hat. Es ist wahrscheinlich daß anfangs die Theosophie den nachsinnenden Böhme durch die Mystik gewonnen habe. Die Streitigkeiten über den Kryptocalvinismus, die damals den innern Frieden in Sachsen zerstörten, und die man auch auf den Kanzeln zur Kenntniß des gemeinen Christen brachte, erschreckte die zagenden Gewissen der unbelehrten Menge durch Verdammungen von Lehren, deren Spitzfindigkeit über seine Fassungskraft war, und brachen in Verfolgungen gegen viele ihrer Lehrer aus, deren Frömmigkeit und hartes Schicksal Mitleid und Theilnahme bey ihren Verehrern erregten. In dieser trostlosen Stimmung fanden wir eben den religiösen Jüngling auf seiner Wanderschaft. Wie willkommen mußte nicht seiner geängstigten Seele eine Lehre seyn, welche Religionsmeinungen auf ihren wahren Werth herabsetzt und Reinigkeit des Herzens und Liebe der Menschen zur Hauptsache in der Religion macht. Wenn Jakob Böhme, wie ein Thomas a Kempis, ein Fenelon, ein Spener, ein A. H. Franke, in diesen Schranken geblieben wäre, so würde er sich alle Verirrungen erspart haben; allein alsdann hätte er nicht den

Namen des hocherleuchteten Philosophen erhalten, und sein Andenken würde schwerlich bis auf uns gekommen seyn. Doch müssen wir zu seinem Ruhme sagen, daß ihn seine Schwärmerey nie, wie Valentin Weigeln und vor ihm die Wiedertäufer, zu einem Angriff auf die bestehende bürgerliche Ordnung verführt habe.

Da die Theosophie eine Wissenschaft geistlicher Gegenstände ist, so fern sie unmittelbar empfunden werden: so ist der Gebrauch der Vernunft ganz von ihr ausgeschlossen. Denn die unmittelbare Empfindung ist der leidende, die Vernunft ist der wirkende Verstand. Jener sind die Dinge gegenwärtig, sie sieht, fühlt, schmeckt, riecht sie; diese hat nur Vorstellungen und Bilder von abwesenden Dingen, die sie sich selber macht, und womit sie auf mancherley Art spielt; sie ist daher stockblind, sie kann nie zur Gewißheit kommen, sie ist die Quelle von allem Zank und Streit. Dieser Vernunfthaß ist allen Mystikern eigen, und er diente zu den damaligen Zeiten der Mystik ohne Zweifel zu keiner geringen Empfehlung. In den theologischen Streitigkeiten, die mit so vieler Erbitterung geführt wurden, und wobey man sich spitzfindiger Vernunftgründe nach den künstlichen Regeln der Vernunftlehre bediente, gerieth der Gelehrte oft so ins Gedränge, daß ihm die Vernunft verdächtig werden mußte, und der Ungelehrte, der sie nicht ohne Aergerniß ansehen konnte, wußte sich aus ihren Labyrinthe nicht anders, als

in sein Gefühl, und die unmittelbare Empfindung zu retten.

In dieser unmittelbaren Empfindung offenbarte sich ihm Gott selber, und mit sich das Innere der geheimen Natur. Durch diese Offenbarung erhielt nun auch Jakob Böhme sein theosophisches System. Es soll hier, doch nur nach seinen Grundzügen, so weit es möglich ist, verständlich dargestellt werden; das kann aber nicht geschehen, ohne zugleich seine gelehrtern Ausleger, den Abraham von Frankenberg, und Johann Pordage zu Hülfe zu nehmen. Das, was indeß selbst auch bey diesen gelehrten Schwärmern ihr System noch unverständlich macht, bestehet in dem, was gerade das Wesentliche der Schwärmerey ausmacht, darin nämlich, daß sie die Bilder der Sinne und die Erscheinungen der Sinnlichkeit in das Uebersinnliche versetzen, um sie dadurch zu etwas völlig Geistigem zu erhöhen. Daraus entspringen zugleich alle die glänzenden Paradoxe, auf die wir überall bey Jakob Böhmen stoßen, und durch die er seine Verehrer blendet, seinen Gegnern aber Blößen giebt.

Jakob Böhme legt sich, wie alle Theosophen, die schwersten Probleme über die dunkelsten Theile der menschlichen Erkenntniß vor, und er vermißt sich, sie durch seine Theosophie zu lösen. 1. Wie ist die Welt entstanden? 2. Woher ist die Sünde und überhaupt

das Böse in die Welt gekommen? 3. Wie sind die Körper geworden?

Die Bibel, die sie als eine göttliche Offenbarung annehmen, hat ihnen diese Fragen schon längst beantwortet. Allein sie sehen hinter diesen Antworten wieder neue Fragen, deren Beantwortung Gott bald den Altvätern mitgetheilt hat, von denen sie in der Kabbala, als eine geheime Wissenschaft, bis auf uns fortgepflanzt ist, oder die noch jetzt allen Freunden Gottes offenbart wird.

Wenn Gott alle Dinge aus Nichts gemacht hat, wo war dieses Nichts? Wie ist es Etwas geworden? Wenn der Mensch durch den Sündenfall das Uebel in die Welt gebracht hat, wie war der Verführer böse geworden? Wenn die Körper durch Scheidung und Zusammenordnung entstanden sind, was sind ihre Theile außer der Zusammensetzung? Das will uns also Jakob Böhme durch die Theosophie lehren.

1. Gott ist, aber er ist Nichts. Aus ihm ist alles entstanden. Diese plumpe Ungereimtheit steht wörtlich in seinen Schriften. So heißt es: *) „Denn „Gott hat alle Dinge aus Nichts gemacht, und die„ses Nichts ist er selber.“ Gleichwohl legt Böhme diesem Nichts sehr reale Eigenschaften bey; einen Willen, Liebe, Lust. Denn es heißt weiter: „als

*) De Signatura rerum, Kap. 6. §. 8.

„eine in sich wohnende Liebe und Lust.“ Wie ist Gott also Nichts? — Er ist nichts für die menschliche Erkenntniß; denn um erkannt zu werden, muß er Etwas außer sich gewirkt haben. *)

2. Aus diesem Nichts sind nun die Principien aller Dinge ausgeflossen in einen unermeßlichen Ort, den er den Salitter nennt. Ueber die Anzahl dieser Principien sind die Böhmisten unter sich getheilt, indem sie mehr oder weniger annehmen, je nachdem sie dem Worte Principium einen verschiedenen Sinn beylegen. Böhme nimmt ihrer zwey an, Finsterniß und Licht, und erklärt die Finsterniß für das erste, weil aus ihr alles entstanden ist. Das Licht und die Finsterniß sind das Eine ohne die Andere. Denn so bald das Licht verschwindet, ist die Finsterniß da, und umgekehrt.

3. Diese Region der Principien ist die ewige Natur, der geoffenbarte Gott, der Leib Gottes, der ohne sie ein nackter Gott ist. Darin ist a. die Dreyeinigkeit, und zwar 1. der Vater, als das Verlangen, 2. der Sohn, der Gegenstand dieses Verlangens, oder das Gemüth, 3. der heil. Geist, oder die Freude über diesen Gegenstand des Verlangens, der sich als eine gelinde Luft äußert. Hierzu

*) S. Joh. Pordage göttl. und wahre Metaphysica, Einl. K. 4. §. 2.

kömmt die göttliche Sophia oder Weisheit. b. Ferner sind darin die sieben Geister Gottes, oder die sieben Quellgeister, c. die ausgebohrnen Drey Könige, d. die Sieben Fürsten, nebst unendlich vielen kleinern Geistern, die insgesammt unter den sieben Fürsten und mit diesen unter den drey Königen stehen. Die drey Könige, wovon ein jeder in seinem eigenen Mittelpunkte herrscht, sind: Lucifer, Michael, Uriel. Dieses Spiel mit den Zahlen drey, vier, sieben findet sich schon in der ältern jüdischen Philosophie, welche in der Stelle Jes. 11, 2. „Auf welchen wird ruhen der Geist „des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstan„standes, der Geist des Raths und der Stärke, der „Geist der Erkenntniß und der Furcht des Herrn," bald die drey Geister zusammen nahm, und sie in eine Trias, oder mit dem Geiste des Herrn, als einem besondern Geiste, in eine Tetraktys, oder einen jeden besonders mit dem Geiste des Herrn in eine Siebenzahl verband.

4. Diese sieben Geister sind nun eben so viel besondere Kräfte: 1. die Kraft oder der Geist der Herbigkeit, 2. der Bitterkeit, 3. der Angst, 4. des Zorneifers, 5. das öhlichte Wasser, welche die vier erstern in Süßigkeit und Liebe verwandelt, 6. die göttliche Luft, 7. die göttliche Erde.

Hier sehen wir lauter körperliche Gegenstände und sinnliche Eigenschaften. Allein in der Gottheit und der

ewigen Natur sollen sie völlig geistig seyn. Die Herbigkeit soll der göttliche Wille seyn, der als Sehnsucht eine Aehnlichkeit mit der Herbigkeit, und als Harren auf ihre Befriedigung mit der Bitterkeit und der Angst hat.

In diesen Kräften haben wir nun die Urquellen aller Dinge; aus ihnen sind die Körper, aus ihnen ist auch das Böse entstanden.

5. Die Körper zuvörderst, indem die Herbigkeit, die für unsere Geschmackswerkzeuge eine zusammenziehende Kraft hat, die Kräfte in der ewigen Natur zusammenzog, und so die undurchdringliche Materie bildete, woraus Gott diese Körperwelt zusammensetzte. In dieser Zusammensetzung besteht die eigentliche Schöpfung.— So ist dann die der menschlichen Vorstellung unüberschreitbare Kluft zwischen dem Nichts und dem Etwas ausgefüllt, und der Weg aus dem Nichts, das aber nur ein unoffenbartes Etwas ist, in das Reich der sichtbaren Wirklichkeit, durch Ausfließen, Bilden und Zusammensetzen gangbar gemacht. Die Einbildungskraft hat nun Bilder und sinnliche Beschaffenheiten, an die sie sich halten, und aus denen sie sich jeden ihrer Schritte in ihren Dichtungen über das Entstehen der Welt vom Anfang bis ans Ende nachweisen kann.

Wir können hier die Anwendung der drey chymischen Grundwesen, Sal, Sulphur und Mercu-

rius auf die ewige Natur übergehen; ihre Auseinandersetzung würde nur das von Neuem in Dunkelheit verhüllen, was bisher noch einige Klarheit zu haben scheint. Sie beruhet auf der vermeinten Aehnlichkeit dieser chymischen Grundwesen mit den Kräften der ewigen Natur, und führt in die theosophische Mineralogie und Alchymie.

Eben so gut können wir auch seine astrologischen Träumereyen übergehen, wonach er die sieben Planeten bis auf den Mond, mit Einschluß der Sonne mit den sieben Quellgeistern der ewigen Natur vergleicht, beyden einerley Eigenschaften nach einer willkührlichen Ordnung beylegt, daraus die Benennungen der Wochentage und die Ordnung, worin sie an den sechs Schöpfungstagen erschaffen sind, bestimmt, ohne auf den bekannten und allein wahren Grund der Benennung der Wochentage Rücksicht zu nehmen. *) Die Siebenzahl in den Planetensystem ist auch bereits durch die neuere Astronomie zerstört. Denn außer den Trabanten des Jupiters und des Saturns, wovon man die erstern durch den Galilei schon zu Böhmens Zeiten kannte, ist in unsern Tagen noch der Uranus mit seinen Trabanten hinzugekommen, und wir haben Hoffnung, daß die Zahl der Planeten noch mit Piazzi's Ceres werde vermehrt werden.

6. Wir

*) S. Henr. Morus in Dial. div. V. Opp. T. II. S. 718. 719.

6. Wir haben gesehen, wie uns unser Seher die Entstehung der Welt offenbaret, wie entstand aber die Sünde und das Böse? Die Geschichte des Sündenfalls nimmt nach der gemeinen Lehre den Verführer schon als böse an. Dieser Verführer, der nach dem buchstäblichen Sinne des hebräischen Mythus eine gemeine Schlange ist, ist bey ihm Lucifer. Wie ist aber Lucifer böse geworden? und warum hat Gott seinen Fall nicht gehindert? Diese Fragen, die der gemeinen kirchlichen Lehre immer in den Weg traten, über die sie aber schwieg, weiß Böhme aus der Theosophie, nach seiner Meinung, völlig befriedigend zu beantworten.

Lucifer, der eines der drey Königreiche in der ewigen Natur beherrschte, hatte einen freyen Willen; denn mit dem war er aus Gott ausgeflossen. Diesen freyen Willen mißbrauchte er durch Stolz. Er verließ die göttliche Liebe, und vereinigte seine unbegreifliche Stärke mit einer von den sieben Kräften, dem Feuerzorne, um sich gegen Gott zu empören, und sich von ihm unabhängig zu machen. Dadurch entstand eine Disharmonie oder Widersinnigkeit in den empörten Geistern, denn sie können, da sie die Liebe verlassen haben, das höchste Gut nicht mehr hervorbringen, nach welchem sie doch unablässig streben. So entstand in diesem Reiche Schmerz und Pein; denn die sind nichts anderes, als Widersinnigkeit. So entstand darin die Hölle; denn die Hölle ist da, wo Unglück-

liche sind. In diesem Sinne ist dann, wie Böhme sagte, die Hölle selbst in Gott, und in Gott ist die Wurzel alles Uebels.

Warum hat aber Gott diesen Fall Lucifers zugelassen? — Er hat ihn nicht zugelassen; er konnte ihn nicht hindern, er konnte den Feind nicht überwinden, der selbst ein Theil Gottes war, es war ein Kampf Gottes mit sich selbst. Alles, was er thun konnte, war, den gefallenen Lucifer aus seinem Reiche zu verbannen, und, um seine Stelle zu ersetzen, den Menschen und das himmlische Paradies zu erschaffen. Und damit, wenn auch dieser sündigte, sein Fall nicht so tief seyn möchte, als Lucifers Fall, so nahm er die von dem gefallenen Geiste verdorbene Materie, und schuf daraus diese sichtbare Welt. Der sündigende Mensch sollte, nicht, wie Lucifer, in die Feuereigenschaft, sondern in die irrdische Eigenschaft fallen. *)

*) Durch seinen Fall hörte Lucifer auf, ein Engel zu seyn, und wurde sein Teufel. — Die theosophischen Schwärmer affectiren eine große Verachtung aller Gelehrsamkeit. Gleichwohl möchten sie gern für große Gelehrte gelten. J. Böhme giebt uns in der Etymologie des Wortes Teufel ein possierliches Beyspiel davon. Er sagt: „das Wort Teu hat seinen „Ursprung von dem harten Pochen oder Tönen, und das „Wort Fel hat seinen Ursprung von dem Falle: also heißet „nun Herr Lucifer Teufel, und nicht mehr Cherubin „oder Seraphin.“ Aurora K. 14. §. 26.

Es würde überflüssig seyn, in diesem Grundrisse die Böhmische Theosophie weiter zu verfolgen, denn in seinen Ideen über den Fall Adams, über seinen Körper, über die Schöpfung des Weibes, über die kristallene Erde, ihre Verwandlung und Wiederherstellung, borgt er seine Träumereyen aus den bekanntesten kabbalistischen Büchern. Wir haben diesen Grundriß so faßlich zu machen gesucht, als es die Natur einer schwärmerischen Philosophie zuläßt. Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man diese Philosophie in Böhmens Schriften selbst eben so verständlich zu finden hoffte. Eben so gut könnte man hoffen, mit Hülfe eines Grundrisses in einem unterirrdischen Schachte sich durch seine unerleuchteten Gänge hindurchzufinden. Sie ist in zahlreichen Schriften zerstreuet, wo man unter dem Schutte des dunkelsten Unsinnes bey jedem Schritte die Spur des Weges verliert. So mußte der Vortrag eines Mannes seyn, den kein Unterricht, kein Geschmack leitete, und der das erste, was ihm einfiel, niederschrieb, und weil er alles, was er geschrieben hatte, für eine göttliche Offenbarung hielt, nie ein Wort ausstrich.

Daß ein solcher Schriftsteller dem ungebildeten Grübler gefallen kann, ist begreiflich. Ein solcher Grübler kennt keine Philosophie, die seinen Verstand erhellen, und keinen Geschmack, der ihn leiten könnte. Seine eigene Finsterniß macht ihm nicht eine fremde Finsterniß, sein eigener Ungeschmack nicht einen fremden

Ungeschmack anstößig. In einem Zeitalter der Kultur, sollte man hingegen denken, dürften solche Schriften ihr Glück nicht machen. Allein auch dieses ist vor der Ansteckung nicht sicher. Denn es sind in dem menschlichen Geiste Anlagen, die dem Eingange der dunkelsten Schwärmerey nicht ungünstig sind. Das Dunkle ist grenzenlos und geheimnißvoll, das Grenzenlose scheint erhaben, und das Geheimnißvolle gebietet Ehrfurcht. Ermüdet von dem dornenvollen Wege unfruchtbarer Spekulationen sehnt sich der Geist des alternden Forschers in den Armen des Gefühls auszuruhen, indeß der arbeitscheue Anfänger es behaglich findet, sich mit seinem stolzen und absprechenden Gefühle die Mühe des Lernens zu ersparen.

Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle seit dem Jahr 1802.

1. Peter Nesemann starb als Professor zu Chur in Graubünden, den 22sten Januar in einem Alter von 80 Jahren. Er war im Magdeburgischen 1721 geboren und wurde, nachdem er als Hofmeister von Halle in die Schweiz gekommen war, Stifter des Knabeninstituts zu Haldenstein, wodurch er sich daurende Verdienste um die Menschheit erwarb. Die Anzahl der Zöglinge stieg auf einige neunzig, worunter mehr Ausländer waren. Auch der Exdirecktor La Harpe verdankte ihm seine Bildung. In den J. 1774 lud ihn der Baron Ulysses von Salis ein, mit seinem Institut nach Marschlins zu ziehn. Er that dies und errichtete hier das erste Philantropin. Lavater weihte es ein und Bahrdt wurde Mitarbeiter. Eine ansteckende Krankheit, die ein paar Zöglinge wegrafte, machte, daß diese wohlthätige Anstalt nach einigen Jahren wieder verlosch. Nesemann gründete darauf im J. 1797 eine Erziehungsanstalt zu Reichenau, die leider nur zu bald durch die Kriegsunruhen ihr Ende erreichte, aber eine Zeitlang durch seine und Zschokkens Bemühung blühte.

2. Johann Rudolf Zumsteeg starb als Herz. Würtemb. Konzertmeister zu Stuttgard den 27sten Jan. Er wurde den 10ten Jan. 1760 zu Sachsenflur im Odenwalde geboren, kam auf Ersuchen seines Vaters, in die militärische Pflanzschule auf der Solitude, wo sich unter den herzogl. Kapellmeistern Baroni, Mazzari seine außerordentlichen Talente entwickelten, die er durch das Studium der theore-

tischen Werke Matthesons, Marpurgs und D'Alemberts zu bilden wußte. Er war Schillers Jugendgefährte und komponirte die Lieder in den Räubern. Er ward darauf herzoglicher Hofmusikus und Violoncellist und nach Poli's Abgang, Konzertmeister. Das musikalische Publikum kennt und schätzt seine Kompositionen, seine Geisterinsel, die Gesänge aus dem Ossian u. a. Vorzüglichen Ruhm haben ihm die ganz in der Dichter Geist gearbeiteten Compositionen der Bürgerschen und Stolbergschen Balladen der Lenore, des Pfarrers Tochter von Taubenhain und der Büssenden erworben. Die Frühlingsfeier von Klopstock wird nächstens in seiner Komposition durch die Breitkopfische Musikhandlung im Umlauf gebracht werden, der wir auch sein Bildniß zu verdanken haben. Außerdem hinterließ er eine neue Operette Elbondorani. Als Mensch verdiente er alle die Achtung, die er als Künstler erhielt. Er war bescheiden, gastfrey, gesellschaftlich, ein guter Gatte und Vater, und ein treuer Freund.

3. Daniel Emmerich Bogdanich starb den 31sten Jan. zu Ofen als Adjunkt der königl. Sternwarte. Er war 1762 zu Verötze in Slavonien geboren, studirte unter bedrängten häuslichen Umständen, und ward 1785 außerordentlicher Professor der Mathematik zu Großwardein, welches Amt er aber aufgab und nach Wien reiste, um sich in seiner Wissenschaft zu vervollkommnen. Er machte darauf eine geographisch-astronomische Reise durch Ungarn und stiftete sich ein unsterbliches Andenken durch die geschickten Bestimmungen der geograph. Lage mehrerer, besonders Grenz-Orte in Ungarn. An einer zweyten Reise dieser Art, wozu schon durch seine Gönner Freyherr von Podmanitzki und Szechenyi alle Anstalten getroffen waren, hinderte ihn der Tod. 1796 wurde er zweiter, und 1798 erster Adjunkt der Ofener Sternwarte. Die Astronomie und Mathematik verlieren an ihm einen ihrer gründlichsten Bearbeiter, von dem

noch viel zu erwarten war. Er arbeitete an einer Mechanica coelestis und ist auch in Deutschland durch Beiträge zu Frh. Zachs monatlicher Korrespondenz bekannt.

4. Don Pedro Rodriguez, Graf von Campomanez, königl. spanischer Staatsrath, Großkreuz des Ordens Karl des 3ten, starb zu Madrid den 3ten Febr. 1802. Geboren im J. 1724. Er diente seinem Vaterlande 27 Jahre als Staatsrath mit einer seltnen Treue und Geschicklichkeit. Er war im J. 1774 u. ffg. Staatsminister, und machte sich durch die Einschränkung der Inquisition und Unterstützung der vom Gr. Olivadez angelegten Sierra-Morena Kolonie um den Staat verdient. Seine Thätigkeit war bis an seinen Tod Spanien gewidmet, und er trug besonders durch Unterstützung der Industrie und der Wissenschaften, deren Kenner er war, zum größeren Flor desselben bey. Er ist Verfasser eines geschätzten Werks: „über die Unterstützung der Industrie in Spanien," das durch Göritz ins deutsche übersetzt ist.

5. Friedrich von Zink starb den 17ten Febr. als Markgräfl. Badenscher Hofrath, zu Freyburg im Breisgau. Er war 1763 bey Querfurth in Sachsen geboren, erhielt den Schulunterricht zu Merseburg unter Hofmanns Leitung und den akademischen zu Leipzig. Er disputirte daselbst 1784, wurde darauf Badenscher Regierungs- und Hofrath, dann aber privatisirte er zu Emmerdingen. Er übersetzte aus dem französischen Pigault le Brun's Oncle Thomas (Basel 1801) und die neue Reise in meinem Zimmer, und lieferte mehrere schätzbare Gedichte in die Jakobischen Taschenbücher.

6. John Moore starb als Arzt zu Richmond den 20sten Februar. Er wurde 1730 in Stirling, einer schottischen Stadt geboren, studirte zu Glasgow Medicin und Chirurgie unter Gordons und Cullen's Leitung. Darauf wurde er in einem Alter von 17 Jahren Feldarzt bey der englischen Armee in Flandern, bis 1748. Er studirte dann unter Hunter in London, begab sich von da nach Paris, wo

ihn der damalige englische Gesandte, Lord Albemarle, vormals im Kriege sein Chef, zu seinem Hauschirurgus ernannte, und ihn dadurch die Gelegenheit verschafte, die feinsten Gesellschaften in Paris zu besuchen. Er benutzte dies aber wenig, sondern arbeitete unablässig in den Hospitälern zu Paris. Auf Einladung seines Lehrers Gordon kehrte er nach Glasgow zurück, übte theils in Kompagnie mit diesem, theils allein seine Kunst, und erhielt von der Universität den Doktorgrad. Vom Jahr 1769 an begleitete er den jungen Herzog von Hamilton auf einer fünfjährigen Reise durch Italien, Frankreich, Schweiz und Deutschland, woraus, nach seiner Rückkehr nach London (1778) die vortrefliche Schilderung des gesellschaftlichen Lebens und der Sitten der drey letzten Länder entstand, dem 1781 eine Schilderung von Italien folgte. Beide Werke wurden mit großen Beyfall aufgenommen und auch ins Deutsche übersetzt. Aus diesen und seinen andern Schriften lernt man Moore als einen Mann von tiefer Menschenkenntniß, feiner Bildung, warmen Eifer für alles Gute und zugleich als einen Schriftsteller von Kraft und edler Simplicität kennen. Seine neueste berühmte Schrift ist das Tagebuch seines Aufenthalts in Frankreich im Jahr 1792, welches viele schätzbare Nachrichten über die Revolution enthält. Er hinterläßt eine Tochter und fünf Söhne, von denen der älteste sich bey der Expedition in Aegypten als Generalmajor sehr auszeichnete. Der vierte wurde als Sekretär des Marq. Cornwallis bey dem Friedenskongresse zu Amiens bekannt. —

7. Alexander Geddes, Doktor der Theologie, starb den 26. Febr. zu London; ein katholischer Gelehrter. Er hat sich durch seine kritischen Untersuchungen und die Uebersetzung des Pentateuch als ein kenntnißreicher, freymüthiger und scharfsinniger Gottesgelehrter bekannt gemacht. Er starb in seinem Alter von 62 Jahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarischer Anzeiger.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses sind neuerlich herausgekommen:

J. S. Vaters, Professor der Theologie und Philosophie zu Halle, Commentar über den Pentateuch. Mit Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten, der eingeschalteten Uebersetzung von D. Alex. Geddes's kritischen und exegetischen Anmerkungen und einer Abhandlung über Moses und die Verfasser des Pentateuchs, 1ster Theil, gr. 8. 1 Thlr.

Des jüngst verstorbenen Geddes's Commentar zeichnete sich vor vielen englischen Exegeten, theils durch den kritischen Sinn des Verfassers, theils durch seine seltene Bekanntschaft mit den Werken der Ausländer aus. Gleichwohl enthielt er auch vieles unter uns zu Bekanntes, als daß eine wörtliche Uebersetzung rathsam gewesen wäre. Desto verdienstlicher ist die Arbeit des Verfassers, theils das, was wirklich neu oder bemerkenswerth ist, auf deutschen Grund und Boden zu verpflanzen, theils es mit seinen eigenen Untersuchungen, welche Sprachen und Sachen betreffen, zu bereichern, theils zu zeigen, wie weit man bisher in dem Fortgange gewisser dunkler Materien gekommen sey, oder gekommen zu seyn fälschlich gewähnt habe. Das Ganze ist daher ein sehr schätzbarer Beytrag zu der Exegese des A. T.

C. L. Stengels Beyträge zur Kenntniß der Justizverfassung und der jurist. Literatur in den preußischen Staaten, 14ter und 15ter Band, gr. 8. 3 Thlr.

Leider hat der Verfasser dieser mit so allgemeinem Beyfall aufgenommenen Beyträge seine Laufbahn mit dem 15ten Bande geendigt. Denn gerade als er den letzten Bogen des 15ten Bandes durchsehen wollte, starb er. Indeß hat die

Verlagshandlung schon Anstalten getroffen, daß das Werk ununterbrochen von einem bekannten in diesem Fach erfahrnen Gelehrten und Geschäftsmann fortgesetzt werde, und es wird in nächster Messe der 16te Band erscheinen.

G. W. Mundts Burgheim unter seinen Kindern. Neue Gespäche und Erzählungen für Kinder von 8 bis 16 Jahren, über Natur und Menschenleben. 3te Sammlung. 8. 22 Gr.

— — Vater Burgheims Reisen mit seinen Kindern und Erzählungen von seinen ehemaligen Reisen zur Kenntniß der Natur, der Kunst und des Menschenlebens. 1stes Bändchen. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Diese Schriften, wovon die beiden ersten Theile schon mit dem Beyfall erfahrner Pädagogen aufgenommen sind, zeichnen sich dadurch besonders vor vielen andern sogenannten Lesebüchern für die Jugend aus, daß sie das Nützliche mit dem Angenehmen nicht nur zu verbinden suchen, sondern wirklich verbinden, indem die Behandlung der Materien, welche der Verfasser aus der Naturgeschichte, Naturlehre und Technologie bearbeitet hat, einen für den Gegenstand durchaus kundigen Mann verrathen, der zugleich über die Methode nachgedacht hat, wie sie der Jugend am besten versinnlicht werden können.

D. A. H. Niemeyers Briefe an christliche Religionslehrer. 3ter Theil. 1 Thlr. 6 Gr.

Dieser Theil beschließt die Sammlung, welche als ein Commentar über des Verfassers Handbuch der populären und praktischen Theologie zu betrachten ist. Er beschäftigt sich besonders mit moralischen Gegenständen — der Frage über den ursprünglichen moralischen Zustand des Menschen — über die Natur der menschlichen Bestimmung — über die moralischen Besserungsmittel u. s. w. Die eingeschaltete Geschichte des Baron M** ist zugleich ein biographisches Fragment, welches zu sehr ernsthaften Betrachtungen veranlassen, und Erziehern und Predigern gleich lehrreich werden kann.

Inhalt
des ersten Stücks.

Ueberblick der drey letzten Jahrhunderte aus dem Gesichtspunkt der Biographik. Eine vorbereitende Abhandlung. Vom Herrn Hofrath Remer in Helmstädt. S. 3

I. Gustav der Dritte, König von Schweden. Vom Herrn Prof. Voß in Halle. 47

II. Jakob Böhme. Vom Herrn Prof. Eberhardt in Halle. 107

Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle, seit dem Jahr 1802. Nesemann — Zumsteeg — Bogdanich — Campomanez — v. Zink — Moore — Geddes. 133

XVI
XVII
XVIII

Der
Biograph.

Ersten Bandes. Zweytes Stück.

Halle, in der Waisenhaus-Buchhandlung 1802.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich wenigstens acht, höchstens zwölf Stück, brochirt, in farbigem Umschlag. Vier Stücke machen einen Band von wenigstens 1 Alph. 8 Bogen. Der Preis des ganzen Bandes von vier unzertrennlichen Stücken ist 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr., wofür man ihn durch alle Buchhandlungen bekommen kann.

Der Biograph liefert in steter Abwechslung theils längere, theils kürzere Biographien merkwürdiger Menschen aus allen Ständen, deren Namen Kronos auf seine Zeittafel der drey letzten Jahrhunderte eingeschrieben hat. Mit eigentlichen Biographien wechseln von Zeit zu Zeit historische Abhandlungen, die mit der Biographik in enger Verbindung stehn, Beurtheilungen und kurze Auszüge aus neu erscheinenden biographischen Werken, so weit sie den Zeitraum, welchen sich der Biograph gesetzt hat, betreffen. Jedem Stück folgt ein historischer Anzeiger, welcher die im Lauf des Jahrs vorgekommenen Todesfälle solcher Personen enthalten soll, die auf irgend eine Art verdienen, von der achtsamen Muse der Geschichte auf ihrer Tafel für den künftigen Biographen des neunzehnten Jahrhunderts angemerket zu werden.

Ein literarischer Anzeiger wird als Beylage gratis ausgegeben, worin neue Bücher von den Herrn Autoren und Verlegern bekannt gemacht werden können. Bekanntmachungen, die nicht über 12 Zeilen betragen, kosten 8 Gr. oder 36 Kr. rhein. Längere zahlen für die Zeile 9 Pfen. oder 3 Kreuz. Die Anzeigen werden portofrey nebst den Einrückungskosten an die Verlagshandlung eingesendet, wofern man nicht mit ihr in Rechnung steht.

Ueberblick der drey letzten Jahrhunderte aus dem Gesichtspunkt der Biographik.

Die Macht des Hauses Oestreich war durch den westphälischen und pyrenäischen Frieden gebrochen, und die Fürsten, die aus denselben auf Deutschlands und Spaniens Thronen saßen, versprachen nicht, ihr wieder aufzuhelfen (1558). Der Kaiser Leopold I., Ferdinands III. Sohn, besaß die Geringfügigkeit der Geisteskräfte, Unthätigkeit, Bigotterie und Abneigung von Staatsgeschäften, welche die Regierung eines Landes Ministern und Beichtvätern in die Hände liefern. Die Wahl der Minister kann bey der Unfähigkeit solcher Fürsten, Menschen zu schätzen, nicht anders als unglücklich für ihr Land ausfallen, und auch Leopolds Minister waren ungeschickte, intolerante, eigennützige Männer. Bürgerlicher und Religionsdruck erregte in Ungarn einen fortdauernden Aufstand, und einen Krieg mit den Türken, welcher die Kräfte, die eine schlechte

innere Regierung dem östreichischen Staate noch ließ, wegnahm (1665). Noch unglücklicher war Spanien unter der Regierung des an Leib und Seele schwachen Carl II. Er war minderjährig, als sein Vater Philipp IV. starb. Seine Mutter, Maria Anna, Prinzessin von Oestreich, seine Vormünderin und Regentin des Reichs, wurde durch den Jesuiten Neidhard, einen eben so stolzen als beschränkten und dürftigen Manne regiert. Gegen sie machte sich Philipps IV. natürlicher Sohn, Don Juan d'Austria, dessen Ehrgeitz gleichwohl größer war, als seine Geistesfähigkeit, eine hinlänglich starke Partey, um sie anfänglich zu zwingen, ihren geistlichen Liebling fahren zu lassen, und darauf den König aus ihren und des Marquis von Valenzuelas, Neidhards Nachfolgers, Händen zu nehmen. Spaniens Angelegenheiten, die Carl dem Don Juan überließ, gingen deswegen nicht besser. Mehr that für das Beste des Innern des Reichs sein Nachfolger, der Graf von Oropeza.

Eben so unzufrieden waren die brittischen Reiche mit der Regierung Carls II. (1660). Er war der niedrigsten Liederlichkeit ergeben, ein Verschwender des von seinen Unterthanen erpreßten Geldes, seinen Lüsten das Wohl seines Staats ohne Bedenken aufopfernd, und ein geheimer Katholik. Er verdient desto heftigern Tadel, da er Anlagen zu einem guten Regenten besaß. Zwar hatte er nicht den Muth, den Plan sich völlig unabhän-

gig zu machen, so auszuführen, wie denselben sein Ministerium, die Cabale, und der feinste Kopf in demselben, der Gr. von Shaftsbury entworfen hatte. Als er aber sahe, daß er sich auf die, der Episcopalkirche zugethane, größere Menge verlassen konnte, so endigte er allen Widerstand dadurch, daß er kein Parlement ferner zusammen rief, folgte den Rathschlägen seines katholischen Bruders Jacob; überließ sich Frankreich ganz, durch Subsidien und seine Maitresse die Herzogin von Portsmouth gewonnen, und ließ die Patrioten, den Gr. v. Essex, Lord Russel und Sidney im Gefängnisse oder auf dem Schaffotte sterben.

Die vereinigten Niederlande waren voll innrer Unruhen. Vom Anfange an hatten die Prinzen aus dem Hause Nassau gestrebt, eine ausgedehntere Gewalt zu erhalten, als die republikanische Partey der Niederländer ihnen einräumen wollte. Friedrich Heinrichs Sohn und Nachfolger, Friedrich II. trieb die Versuche dazu so weit, (1650) daß man nach seinem Tode die Statthalterschaft, und die Generalcapitain- und Admiralwürde in den von ihm regierten fünf Provinzen aufhob. Der große Staatsmann, Johann van Witt, verwaltete die Geschäfte dieser Provinzen mit so vieler Klugheit, daß sie fast unbeschränkt in seinen Händen waren. Er hatte an seinem Bruder Cornelius van Witt, Burgemeister zu Dordrecht, einen treuen Gehülfen, und die Bemühungen der oranischen Partey,

den Prinzen Wilhelm, Wilhelms II. Sohn die våterlichen Würden wieder zu verschaffen, waren vergeblich. In einem Kriege, der mit England entstand, weil Carl II. die Niederlande haßte, siegten die vortrefflichen holländischen Admirale, der ältre Tromp und Ruyter. Frankreichs große Plane endigten diesen Krieg.

Ludwig XIV. übernahm nach Mazarins Tode die Regierung selbst (1661). Die Schmeicheley erhob ihn zu seinen Lebzeiten bis zum lächerlichsten Uebermaße, und die spätern Zeiten haben ihn zu tief herabgewürdigt. Er war kein Prinz von einem vorzüglich großen Geiste, aber er hatte Geneigtheit, sich mit den Staatsangelegenheiten zu beschäftigen, und Einsichten genug, darin richtig zu urtheilen. Die Wahl seiner ersten Minister und Generale bewies seine richtige Schätzungskunst des Werthes der Menschen. Er war selbst nicht bekannt mit den Wissenschaften, aber dennoch Verpfleger derselben, und der Künste, in welchen letztern man ihm ein feines Gefühl der wahren Schönheit durchaus nicht absprechen kann. Die Schmeicheley machte ihn ruhmsüchtig, und verleitete ihn zu unabgebrochenen Kriegen, und zu einem gränzenlosen Aufwande in allen Fächern, welche beyde nicht anders, als mit einem die Unterthanen zu Grunde richtenden Drucke unterhalten werden konnten. Sie verleitete ihn, daß er die glücklichen Begebenheiten des größten Theils seiner Regierung sich selbst zuschrieb,

und daß er, als das Alter seine Beurtheilungskraft schwächte, diejenigen Leute, die dieses Selbstzutrauen nährten, einsichtsvollern und geschicktern Männern vorzog, welche die Hofkünste nicht verstanden. Es kam noch dazu, daß seine Mutter einen Grund zur Bigotterie in ihn gelegt hatte, der ihn in seinem Alter in die Hände seiner jesuitischen Beichtväter, besonders des le Tellier und der Marquise von Maintenon lieferte. Die Befolgung ihrer Rathschläge führte den Staat an den Rand des Verderbens.

Ludwig nahm seine Finanzen aus den Händen des räuberischen Intendanten Fouquet, und übergab sie dem Generalcontrolleur Colbert. Frankreich hat keinen Minister gehabt, der diesem seltnen Manne an Einsichten in dieselben, Patriotismus, und redlichen Diensteifer für den König gleich zu schätzen wäre. Ihm hatte Ludwig seine Größe vornemlich zu danken. Mit eben dem Glück wählte der König seinen Kriegsminister Louvois, wenn man auf Geschicklichkeit allein Rücksicht nimmt. Denn übrigens fehlt viel daran, daß der Hartherzige, der Erhaltung seines Einflusses das Wohl des Staates aufopfernde Mann, dem patriotischen Colbert an die Seite gesetzet werden dürfte. Die ersten Generale des Königs waren wie seine Minister damals die ersten in Europa. Noch finden die größten Kriegshelden in den Feldzügen des Marschalls von Türenne, und des Prinzen von Conde Beyspiel

und Unterricht. Ludwig eroberte in dem ersten Kriege einen Theil von den spanischen Niederlanden. Weil er den Witt beschuldigte, daß er vornemlich die Ursache sey, daß ihm sein Raub entrissen war, so griff er Holland mit einer Macht an, die der Republik den Untergang drohete, da zu gleicher Zeit der kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Galm, in das Gebieth derselben brach. Die erste Wirkung davon war eine Revolution, durch welche in den fünf Provinzen, die Statthalterschaft wieder erneuert, und die verdienstvollen van Witt ermordet wurden. Der Prinz Wilhelm III. den die Staaten in diesen Provinzen zum erblichen Statthalter ernannten, gehört zu den größten Männern seiner Zeit. Selten im Felde glücklich, war er gleichwohl ein General, dessen Geschicklichkeit den Feinden stets furchtbar blieb. Er verstand die Künste des Cabinets eben so gut wie der Hof zu Versailles, und übte sie mit so vielem Glück aus, daß Ludwig keinen gefährlichern und gefürchtetern Gegner hatte. Der Beystand den anfangs der Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, und darauf der Kaiser, Spanien und das deutsche Reich den Niederlanden leistete, rettete sie, zog aber Frankreichs Waffen in diese Länder, wo der Sieg sie überall begleitete. Nach Turennes Tode und Conde's Niederlegung des Commandos, führten der Herzog von Luxemburg, ihnen gleich an überlegener Kriegsgeschicklichkeit, und die Generale Crequi

und Schomberg die Franzosen an. Sie fanden am kaiserlichen General Montecuculi keinen unwürdigen Gegner. Mit Frankreich hatte der König Carl II. von England den Niederlanden zugleich den Krieg angekündigt. Allein Ruyter verhinderte durch seine Siege zur See die Landung der Engländer. Der tapfre holländische Admiral blieb in einem Treffen gegen den französischen Admiral du Quesne (1678). Der Friede zu Niemwegen, der diesen Krieg endigte, ließ Frankreich fast in allen seinen Eroberungen, und erlaubte ihm, Schweden, seinen Alliirten vor Verlust zu bewahren.

Carl Gustav (1648), den die Königin Christine ihre Krone abgetreten hatte, war ein kriegerischer Prinz. Des König Johann Casimir von Polen Protestation gegen seine Thronbesteigung, diente ihm zum Vorwande Polen zu bekriegen, welches er mit solchem Glück that, daß er das ganze Reich eroberte. Friedrich III. König v. Dännemark, Christians IV. Nachfolger in einem Staate voller innerer Unruhe und Misvergnügen, griff Schweden an, um Polen Luft zu machen. Aber Carl Gustav wandte nun seine Waffen gegen ihn. Dänemark hatte Polens Schicksal, und nur Kopenhagen vertheidigte sich noch gegen die Schweden. Hollands, des Kaisers und Brandenburgs Beystand entriß dem Sieger den größten Theil seiner Eroberungen, wogegen Preußen von Polen unabhängig erklärt wurde. Carl Gustav starb plötzlich und hinterließ seinem min-

derjährigen Sohne Carl XI. den Thron. Gleichwohl gewann Schweden bedeutend in dem Olivaer Frieden. Carl XI. glich seinem Vater nicht in der Neigung zum Kriege. Aber er war ein sehr staatskluger Herr, der Schwedens bisherige Staatsverfassung aufhob, und sich unumschränkt machte. Eben dasselbe war vorher in Dänemark von Friedrich III. mit Hülfe seines Cabinets-Secretairs, Christoph Gabel, zu Stande gebracht. Carl XI. alliirte sich vornemlich nach des Gen. de la Gardie Rath mit Frankreich in dem eben erzählten Kriege, mit solchem Unglück, daß ihm der König von Dänemark Christian V., Friedrichs Nachfolger, und der Churfürst von Brandenburg alle deutschen Staaten wegnahmen. Allein Ludwig zwang beyde Mächte ihre Eroberungen zurückzugeben.

Dem Könige von Frankreich gnügten die Eroberungen, nicht die der Niemweger Frieden in seinen Händen ließ, sondern er bemächtigte sich, vornemlich von Louvois verführt, auf die ungerechteste Art mehrerer Länder in Deutschland. Noch machte er Foderung an einen Theil der Besitzungen des pfälzischen Kurhauses, bey dem unbeerbten Tode des Kurf. Carl, des letzten aus der Simmerschen Linie, aus einem vorgeblichen Allodialrechte der Gemahlin des H. v. Orleans, einer Schwester des verstorbenen Herzogs, und mischte sich in die streitige Wahl eines Kurf. v. Cöln. Der Krieg, der hierüber entstand, war eben ausgebrochen, als eine

Revolution in England diese mit Frankreich alliirte Macht in seinen Feind verwandelte.

Carl II. war gestorben und hatte seine Krone seinem Bruder Jacob II. hinterlassen (1685), dem sie der Herz. v. Monmouth, Carls natürlicher Sohn vergebens, und mit Verlust seines Lebens streitig machte. Jacob II. war katholisch, und an eine katholische Gemahlin Marie Beatrix Prinzessin von Modena verheirathet. Hingegen waren seine beyden Töchter erster Ehe Protestantinnen, die älteste, Marie an den Statthalter Wilhelm III. die jüngre Anna an den Pr. v. Dänemark, Georg, vermählt. Der eifrig katholische König war sogleich bemühet, seiner Religion nicht nur in England wieder völlige Freiheit zu verschaffen, sondern sie auch daselbst zur herrschenden zu machen, ging aber dabey so übereilt und gewaltsam zu Werke, als man von den Rathschlägen des Jesuiten Eduard Peters, seines Beichtvaters und Geheimenraths, des grausamen Jefferies und andern katholischen Räthen erwarten konnte. Die Nation ertrug diese Vorschritte des Königs, bis ihm ein Sohn gebohren wurde, dessen ächte Geburt jetzt niemand mehr bezweifelt, wie damals geschah. Die Furcht der Engländer, ihren weltlichen und geistlichen Druck nun auf beständig fortgesetzet zu sehen, vermochte sie den Pr. v. Oranien zu Hülfe zu rufen. Der furchtsame Jacob floh von seinem Throne nach Frankreich, und Wilhelm III.

wurde zum Könige von England erwählt (1689). Schottland ahmte dieses Beyspiel freiwillig nach, und Irrland wurde mit Gewalt bezwungen, welches ohne die tapfre Vertheidigung von Londondry durch den Prediger Walker schwerer gewesen seyn würde.

Ungeachtet Großbritannien jetzt die Zahl der Feinde von Frankreich vermehrte, zu denen auch noch der unruhige, aber staatskluge Herz. v. Savoyen Victor Amadeus II. trat, so war es doch seinen zahlreichen Gegnern gewachsen. Allein dieses wurde nur durch eine übermäßige Anstrengung seiner Kräfte erhalten. Seine Abmattung und die Aussicht zu einer wichtigern, eine große Ausbeute versprechenden Fehde, bewogen es zu dem Ryswicker Frieden, worin der König alles zurück gab, was er seit dem Niemweger Frieden an sich gerissen hatte.

Das achtzehnte Jahrhundert begann so blutig als es endete. Alle europäische Mächte waren gegen einander in Waffen, und das Schwerdt wütete von dem Ufer des Tagus bis an den Pruth, und von Norwegens beeiseten Feldern, bis an den Fuß des Vesuvs, in zwey lang dauernden, Menschen fressenden Kriegen. Des Königs von Spanien Carls II. unbeerbter Tod setzte den Westen in Bewegung (1700). Abstammung und Verschwägerung gaben Leopolds und Ludwigs Söhnen ein gleiches Recht, auf die Erbschaft Anfoderung zu machen. Für Leopolds Sohn, den Erz-

herzog Carl, den der Vater zum Könige von Spanien bestimmt hatte, sprach noch, daß sein Haus mit dem ausgestorbenen spanischen einerley Ursprung hatte, und für Ludwigs Enkel, den Herz. Philipp von Anjou, daß ihm Carl II. nach dem Tode des Prinzen von Bayern, Joseph Ferdinand, der zuerst zu seinem Nachfolger bestimmt war, in einem Testamente die Krone vermacht hatte, welches das Werk seines Ministers des Cardinals Puerto-Carrero war. Frankreich fand anfangs wenig Widerstand, da selbst unter den deutschen Fürsten Unzufriedenheit herrschte über die dem Herz. v. Braunschweig-Hannover Ernst August ertheilte Churwürde, wogegen der Herz. von Braunschweig Wolfenbüttel, Rudolph August, und Anton Ulrich, die altfürstlichen Häuser aufgebracht hatten, und sogar für Frankreich Truppen warben. Allein als Frankreich nicht nur alle sehr beschränkte Foderungen der Seemächte abschlug, sondern auch den Sohn des K. Jacob II. nach dem Tode desselben als König von England unter dem Namen Jacob III. anerkannte, so wurde die englische Nation in die Waffen gebracht. So entstand der so genannte spanische Successionskrieg, und obgleich Frankreichs unversöhnlicher Gegner, der König Wilhelm III. bald nach dem Ausbruche desselben starb, so sparte doch seine Nachfolgerin Anne weder das Geld noch das Blut ihrer Unterthanen, um dem Erzherzog Carl den spanischen

Thron zu verschaffen. Ihre Armee führte der große General, der Herz. von Marlborough an, dessen Gemahlin, die Herzogin Sarah, das Herz der Königin ganz in Händen hatte. Gleiche vortrefliche Kenntnisse der Kriegskunst besaß der kaiserliche General Prinz Eugen von Savoyen. Ludwig XIV. wurde hingegen damals ganz von seiner zweyten Gemahlin, der Marquise von Maintenon regiert, eine regiersüchtige Beterin, nach deren Empfehlung die Anführer-Stellen bey der Armee ihren Geschöpfen gegeben wurden, und man einem Villars, dem einzigen General, der nebst Vandome einem Marlborough und Eugen entgegengestellt zu werden verdiente, nicht eher die Vertheidigung des bedrängten Frankreichs auftrug, bis die Sachen zuweit hinein verdorben waren. Anfangs hatten indessen Frankreichs Waffen überall die Oberhand. Philipp von Anjou wurde in Spanien als König erkannt, und Portugall gegen seinen Vortheil gezwungen ihn zu unterstützen. Dieses Reich wurde damals von Peter, dem zweyten Sohn des K. Johann IV. als Regent verwaltet. Er hatte seinen ältern Bruder den König Alphons VI. einen Prinzen von schwachem Verstande und heftigen Leidenschaften, der Regierung entsetzet, und dessen Gemahlin Marie Franziske d'Aumale geheirathet, nachdem man vorher den Gr. von Castel Melhor, den einsichtsvollen Minister des Königs, vertrieben hatte. Frankreichs Glück endigte

sich nach dem Verluste der Schlacht bey Blendheim so ganz und gar, daß Ludwig genöthigt wurde seine Feinde um Frieden zu bitten, den man ihm nur unter Bedingungen geben wollte, die er nicht annehmen konnte. Allein die Umstände änderten sich bald hernach zu seinem Vortheil. Auf Leopold I. war auf dem deutschen Kaiserthrone Joseph I. gefolgt, ein Prinz der nur Lob verdient, wenn man ihn mit seinem Vater und seinem Bruder Carl zusammen stellt. Er starb ohne männliche Erben, und Carl VI. sein Bruder folgte ihm. Carl jetzt noch die spanische Krone aufzusetzen, hätte sein Haus dem Gleichgewichte von Europa zu gefährlich gemacht, als daß seine Alliirten diesen Plan länger hätten beybehalten können. Aber schon vorher war eine Abänderung in England beschlossen. Denn Lady Sarah Marlborough hatte die Gunst der Königin Anna durch ihren unerträglichen Stolz, und die Ränke der Lady Mashan verlohren. Die Königin dankte ihr whiggisches Ministerium ab, und besetzte es mit Tories. Von denselben waren der Viscount von Bolingbroke und Rob. Harley, Gr. v. Oxford, die vornehmsten. Den D. Sacheveral unterstützte das neue Ministerium mit seinen Predigten. Diese Minister mußten zu ihrer Erhaltung den Krieg endigen (1713). Die Friedensschlüsse zu Utrecht, Rastadt und Baden ließen den König Philipp V. auf dem spanischen Throne.

Der Norden und Osten sahe während des spanischen Successionskriegs gleich blutige Auftritte. Dem Zar Michael Feodorowitsch, war sein Sohn Alexni gefolgt, der sich eben so thätig und vernünftig um die innere Verbesserung seines Reichs bekümmerte, als auswärts glücklich war. Der älteste gleichfalls des Throns würdige Sohn dieses Zars Feodor, ließ denselben nach einer kurzen Regierung seinen Brüdern Iwan III. und Peter I. Der erste war blödsinnig, der andre minderjährig, und ihre Schwester, die herrschsüchtige Sophie, und der Kanzler Wasilei Golizin, herrschten an ihrer Statt. Aber Peter riß sich von ihrer Herrschaft los und regierte allein (1689). Die letzten drey Jahrhunderte haben nur einen Monarchen gesehen, der den Zar Peter I. übertraf, ja man sagt nicht zuviel, wenn man hinzufügt, keinen andern der ihm gleich kam. Er bildete sich selbst von einem Barbaren zu einem aufgeklärten, wohl unterrichteten Mann; lernte von la Forre, und andern Ausländern, und auf seinen Reisen; drang selbst tief ein in einige Wissenschaften, und gebrauchte dann mit ungemeiner Sorgfalt und ungeachtet seiner fast unabgebrochenen Kriege, mit einer niemals ganz erschlafften Thätigkeit seine uneingeschränkte Gewalt, um die Civilisirung seiner Unterthanen, und eine innere Reform seines Reichs zu bewirken, die er, soviel es in einem Menschenalter, und durch die Bemühung eines Regenten möglich war,

bis zur Bewunderung zu Stande brachte. Ihm war zur Führung einer Seehandlung ein Hafen an der Ostsee nöthig, aber er suchte ihn vergeblich von Schweden zu erhalten.

Der schwache König Johann Casimir fand die Last der polnischen Krone zu schwer, als er seine für ihn regierende Gemahlin, Marie Louise Gonzaga, verlohren hatte, und legte sie nieder (1669). Die Polen nöthigten sie Michael Wisniowiecki auf, so wahr auch seine Versicherung war, daß er sie nicht mit Ehren tragen würde. Der tapfre Gen. Johann Sobieski bewahrte Polen vor einem schimpflichen, den Türken zu zahlenden Tribute, und wurde Wisniowieckis Nachfolger. Soviel auch Polen seiner Tapferkeit verdankte, und so hoch sein Ruhm durch den Entsatz von Wien stieg, so verhinderte doch der Geiz seiner Gemahlin Marie Casimirn de la Grange, und die Herrschaft, die sie über ihn ausübte, daß die Nation ihn hochschätzte. Nach seinem Tode siegte der Kurfürst von Sachsen August II. über seinen Nebenbuhler um die polnische Krone, den Prinzen von Conti. (1697) Es war zu bedauern, daß August manche gute Anlagen in dem Tumulte der Vergnügen und dem Rausche der Wollüste und Schwelgerey erstickte, die Polen durch sein Beyspiel zu dem Luxus verführte, der nachher zu dem Verderben ihres Vaterlandes sehr viel beytrug, und Sachsen in die drückendsten Schulden stürzte. Er hatte

schon durch seine Maasregeln, sich unabhängig in Polen zu machen, den Argwohn und die Feindschaft seiner Unterthanen erregt, als er sich durch Reinhold von Patkul zu der Hoffnung Livland wieder erobern zu können, verleiten, oder darin stärken ließ, und deswegen mit Peter dem Großen ein Bündniß gegen Schweden schloß.

In Dänemark war dem König Friedrich III. sein unruhiger kriegerischer Sohn Christian V. gefolgt (1671), der anfangs die innern Angelegenheiten nach dem Rathe seines einsichtsvollen Ministers Peter Schumacher Gr. v. Greiffenfeld mit vieler Weisheit behandelte. Aber nach der Absetzung und Gefangennehmung dieses Ministers, that er mehrere Misgriffe. Sein Verlangen dem Gottorpischen Hause die Vortheile zu entziehen, die er ihm in dem Altonaischen Vergleich hatte einräumen müssen, bewog ihm mit dem König von Polen ein Bündniß gegen Schweden zuschließen. Er starb zwar ehe der Krieg ausbrach, aber sein Sohn und Nachfolger Friedrich IV. blieb dem Bündnisse getreu.

Diese drey Mächte griffen den jungen König von Schweden Carl XII., der seinem Vater Carl XI. gefolgt war, gemeinschaftlich an. Carl zeigte sich in dem Laufe dieses nordischen Kriegs als einen unerschrockenen Krieger und treflichen Anführer in der Schlacht, aber keineswegs als einen General der Fähigkeit besitzet, einen richtigen Entwurf zu einem Feldzuge zu machen.

Noch

Noch weniger Staatsmann als General nutzte er sein erstaunliches Kriegsglück nur zur Sättigung seiner Rachgier, und zu dem kurzen Genusse der Ehre, den edlen Stanislaus Lesczczinski, auf den Thron von Polen gesetzt zu haben. Mit soldatischer Despotie behandelte er sein Reich, und brachte es, als ihn das Glück verlassen hatte, durch seine Hartnäckigkeit keinen Schritt weichen zu wollen, in das größte Verderben. Bey diesen Fehlern und ihren traurigen Folgen, erregt gleichwohl sein persönlicher Muth, seine Rechtschaffenheit, unwandelbare Dankbarkeit gegen seine Freunde, und vorwurfslose Mäßigkeit in seinem Privatleben für ihn ein lebhaftes Gefühl der Hochachtung. Carl folgte anfangs in den Staatsangelegenheiten seinem Minister Piperz; gegen das Ende seiner Regierung, dem einsichtsvollen, zu kühnen Planen geneigten, aber eben deswegen doch nicht von aller Ränkesucht freyen, Baron von Görtz, der nach des Königs Tode ein Opfer der Gegenpartey wurde. Von den geschickten Generalen die er bildete, sind Rhenschöld, Löwenhaupt und Stenbock, die berühmtesten. Daß er endlich unter lag, war nicht eine Wirkung der Geschicklichkeit oder Tapferkeit seiner Feinde, sondern eine nothwendige Folge seiner fehlerhaften Plane und seiner Art den Krieg zu führen. Denn keiner der feindlichen Generale war ihm oder seinen Generalen gleich zu schätzen, am wenigsten Augusts Liebling und Rathgeber, der sächsische Ge-

neral Flemming. Nach Carls XII. Ermordung (1719) erhielt durch eine Partey an deren Spitze der Gr. Horn stand, die jüngre Schwester des Königs Ulrike Eleonore, die Krone, die sie ihrem Gemahl dem hessencasselschen Prinzen Friedrich übertrug. Bey der fehlerhaften Constitution die man Schweden zu gleicher Zeit gab, und dem Kampfe der Hornschen und Gyllenborgischen Parteyen, blieb dieser Staat in seiner Erschöpfung. Beyde waren die Quelle von zahlreichen innern und auswärtigen Unglücksfällen. Mit schwerer Einbuße mußte es den Frieden von allen Mächten, besonders von Rußland kaufen.

Peter der Große ließ schon während des Kriegs seine Alliirten fühlen, wie wenig staatsklug sie gehandelt hatten, Rußland durch ihren Beystand, eine solche unwiderstehliche Uebermacht zu geben. Die häusliche Glückseligkeit dieses seltnen Mannes wurde durch das Betragen seines Sohn Alexei getrübet. Wahrscheinlich rettete es Rußland von einem Rückfall in Barbarey, daß ihn sein Vater hinrichten ließ. Dem großen Regenten folgte auf dem Kaiserthrone seine Gemahlin Catharine I., von untergeordnetem Rang, durch ihre Klugheit zu dieser Würde erhoben. Sie dankte den letzten Schritt dazu dem Fürsten Menzikof, der auch die Regierung des Staats in Händen hatte (1727). Es war bestimmt, daß Peter II. Catharinens Nachfolger, Alexei Sohn, Menzikofs Tochter heira-

then sollte. Jwan Dolgoruki stürzte Menzikof, und der junge Kaiser sollte sich nun mit Catharine Dolgoruka, Jwans Schwester vermählen, als er starb. Die russischen Großen wählten Annen, die Tochter Jwans, Peters Bruder, zur Kaiserin. Sie vernichtete bald die ihr enge Schranken vorschreibende Capitulation, aber ihre Regierung war eine Reihe von Fehlern, Beweisen von Schwäche, und Wirkungen der Ränke und gegenseitigen Eifersucht ihres Lieblings Johann Ernst von Biron, den sie zum Herzog von Curland erhob, des Cabinets Ministers Ostermann und des geschickten und glücklichen Generals Münnich. Ihr Testament gab Rußlands Krone Jwan III. Seine Mutter Anna, vermählt an den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, war eine Tochter der Herzogin Catharine von Meckelnburg, der Kaiserin Anne Schwester. Biron war von der Kaiserin zum Regenten ernannt. Die Großfürstin Anne, des Kaisers Mutter, nahm dem unfähigen Mann die Gewalt aus den Händen, und schickte ihn nach Sibirien. Aber auch diese heftige zanksüchtige und wenig verständige Prinzessin erhielt sich nicht in ihrer gefährlichen Würde. Von den sächsischen und östreichschen Gesandten, dem Gr. Lynar, und Gr. Botta regiert, lebte sie in Uneinigkeit mit ihrem Gemahl, und beleidigte den General Münnich. Bey diesen Umständen fand Prinzessin Elisabeth, Peter des Großen Tochter, keine große Schwierigkeit,

Iwan vom Throne zu stoßen. Er und seine Eltern wurden in der Gefangenschaft gehalten, diese bis zu ihrem natürlichen Tode, er bis zu seiner Ermordung unter Catharinen II. Den bedeutendsten Antheil an der Revolution nahm der Arzt Lestocq.

Während dieser Unruhen in Norden bildete sich daselbst almählig eine neue Macht, aus einem bis in die zweyte Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts sehr geringfügigen Staate. Nach Aussterben der schwachen, von ihren Ständen, in einer, alles Gute verwehrenden, Unabhängigkeit gehaltenen, aber auch durch ihren eigenen Charakter dazu nicht fähigen Herzöge von Preußen, Albrecht und Albrecht Friedrich, fiel das Herzogthum an die Kurlinie Brandenburg, und an den Kurf. Johann Siegsmund (1618). Der zweyte Nachfolger desselben Friedrich Wilhelm, den die Geschichte mit Recht den großen Kurfürsten nennt, legte den Grund zu der Größe seines Hauses, sowohl durch die Erwerbung bedeutender Länder, als auch besonders durch Beförderung des innern Wohls derselben. Für beydes geschah wenig unter dem, äußern Glanz liebenden, und die Kräfte des Landes darauf verwendenden Friedrich, der den königlichen Titel annahm. Aber einer der größten, einsichtsvollesten Regenten (1713), war desselben Nachfolger Friedrich Wilhelm I. der besonders, eine den Höfen damals wenig bekannte Eigenschaft besaß, Sparsamkeit, und seinem Lande Gewinn

und ausgezeichnete Vortheile verschafte, durch Belebung der Betriebsamkeit, und der in Deutschland gleichfalls noch nicht sehr bekannten Fabriken und Manufakturen. Bey dieser Aufmerksamkeit auf die innere Verbesserung seines Landes vermied er den Krieg, und führte ihn nur einmal, da er gegründete Hofnung hatte, dabey zu gewinnen, die auch durch die Erwerbung des größten Theils von Pommern erfüllet wurde. Aber seine Armee war nichts desto weniger vortreflich, gebildet durch die geschickten Generale, den Fürsten Leopold von Anhalt und den Grafen v. Schwerin.

Ludwig XIV. starb bald nach dem Rastadter und Badener Frieden, und auch die Königin Anne überlebte ihn nicht lange. Ludwig hatte seinen Großenkel Ludwig XV. zum Nachfolger. Der Königin Anne Bemühungen, Jakob, den Sohn des Königs Jakob II. den man den Prätendenten nannte, ihren Thron zu hinterlassen waren vergeblich, und der Kurf. Georg I. von Braunschweig-Hannover bestieg denselben, vermöge seiner Abstammung von dem König Jakob I. durch seine Mutter Sophie, Gemahlin des Kurf. Ernst August. Ludwig XV. erbte als ein schwaches Kind die Krone. Sein Vetter der Herz. Philipp von Orleans, war ein guter Soldat, kluger Staatsmann, Freund und Kenner der Wissenschaften, gutmüthig und ohne Tücke, in allem diesem der einzige Abkömmling von Heinrich IV, der seinem Ahnherrn nahe

kam, aber ein Wollüstling, ohne Schaam, und bis zur Herabwürdigung seines übrigen Werths, und seines hohen Standes. Eifersucht und Verläumdung hatten Ludwig XIV. bewogen ihm die Regentschaft in seinem Testamente zu entziehen; er bemächtigte sich ihrer mit Gewalt. Doch behielt der Herz. v. Villeroi die Erziehung des Königs. Des H. v. Orleans vornehmster Rathgeber war der Cardinal Dubois, eben so ausschweifend als der Regent, ein niederträchtiger Schmeichler desselben, aber ein Mann von durchdringendem Verstande und großer Schlauigkeit. Des jungen Königs schwache Gesundheit ließ seinen baldigen Tod erwarten. Der König Philipp V. hatte zwar auf den Thron von Frankreich Verzicht leisten müssen, allein er war gleichwohl willens, sich desselben zu bemächtigen, wenn jener Todesfall einträte. In diesem Entschlusse stärkte ihn noch mehr seine zweyte Gemahlin Elisabeth Pr. v. Parma, die für ihre Söhne Länder in Italien zu erhalten hoffte, und sein Minister, der Cardinal Alberoni, ein Staatsmann der nie vor der Kühnheit eines Plans erschrack, und eine Reihe von Hülfsmittel erfunden hatte, Philipps Absichten auszuführen, die, hätte sie das Glück begünstigt, ihn gewiß zum Ziel geführt hätten. Der Herz. von Orleans, der nächste Thronerbe, nach Philipp V. alliirte sich gegen diese Plane mit Georg I. zur Aufrechthaltung des Utrechter Friedens. Georgs I. Klugheit gab ihm

die Waage der Staatsangelegenheiten in die Hand. Durch seine Thätigkeit einer jeden Gefahr entgegen zu treten, und ihr zuvorzukommen, ehe sie groß wurde, verhinderte er überall wichtige Kriege. Er behauptet diesen Ruhm, der ihm als Staatsmann gebührt, nicht in seinen Familienangelegenheiten, und sein Verfahren gegen seine Gemahlin Sophie Dorothea, Prinzessin v. Celle, war ungerecht. Alberoni misglückte ein jedes angewandte Hülfsmittel; die Besiegung der spanischen Flotte von der englischen, der Einbruch einer französischen Armee in Spanien unter dem tapfern Herz. v. Berwick, der Philipp auf den spanischen Thron gesetzet hatte, und die Amme der Königin, Laura Piscatori brachten Philipp V. dahin, seinen unglücklichen, aber gewiß nicht ungeschickten Minister aus dem Reiche zu verweisen, und den Frieden von der Hand seiner Feinde anzunehmen, als darin der älteste Sohn der Königin Elisabeth, der Pr. Carl, die Anwartschaft auf Toscana, Parma und Piacenza erhielt.

Frankreich war bey dem verzweiflungsvollen Zustande seiner Finanzen die auswärtige Ruhe nöthig. Man hatte, um sie zu verbessern mehrere unbeträchtliche Mittel angewandt. Des Irländers John Law's, oder vielmehr der Regierung, Bank- und Mißisippi-Betrügereyen, brachten gewiß der Krone nicht so viele Vortheile, als sie dem Unterthan Schaden thaten. Als Ludwig volljährig wurde, ließ der Herz. v. Orleans

dem Card. Dubois den Titel eines Premier Ministers annehmen, und nach desselben Tode führte er diesen Titel selbst. Der Herz. Ludwig Heinrich von Bourbon wurde bey seinem Absterben sein Nachfolger. Seine geringen Einsichten und sein Haß gegen seinen Vorgänger machten seine Verwaltung so fehlerhaft, daß man sie ihm bald aus den Händen nahm, und sie dem ehemaligen Lehrer des Königs dem Card. Fleuri übergab. Die europäischen Cabinette hatten damals keinen Minister der Fleuri an Fähigkeiten glich; seine gründliche Staatsklugheit, sein bescheidener Character, seine Liebe zum Frieden und Kunst zu unterhandeln, gaben Frankreich das Ansehn, und den Einfluß in die europäischen Angelegenheiten wieder, den es seit dem spanischen Successionskriege verlohren hatte, und des Ministers Sparsamkeit verbesserte zugleich den Finanzzustand desselben.

Die Königin Elisabeth von Spanien war eine Prinzeßin von vielem Verstande, die ihren melancholischen, sich der Arbeit entziehenden Gemahl regierte. Gleich bey ihrer Ankunft in Spanien, hatte sie die Prinzeßin Ursini, die ihn bis dahin beherrschte, entfernt. Sie konnte es indessen nicht verhindern, daß Philipp von seiner Melancholie überwältigt, und seines staatsklugen Beichtvaters und Rathgebers d'Auberton beraubt, die Krone seinem Sohn Ludwig übergab. Aber der dem altem Hofe ergebene Marquis

von Grimaldi hatte die ganze Verwaltung der Geschäfte in Händen, und der junge König starb nach wenigen Monaten, worauf Philipp beredet wurde, die Regierung wieder anzunehmen, die freylich seine Gemahlin führte. Ihr Verlangen, ihre Söhne zu erheben, machte sie eine Zeitlang zum Spiel der Intriguen des Wiener Hofes, der sie durch den Herzog von Ripperda beredete, daß man Maria Theresia, Carls VI. älteste Tochter mit dem Prinzen Carl vermählen wollte. Die Mummerey hatte allein zur Absicht, den großen Plan, dessen Erreichung das östreichische Ministerium bey allen Unterhandlungen allein vor Augen hatte, zu unterstützen, dieser Prinzessin die ungetheilte Erbschaft aller Staaten ihres Vaters, und das dahin lautende Testament desselben, die sogenannte pragmatische Sanction gegen die Anforderungen der josephinischen Erzherzoginnen zu sichern. Ungeachtet Spanien seine Hintergehung bald entdeckte, und die Seemächte und Frankreich von Oestreichs Furcht vor einem Kriege überzeugende Beweise erhielten, so war der Einfluß dieses letzten Staats, besonders in England und den Niederlanden noch groß genug, daß der spanische Prinz Carl nicht eher zum Besitz der italienischen Staaten kam, bis die pragmatische Sanction von jenen Höfen garantirt war (1731).

Carl VI. war weder fähig, sich um die Angelegenheiten seines Reichs zu bekümmern, noch hatte er

dazu den guten Willen. Die ungeschickten und raubsüchtigen Minister dieses verächtlichen Regenten, hatten den Staat so tief herunter gebracht, daß sie den Verlust einer seiner besten Provinzen nicht verwehren konnten. Als August II., K. von Polen starb, wollte der Hof zu Versailles den Schwiegervater des Königs Ludwig XV. den K. Stanislav Leszczinsky, wieder auf den polnischen Thron setzen. Allein Oestreich unterstützte den Sohn des verstorbenen Königs, August III., der an eine josephinische Erzherzogin vermählt war, damit es von demselben die Anerkennung der pragmatischen Sanction erhalten möchte, und mit seiner und Rußlands Hülfe behielt August die Oberhand. In dem daraus mit Frankreich, und seinen Alliirten Spanien und Sardinien entstandenen Kriege, nahm Spanien dem Kaiser Neapolis und Sicilien weg, welches dem Prinzen Carl gegen Abtretung von Toscana, Parma und Piacenza verblieb, Frankreich eroberte Lothringen, welches Stanislav Leszczinsky zum lebenslänglichen Besitz eingeräumt wurde, und nach seinem Tode an Frankreich fallen sollte (1736). Da hingegen der Herzog desselben Franz Stephan, der Gemahl der Tochter Carls VI., Maria Theresia, Toscana erhielt. Der K. von Sardinien, Victor Amadeus, erweiterte seine Staaten in Mayland. Dieser Prinz trat aus Liebe zur Gräfin von St. Sebastian, und vermöge seines unbeständigen Charakters seinem Sohne

Carl Emanuel III. die Regierung ab. Als er sich derselben wieder bemächtigen wollte, hielt ihn der Sohn bis an seinen Tod gefangen.

Nur wenige türkische Sultane verdienen das Lob vorzüglicher Regenten. Der Wessir Achmet Kiuprili erwarb Muhammed IV. Candia, und die Türken fochten, bey der Unterstützung des Aufstandes der Ungarn unter den Gr. Emeri Tökeli, gegen Leopold so glücklich, daß sie Wien belagern konnten (1683). Der Wessir der Sultane, Soliman III. und Achmed II. Kiuprili Mustapha erwarb sich (1690) großen Ruhm durch gute Verwaltung der Finanzen und auswärtige Siege. Sultan Mustapha II. war selbst ein tapfrer Soldat und ein rühmlicher Regent. Unter Achmed III., zu dem Carl XII. floh, verwaltete zuletzt der gelehrte Wessir Ibrahim den Staat. — In Asien breitete damals der glückliche Krieger, Nadir Kuli Chan, (1736) Herr von Persien, seine Waffen über viele mittägliche und östliche Länder aus.

Noch trat kein Mann auf, der die drey christlichen Kirchen von ihrer Streitsucht abgeleitet, und sie belehrt hätte, daß Besserung des Herzens durch die Religion, der Hauptzweck der Bemühungen der Diener derselben seyn müßte. Die in der lutherschen Kirche dahin arbeiteten, der gelehrte und aufgeklärte Georg Calixt, der fromme, sanfte Spener, veranlaßten durch den heftigen Widerspruch ihrer Gegner nur langdauernde

Streitigkeiten. Die Uebertreibungen einiger der wirklichen oder vorgegebenen Spenerschen Nachfolger trugen freylich dazu bey. Aber mit Verwunderung und Verdruß lesen unsre Zeiten, daß die Orthodoxen sich ihrem wüthigen Eifer so weit überließen, einen Mann, wie Aug. Herm. Franke zu verfolgen, dessen weises, unermüdetes, durch keine Schwierigkeiten aufgehaltenes Bestreben, wohl zu thun, noch nach einem Jahrhunderte den Dank und die Segnungen von tausenden empfängt. Von den Schwärmern, die diese Zeit hervorbrachte, hat der Graf von Zinzendorf, durch die innere und äußere Gestalt, die er der Brüdergemeinde gab, bis auf den heutigen Tag fortgewirket. Noch ausgebreiteter ist dieses durch Georg Fox, den Stifter der Quäker in England geschehen. Kleiner war der Schwärmerhaufen, den Gichtel um sich versammelte, und der Jakob Böhmens theosophische Thorheiten bewunderte. Mehr politisch als theologisch merkwürdig ist die Trennung, die Jac. Harmsen mit der Lehre von der Gnadenwahl in der reformirten Kirche hervorbrachte. Der Bischof Jansen glaubte gewiß nicht, daß in der katholischen Kirche sein hinterlassener Augustin einen solchen Tumult erregen würde. Unter den feinen Schriftstellern, die in diesen Streitigkeiten schrieben, wirkte Pascal am mehrsten. Es war kein Wunder, daß bey diesen, zum Theil höchst abgeschmackten Streitigkeiten, Verächter und Spötter der christlichen

Religion auftraten, deren besonders England mehrere hervorbrachte, als Hobbes, Shaftesbury, Rochester. Seinen eigenen Weg ging Benj. Spinoza. — Wir haben sowohl in der vorigen Periode unterlassen, die Namen der Päbste zu nennen, als wir sie auch hier nicht hersetzen, indem es genug seyn wird, zu sagen, daß alle in irgend einer Hinsicht merkwürdig genug sind, und ihre Geschichte mit Theilnahme gelesen werden kann, obgleich keiner unter ihnen einen großdenkenden, mit kühnen Planen beschäftigten, Sixtus V. den bis zur Grausamkeit strengen Erwerber der weltlichen Despotie des Pabstes, gleicht. Doch zeichnen sich einige von ihnen durch ein kluges und gemäßigtes Verfahren aus, als ein Clemens IX., ein Innocentius XI., andre durch freche Laster, als ein Julius III.

Diese Darstellung des religiösen Zustandes dieser Periode beweiset schon, daß der menschliche Verstand nur noch eine mäßige Stufe der Aufklärung erhalten habe. In der That lebten darin zwar die großen Männer Conring, Thomas, Bayle, Leibnitz, Newton, Wolf. Aber das Geschrey der größern Menge übertäubte ihre Stimme, die sie ohnedem aus Furcht vor dem weltlichen Arm, den die Orthodoxen nur gar zu oft zu Hülfe nahmen, nicht zu laut erheben durften. Jede Wissenschaft hatte große Männer. Die Beschränkung des Raums erlaubt uns nicht, ihre Namen und

die Verdienste derjenigen hier herzusetzen, die sich in jeder Wissenschaft neue Aussichten eröffneten.

Die politische Welt erhielt in der Periode der Geschichte, die an unsre Lebenszeit gränzt, und in sie hineingeht, eine andre Gestalt durch einen Regenten, welcher der Gegenstand der Bewunderung und Ehrfurcht aller derjenigen wurde, die Fürsten- und Menschengröße zu schätzen wußten; der die Eifersucht und den Neid der weniger Billigen rege machte, wenn sie fühlten, wie weit sie hinter ihm standen; der ein Muster aller wurde, die wünschten, wie er, sich ihrer hohen Bestimmung würdig zu machen; und der endlich in seinen Schriften und durch sein Beyspiel die Welt die beyden großen Wahrheiten lehrte, durch welche der Staat allein glücklich, und die positive Religion allein wohlthätig werden kann: „Der Unterthan ist nicht für den Fürsten, sondern der Fürst für den Unterthan geschaffen;" und: „Jede Religion, die verfolgt, ist nicht Verehrung Gottes, sondern die höchste Beleidigung desselben." Wir haben nicht nöthig zu sagen, daß wir von Friedrich II. reden, der den Namen des Großen verdient, wir mögen ihn als Kriegsheld, oder als Regenten betrachten.

Er mußte mit dem Hause Oestreich den ersten Krieg führen (1741), um demselben gegenrechtlich zurückgehaltenes Eigenthum aus den Händen zu nehmen. Das zweytemal zog er das Schwerdt gegen dasselbe, mit Grund besorgt, daß es nach Unterdrückung von Deutsch-

land, ihm die erhaltenen Vortheile wieder entreißen würde. Zum dritten male war er durch einen mit halb Europa wirklich darüber festgesetzten Plan dazu gezwungen; und zum vierten male foderte die abermalige Gefahr, Deutschland unter der Uebermacht dieses Hauses erliegen zu sehen, seine Waffen auf, einen bedrängten Alliirten Hülfe zu leisten. In diesen Kriegen bildeten sich große Generale nach seinen Lehren, und durch sein Beyspiel. Der preußische Unterthan nennet mit Ehrfurcht und Dankbarkeit die Namen seiner Beschützer im siebenjährigen Kriege, eines Prinzen Heinrich von Preußen, die Stütze des Vaterlandes in demselben, des kühnen und thätigen Seydlitzes, des tapfern und verständigen Ziethens. Die dem Staate im Frieden erzeigten Wohlthaten erregen weniger Geräusch. Aber daß Friedrichs II. weise, zweckmäßige und unermüdete Sorgfalt für das Wohl seiner Unterthanen ihn noch größer im Frieden machte, als er im Kriege war, erkennet der dankbare Preuße, und die Geschichte bewahrt die Beweise davon auf. Es mag genug seyn, von den edlen Männern, die ihm dazu die Hand boten, den Grafen von Herzberg zu nennen.

Der König Friedrich führte diese Kriege gegen die Königin-Kaiserin Maria Theresia (1740). Diese verständige, muthvolle, in den Angelegenheiten ihres Reichs selbst mit anhaltendem Fleiß arbeitende, und tugendhafte Prinzessin, die nur zu sehr in den Hän-

den intoleranter Jesuiten war, und sich von dem Einflusse des Geistes, der damals nicht blos in ihrer Kirche herrschte, nicht, wie Friedrich, losmachen konnte; nahm nach ihres Vaters Carls VI. Tode Besitz von den sämmtlichen östreichischen Staaten. Auf dieselben machten aber Anspruch die Gemahle der Tochter des Kaisers Joseph I., der Kurfürst Carl Albrecht von Bayern, der K. August III. von Polen, und Philipp V, Kön. von Spanien, dieser letzte, um seinem Sohn Philipp gleichfalls einen Staat in Italien zu verschaffen. Frankreich verband sich mit Oestreichs Feinden, das keinen Alliirten hatte, als Großbritannien, und sich gleichwohl weigerte, Friedrichs II. Anerbietung seiner Allianz gegen die Einräumung seiner gerechten Foderungen anzunehmen. Auf Großbritanniens Thron war Georg II. seinem Vater gefolgt, ein Prinz, der keine glänzende Eigenschaften, aber eine gesunde Beurtheilungskraft besaß, vermöge welcher er seine Minister weise wählte, ihrem Rathe in einer klugen Behandlung der englischen Nation, ihrem Charakter gemäß, folgte, und daher in den auswärtigen Angelegenheiten glücklich war. Sein damaliger Minister Rob. Walpole, den er von seinem Vater geerbt hatte, liebte den Krieg nicht, weil er seine weise Finanzverwaltung, in deren Hinsicht kein englischer Minister gleiches Lob verdient, dadurch unterbrochen sah. Dennoch hatte ihn damals die Habsucht des Handelsstandes zu einem

Kriege

Kriege mit Spanien gezwungen. Richtiger war die Maasregel, durch Unterstützung der Königin Maria Theresia, das Gleichgewicht auf dem festen Lande zu erhalten. Denn diese Prinzessin schien anfangs unterzuliegen, nachdem der Marschall von Belleisle die Bedenklichkeiten des Cardinal Fleuri überwunden, die französisch-bayersche Armee einen Theil der Erbstaaten eingenommen hatte, und Carl Albrecht zum Kaiser erwählt war. Allein nach dem ersten Frieden mit Preußen erhielten die östreichischen Waffen unter den Grafen Khevenhüller, Lobkowitz, Bathiani, Traun und dem Pr. Carl von Lothringen völlig die Oberhand. Der neue Angriff des Königs von Preußen unterbrach die östreichischen Siege. Gegen ihn vereinigte sich der K. August III. von Polen mit Oestreich, verleitet von seinem Minister, dem Grafen von Brühl, Sachsens Geißel durch seine Anhänglichkeit an Oestreich, und durch seine eigene und des Königs wüthende Verschwendung. Frankreich unterstützte Preußen auf keine Art. Als also der Kaiser Carl VII. starb, sein Sohn der Kurfürst Maximilian Joseph Frieden machte, Preußens deutsche Alliirte es verließen, so schloß auch diese Macht Friede. Marien Theresiens Gemahl, Franz Stephan, Großherzog von Toscana, wurde zum Kaiser gewählt. Die Franzosen fochten glücklich in den Niederlanden, unter der Anführung des Marschalls von Sachsen, des größten französischen Generals seit Luxemburgs Tode,

besonders da England seine Armee zurückrufen mußte, um sich gegen den Angriff des Prinzen Eduards, Sohn des sogenannten Prätendenten, zu vertheidigen, dessen trauriges Schicksal sein Muth und seine Standhaftigkeit nicht verbessern konnte. Der H. von Cumberland erhielt durch seine Besiegung einen unverdienten Kriegsruhm. Die Fortdauer des Erfolgs der französischen Waffen zwang die Alliirten zu dem Frieden zu Achen (1748), worin dem Hause Oestreich seine Staaten verblieben, bis auf Parma und Piacenza, welches der spanische Prinz Philipp erhielt.

In den vereinigten Niederlanden, hatten nach Wilhelms III. Tode, die von ihm verwalteten fünf Provinzen abermals die Statthalterschaft aufgehoben. Die den Oestreichern geleistete Hülfe bewog die Franzosen, die Niederlande in dem letzten Kriegsjahre anzugreifen. Durch eine abermals von dem Volke erregte Revolution wurde der Statthalter (1747) von Friesland und Gröningen Wilhelm IV, den auch Geldern vorher schon erwählt hatte, gleichfalls den übrigen Provinzen zum Erbstatthalter ernannt. Der Herzog Ludwig von Braunschweig nahm einen großen Antheil an der Verwaltung des Staats unter diesem Erbstatthalter, und noch mehr unter seinem Nachfolger Wilhelm V. (1751).

Schweden hatte Rußland angegriffen, auf Zureden Frankreichs (1740), und in Hoffnung bey den innern Unruhen daselbst, und eines Kriegs mit den Tür-

ken Vortheile zu erkämpfen. Allein die Russen fochten unter den Generalen Keith und Lascy glücklich, und es ersetzte Schwedens Verlust nicht, daß es seine Generale Buddenbrock und Löwenhaupt zu Volksopfern machte. Vermöge des Friedens wurde der Prinz von Holstein Adolf Friedrich (1751) zum Nachfolger des K. Friedrich auf dem schwedischen Throne erklärt.

Noch während des östreichischen Successionskriegs war dem trübsinnigen K. Philipp V. von Spanien, sein Sohn Ferdinand VI. von gleicher Gemüthsstimmung, gefolgt (1746). Die Minister Carvajal, Ensenada und Wall, und der Sänger Farinalti regierten den Staat. Der Wahnsinn und Tod des Königs gab seinem Halbbruder Carl III., König von Neapolis und Sicilien die spanische Krone (1759). Diese letzten beyden Reiche überließ er seinem dritten Sohn Ferdinand.

Die Portugiesen gehören zu den europäischen Nationen, die am weitesten in der Kenntniß desjenigen, was eine weise Regierung zum Wohl ihrer Unterthanen zu thun hat, zurück sind. Dennoch trat unter der Regierung des K. Joseph Emanuel, des Nachfolgers des von seiner Gemahlin Maria Anna, K. Leopolds Tochter, und dem Franziscaner-Mönch, Gasparo de Govea, regierten Königs Johann V, ein kraftvoller Mann auf (1750). Seb. Jos. v. Carvalho,

Marquis von Pombal, des Königs Minister, griff das Reich des Aberglaubens und der Dummheit mit einem Muthe an, den keine Schwierigkeit die Ausdauer nahm, und keine Gefahr zurückscheuchte. Zu bedauern war es, daß der Widerstand, den ihm der hohe Adel und die Geistlichkeit, besonders die Jesuiten, entgegen setzten, ihn bis zu einer Grausamkeit erbitterte, die nicht geleugnet werden kann, wenn auch die Familie Aveiro und Tavora und der Jesuit Malagrida schuldig bluteten, welches, so viel man auch dagegen gesagt hat, gleichwohl wahrscheinlich ist.

Der Fürst von Kauniz, der einsichtsvolle, thätige Minister der Kaiserin Königin, der er mit theilnehmender Anhänglichkeit diente, die russischen und sächsischen Minister Bestuchew und Brühl fachten den Unwillen, den ihre Höfe gegen den K. Friedrich II. hegten, hinlänglich an, um einen Plan zu seinem Verderben zu entwerfen. Die nur ihren Wollüsten und schwelgerischem Leben fröhnende, und das Reich dadurch in tiefen Verfall bringende Kaiserin Elisabeth, war von Friedrich persönlich beleidigt worden, der eben so wenig vorsichtig den sächsischen Hof geschont hatte. Oestreich konnte Schlesien nicht vergessen. Großbritannien war damals mit Frankreich über die Gränzen ihrer Besitzungen in Nordamerica, und wegen Handlungsangelegenheiten zerfallen. Die erste Macht alliirte sich mit Preußen, die andre mit Oestreich. Der siebenjährige

Krieg, der nunmehr entstand, verwüstete die schönsten Theile von Deutschland. Von den Generalen, welche die Kaiserin-Königin dem Könige Friedrich entgegen stellte, Pr. Carl von Lothringen, Browne, Daun, und Laudon fochten nur die beyden letzten nicht stets unglücklich gegen ihn. Keiner von den russischen Feldherrn war es werth, gegen einen solchen großen Gegner zu stehen, auch nicht Soltikow, ob er gleich den König schlug. Die Franzosen waren in Deutschland gebrochen; der Herzog Ferdinand von Braunschweig focht gegen sie mit einer weit schwächern Armee. Allein obgleich nicht alle ihre Generale, den nur durch Hof- und Maitressen-Gunst an die Spitze ihrer Armee gestelleten Richelieu, Clermont, Contades und Soubise glichen, und Broglie, und d'Etrees zu den guten Feldherrn gezählt werden müssen, so blieb doch der Herzog Ferdinand im Ganzen Sieger. Großbritannien wurde damals von dem staatsklugen rechtschaffenen Minister William Pitt, nachherigen Grafen Chatham, regiert. Er wandte mit einer richtigen Beurtheilung Englands größte Kräfte auf den See- und Colonien-Krieg, richtete Frankreichs Seemacht völlig zu Grunde, und nahm ihm alle auswärtigen Besitzungen, durch die Siege der Generale Clive, Ostindiens Besieger, Tyrann und Verderber, durch Wolf, Englands Epaminondas, durch Amhorst; und die Admirale Hawke, Boswawen, Rodney

und Pocock. Spanien ergriff zu seinem Unglück französische Partey. Den Einbruch der Armee desselben in Portugall hielt der tapfre Graf von Lippe-Bückeburg ab.

Daß Frankreich diesen Krieg mit so vielem Verlust schloß (1763), war eine Folge von der äußersten innern Schwäche, worin es in der letzten Periode der Regierung Ludwigs XV. fiel. Dieser schwache Wollüstling legte den Grund zu allen den Unglücksfällen, die Frankreich in den letzten Zeiten betroffen haben, da seine niedrigen Ausschweifungen mit einer sinnlosen Verschwendung verbunden waren, die nicht anders als mit dem Verderben der Unterthanen unterhalten werden konnte. Seine ehemalige Maitresse und beständige Beherrscherin, die Marquise von Pompadour verleitete ihn nicht nur zu seinen schaamlosen Ausschweifungen, sondern war auch Schuld an dem unglücklichen Erfolg des Kriegs, indem sie die geschickten Männer von der Armee abrief, und ihre Stellen mit ihren Kreaturen besetzte. Der Minister, der nebst ihr Frankreich regierte, der Herzog von Choiseul, war indessen ein guter Staatsmann, der mehr geleistet haben würde, wenn ihm nicht, die jetzt angeführten Umstände und der Mangel in den Cassen, bey jedem Schritte Hindernisse in den Weg gelegt hätten. Den höchsten Grad erreichten indessen sowohl diese wilden Ausschweifungen des Königs, als auch die wüthende Verschwendung erst nach der

Pompadour Tode, als der König die Gräfin v. Barry, eine gemeine Person, und ehemalige Lustdirne zu seiner Maitresse machte. Sie stürzte den H. v. Choiseul, und nun regierte den Staat das abscheuliche Triumvirat, der Herzog von Aiguillon, der Abt Terrai und Kanzler Maupeou. Derjenige, der die Wunden, die diese Menschen Frankreich schlugen, heilen wollte, mußte nicht blos, wie Ludwig XVI., ihr verbrecherisches Verfahren gutmüthig verabscheuen, sondern auch wissen, mit starkem Arm diejenigen zurückzuhalten, deren Vortheile es mit sich brachten, es zu erneuern.

Großbritannien war gleichfalls voller innerer Unruhe. Georg II. hinterließ noch vor Endigung des siebenjährigen Kriegs (1760) seinen Thron seinem Enkel Georg III. Der durch seine Verwaltung der Geschäfte, Großbritannien siegreich und glücklich machende Minister, der ältre William Pitt, verließ das Ministerium, beleidigt durch das Vertrauen, welches der König den Grafen Bute, den Schottländischen und Toryschen Großen gab. Als eine starke Opposition im Parlemente, und die Unzufriedenheit der Nation heftige Bewegungen in dem Großbritannischen Reiche erregt, und seine Kraft gelähmt hatte, brach in seinen nordamericanischen Colonien ein Aufstand aus (1774), der ihm diesen schönen Theil seiner Besitzungen entzog, welches vielleicht nicht geschehen wäre, wenn das Ministerium des Lords Rockingham länger fortgedauert hätte. Es

war nicht zu verwundern, daß ein Franklin, Adams, und der General Washington, einer der größten Männer, die das achtzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat, über Minister, wie North, die Maschine der Hofpartey, über Germain, dessen Stolz seiner Ungeschicktheit glich, und über Generale, wie der prahlhafte Bourgoyne, und der auf leicht erworbenen Lorbeeren einschlafende Howe waren, den Sieg davon trugen.

Spanien erhielt während der Regierung des finstern, die Staatsangelegenheiten seinen Ministern überlassenden Carls III. einige innere Verbesserungen. Denn diese Minister Wall, Squilace, Aranda, und Campomanez waren gut gewählt. Den letzten beyden, und Choiseul verdanken die Tugend und die Wissenschaften die Aufhebung des Jesuiter-Ordens, unter dem Pabste von seltnem Werthe, Clemens XIV. (Ganganelli). Carln III. folgte sein Sohn Carl IV. (1788) der jetzt regierende König.

Der Minister Pombal war den übrigen Staaten mit dem Beyspiele der Vertreibung der Jesuiten vorgegangen. Nach dem Tode des Königs Joseph Emanuel (1777) nahm ihm zwar die jetzige Königin, Maria, die Verwaltung seiner Geschäfte, aber ohne die Rachgier seiner Feinde an ihm weiter zu befriedigen.

Friedrich der Große wandte die von seinen Feinden erkämpfte Ruhe (1763) zur Heilung des Schadens, den der siebenjährige Krieg seinem Lande verursacht

hatte, so weise an, daß bald nicht nur keine Spur mehr davon zu finden war, sondern auch der Wohlstand desselben seine minder glücklichen Nachbaren zum Neide reitzte. Oestreichs erneuerte Bemühung seine Staaten zu vergrößern rief ihn wieder ins Feld. Der Kaiser Franz I. war gestorben. Die Eifersucht seiner Gemahlin auf ihre Alleinherrschaft hatte ihm nicht erlaubt, anders als mittelbar an den Geschäften Theil zu nehmen. Sie verfuhr auf gleiche Art gegen ihren Sohn Joseph II. der ihm als Kaiser folgte. Indessen bewog er sie doch mit Kaunitz Unterstützung bey dem Tode des Kurf. von Bayern Maximilian Joseph, des letzten der Wilhelmschen Linie, eine Foderung an einen großen Theil von Bayern zn machen, das nach den Hausverträgen und und dem westphälischen Frieden ganz dem Kurf. Carl Theodor von der Pfalz zufiel. Nicht dieser, von Maitressen, Höflingen und erkauften Ministern regierte schwache Fürst, sondern sein weiser und standhafter wahrscheinlicher Erbe, der Herz. v. Zweybrücken, wandte sich so wie Sachsen, wegen der Allodial-Herrschaft an den König von Preußen, der mit Rußlands Hülfe Oestreich in dem Frieden zu Teschen zwang, die Beute bis auf einen geringen Theil fahren zu lassen.

Joseph II. trat die Regierung der östreichschen Staaten nach seiner Mutter Tode mit dem Vorsatz an, die großen Mängel der letztern Regenten aus dem östreich-

schen Hause gründlich zu verbessern. Er besaß dazu nicht nur den guten Willen das Wohl seiner Unterthanen zu befördern, sondern auch hinlängliche Kenntniß der Mängel die demselben entgegen standen, Thätigkeit und Muth sie anzugreifen, und Einsicht genug, wie sie verbessert werden könnten. Daß gleichwohl alle seine Plane scheiterten, daß er anstatt Segen von seinen Unterthanen einzuerndten, Haß und Widerstand bis zum Aufruhr fand, hatte eine doppelte Ursache. Die erste: daß er zu übereilt und zu despotisch zu Werke ging, das ganze Gebäude, sowohl der bisherigen fehlerhaften Regierung als auch des Aberglaubens und der Bigotterie auf einmal über den Haufen warf, und die schlechtdenkenden und bey dem alten System ihre Vortheile findenden Menschen in allen Ständen gegen sich aufbrachte. Die zweyte: daß er unterließ eine gehörige Zahl von Mitarbeitern um sich zu versammeln, die dem großen Werke, das er unternahm gewachsen waren, sondern daß er glaubte, es mit Staatsdienern zu Stande bringen zu können, bey denen er nicht nur gewöhnlich Kaltsinn und Ungeschicktheit, sondern oft auch bösen Willen, und geheimen Widerstand antraf. Dennoch würde er weiter gekommen seyn, wenn er sich auf dieses Reformationssystem beschränkt, und nicht zugleich Eroberungsplane entworfen hätte, die seine Kräfte zu dem ersten, weit ruhmvollern Geschäfte schwächten, und bey denen einem besseren Staatsmann die Unmöglichkeit ihrer

Durchsetzung nicht entgangen seyn würde. Sein mäßig denkender Nachfolger (1790) Leopold, mußte viele Schritte zurück thun, um die Gefahren abzuändern, die seinem Reiche von mehrern Seiten droheten. Auch ihn nahm die Vorsehung zu früh weg (1792) für die Glückseligkeit der östreichschen Staaten, und vielleicht für die Ruhe von Europa, die er wahrscheinlich erhalten, oder wenigstens früher wiederhergestellt hätte. Vor beyden starb der große Friedrich (1786). Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. fügte zu den preußischen Staaten nicht nur Bayreuth und Anspach, sondern auch ein Drittheil von Polen hinzu. Denn dieser unglückliche Staat wurde endlich durch seine innern Unruhen völlig aufgelöset und zerstört. Nach Endigung des Pflanzenlebens Augusts III. setzte eine rußische Armee Stanislaw Poniatowski auf den Thron dieses Reichs, ein Prinz von dem liebenswürdigsten Privatcharakter und lebhafte Hochachtung erregenden persönlichen Eigenschaften; aber aus Dankbarkeit und besondrer Anhänglichkeit an die Kaiserin Catharine, unfähig etwas gegen den Willen derselben zu unternehmen, auch ohne die um Polen in diesen Zeiten zu beherrschen nöthige Thatkraft, und nicht stark genug in dem verzweiflungsvollen Zustande, worin Ruslands unerträgliches Joch sein Reich versetzte, ein kühnes Mittel zu ergreifen, das mit Ausdauer angewandt, auch oft gegen die Uebermacht wirksam ist. Als man ihn endlich zu einem solchen Schritte bere-

det hatte, widerstand er dem Sturm nicht, unterwarf sich zahm, sobald er ihm nahe kam, und ertrug es, daß sein Reich unter die Mächte Oestreich, Rusland und Preußen getheilt, und er mit einem Gnadenbrodt in Rusland gespeiset wurde. An der Spitze derjenigen die ihr Vaterland durch Aufstand gegen den König zu Grunde richteten, standen hauptsächlich Felix Potocki und Rzewuski. Vergeblich kämpfte der edle Freund seines Vaterlandes Kosziusko, um ihm sein Daseyn wieder zu geben. Die Zerstücklung desselben war hauptsächlich das Werk der Kaiserin von Rusland, Catharine II.

Elisabeth hinterließ ihre Krone Peter III. dem Sohne ihrer Schwester Anne und des Herz. Carl Friedrich von Holstein Gottorp. Die Vorsehung schien ihn nur auftreten zu lassen, um den großen Friedrich von den feindlichen Angriffen der K. Elisabeth zu befreyen. Denn der Kaiser, dem man mehrere gute Eigenschaften nicht absprechen kann, dessen Geist aber ungebildet war, so daß er sich seinen Leidenschaften und ersten Eindrücken, ohne alle Ueberlegung überließ, und überall ohne Einsicht und Klugheit verfuhr, wurde bald von seiner Gemahlin Catharine, Prinzessin von Anhalt Zerbst des Throns beraubt, und verlohr sein Leben. Die Kaiserin Catharine II. war eine Prinzessin von durchdringenden Verstande, den sie durch die Wissenschaften aufgeklärt hatte; sie gebrauchte ihn zu vielen vortreflichen innern Vorkehrungen und Verbesserungen in ihrem großen Reiche, die ihren Ruhm bey ihren Unterthanen erhalten werden, und deren Weisheit und Nützlichkeit ihr Ehrfurcht und Hoch-

achtung erwarb. Allein sie verhinderte den Erfolg dieser weisen Maaßregeln durch ihre unabgebrochenen Kriege und durch ihren Durst nach Eroberungen, wodurch sie sich die Kräfte nahm, ihren neuen Einrichtungen die gehörige Stärke zu geben, ihre Unterthanen arm machte, und mehrere hunderttausende derselben zu der Schlachtbank führte. Sie vergrößerte ihr Reich außerordentlich, aber mit Wüsteneyen und von Barbaren bewohnten Ländern, deren Cultur, wenn sie mit dem russischen Reiche vereinigt bleiben, in einem Jahrhundert kaum möglich ist, ohne daß andre Provinzen desselben darunter leiden. Mit der Allgewalt eines Despoten bekleidet, machte sie sich nie oder doch äußerst selten tyrannischer Handlungen schuldig, war aber zu schwach ihre Lieblinge auch von dem ausgelassensten Misbrauche ihrer Zuneigung zurückzuhalten, besonders den übermüthigen Beherrscher ihrer selbst, Potemkin, von dessen verabscheuungswürdigen Thaten man das Gemetzel vor und in Ismail zuerst nennen muß. Uebrigens würde man vergebens einen ausgezeichnet staatsklugen Minister oder einen General, der den berühmten französischen oder preußischen gliche in der Geschichte ihrer Regierung suchen, wenn dieser letzte Ruhm nicht Rumanzow gebührt. Ihr Sohn Paul I. folgte ihr in der Regierung (1796). Es ist unnöthig von seinem Charakter und seinen Thaten hier zu reden. Die lebende Welt hat sie gesehen und die Urtheile darüber sind übereinstimmend.

Die benachbarten nordischen Königreiche waren nicht ohne innere Bewegungen. Des K. Friedrich VI. Regierung nach Endigung des nordischen Kriegs waren

für Dännemarks innern Wohlstand segensvoll. Nicht so die Regierung des zu frommen Königs Christian VI. unter welchem das Land verschuldet wurde. Der einsichtsvolle Minister, der ältre Graf Bernstorf, hätte unter einem andern König als Friedrich V. war, noch mehr geleistet; so wie Struensees Reformationsplane unter dem jetzigen Könige Christian VII. Dänemark Vortheile versprachen, wäre er weniger übereilt zu Werke gegangen, und hätte er der Gegenparthey nicht dadurch zu viele Vortheile eingeräumet. Die Guldbergische Administration ersetzte die seinige nicht (1772). Der König von Schweden Adolf Friedrich konnte die königliche Gewalt nicht von der aristokratischen Unterdrückung losmachen. Schweden war innerlich durch die Streitigkeiten der Partheyen die alles Gute verwehrten zerrüttet, und auswärts ohne Ansehn und Ehre. Diesen anarchischen Zustand endigte Adolf Friedrichs Sohn, Gustav III. durch eine mit Verstande angelegte und mit der feinsten Klugheit ausgeführte Revolution, die der königlichen Gewalt wieder die gehörige Stärke gab. Zu bedauern war es, daß ihn das unverantwortlich treulose Verfahren eines Theils des Adels bey der gegen Rußland fechtenden Armee zwang, die zuerst festgesetzten Schranken, durch die Sicherheitsacte zu durchbrechen. Gustav III. war ein Prinz von großen Regenten-Eigenschaften, die aber mit einem Zuge von Schwärmerey und Rittergeiste und von Verlangen bemerkt zu seyn, begleitet wurden. Er starb von der Hand des Meuchelmörders Ankerström. Der jetzige König Gustav IV. Adolph, war sein Nachfolger.

Keiner von den Osmanischen Sultanen dieser Periode verdienet mit Auszeichnung genannt zu werden, keiner verstand es Weßire zu wählen, deren Regierungskunst oder kriegerische Kenntnisse, die Trägheit und Unwissenheit der Regenten dieses großen Reichs, das in sich selbst zusammen zufallen drohet, minder schädlich gemacht hätten. Unter den asiatischen Regenten verdienen besonders die beyden tapfern Gegner der Engländer in Ostindien, Hyder Ali, und Tippoo Saib, Sultane von Mysore, daß man ihr thatenvolles aber auch ihr tyrannisches Leben kennt. Nur erst vor wenigen Jahren starb der weise regierende und gelehrte Greis auf dem schinesischen Thron Kieng-long.

Die berühmten Männer deren Namen wir bisher genannt haben, sind sämtlich von dem Schauplatze abgetreten. Es würde unsrer Absicht nicht entsprechen auch die Namen derjenigen anzuführen, die jetzt die Aufmerksamkeit und Hochachtung der Welt verdienen. Auch haben wir in diese Aufzählung berühmter oder merkwürdiger Leute nicht alle aufnehmen können, deren Lebenslauf wohl verdiente erzählt zu werden. Besonders kennt die Specialgeschichte der einzelnen Staaten unsers Vaterlandes manchen Fürsten, dessen gute oder böse Thaten eine lehrreiche und unterhaltende Erzählung gewähren möchten.

Aus eben dem Grunde, nemlich weil lebende Männer, deren Einfluß wichtige Veränderung hervor bringt, hier nicht genannt werden können, reden wir nicht von den großen Verbesserungen die unsre Religionsbegriffe in

diesen Zeiten erhalten haben. Denn die Gelehrten durch deren Schriften der Weg dazu gebahnt wurde, Jerusalem, Michaelis, Semler berührten den Schaden nur mit leiserer Hand. Erst ihre jetzt lebenden Nachfolger sind durch Exegesis und Kirchengeschichte in den Stand gesetzet, der Vernunft den völligen Besitz ihrer Rechte wieder zu geben, und die christliche Religion zu ihrem ersten Zwecke zurückzuführen, eine Führerin der Menschen zur Tugend und Glückseligkeit zu seyn.

Es ist dieses eine nothwendige und unausbleibliche Wirkung des Lichtes, welches der große Fortgang der Wissenschaften überall verbreitet. Männer, welche die Kunst verstanden, die Wahrheit in ein angenehmes Gewand zu kleiden, als Deutschlands Lessing, Kästner und Lichtenberg, Frankreichs Voltaire, Montesquieu, J. J. Rousseau, Englands Hume, Franklin und Gibbon, haben zu der Allgemeinheit dieser Aufklärung am mehrsten beygetragen. Zu groß ist aber die Zahl der Männer in jeder Wissenschaft, von denen man rühmen kann, daß sie das Feld derselben erweitert, und zu der Vervollkommung derselben bedeutend gewirket haben, als daß wir sie hier aufführen könnten.

Vielleicht wird indes ein andrer Mitarbeiter in der Folge einen recht eigentlich literarischen Ueberblick des merkwürdigen Zeitraums geben, den wir vorzüglich als einen Schauplatz politischer Begebenheiten betrachtet, und dabey auf die interessantesten Menschengruppen, welche auf demselben erschienen und verschwunden sind, aufmerksam gemacht haben.

III.

Robert Lord Clive, Baron von Plassey.

(Geboren 1725. Gestorben 1774.)

Indiens Reichthümer haben seit der Entdeckung der neuen Welt, und der Umschiffung des Vorgebürges der guten Hoffnung, Schaaren von Europäern dorthin gelockt, um diese mit den Eingebohrnen zu theilen. Viele von ihnen haben freilich in ältern und neuern Zeiten ihre Erwartungen hinlänglich befriedigt, aber der größere Theil der Ausgewanderten ward durch das ungewohnte Klima aufgerieben, kam in Schlachten oder Schiffbrüchen um, oder kehrte ohne alles Vermögen oder nur in sehr mäßigen Glücksumständen in seine Heimath zurück. In neuern Zeiten hat Hr. Hastings zu dieser Bemerkung einen treffenden Beweis geliefert. Er, der vier und dreißig Jahre in Ostindien diente, und zwölf Jahre lang Bengalen und das ganze brittische Indien als Generalgouverneur regierte, hat in diesem glänzenden Posten, sein väterliches Vermögen mitgerechnet, kaum hunderttausend Pfund Sterling zusammengebracht, daher ihm die Ostindische Gesellschaft, um seinem Range gemäß leben zu können, zur Belohnung seiner Dienste eine Pension

bewilligt hat. Dagegen kehrten andere seiner Landsleute, die zugleich mit ihm in Indien nur wenige Jahre lebten mit so großen Reichthümern zurück, daß man diese Glücksritter mit dem besondern Namen der Nabobs bezeichnete, weil sie ihre Schätze durch Plündrung indischer Fürsten oder durch Ein- und Absetzung Bengalischer Nabobs zum Theil erlangt hatten. Jedoch von allen Brittischen Civil- und Militair-Beamten, ist keiner so reich aus Indien zurückgekommen, als Lord Clive, der freylich das gewaltige Reich der Engländer am Ganges gründete, jedoch dabey seinen eigenen Vortheil nicht vergaß, und in zehn Jahren ein ungeheures Vermögen zusammen brachte. Der merkwürdigste Theil seines Lebens ist in die neuere indische Geschichte verflochten, die wegen der Unbekanntschaft des Landes, und der handelnden Personen, beynahe eine Wiederholung der vornehmsten neuern Kriege und Revolutionen nöthig macht. Jedoch da wir darüber in unserer Sprache mehr als eine Beschreibung besitzen, so werde ich in dieser Lebensbeschreibung nur so viel davon berühren, als nöthig ist Clives Antheil an jenen Weltbegebenheiten zu übersehen, ohne meine Leser in dem Irrgarten der indischen meist aus Empörungen, Verrätherey, Betrug und Mord bestehenden Geschichte herumzuführen.

Robert Clive ward den 29sten Sept. 1725 in Shropshire, auf dem kleinen Gute Styche geboren, das seinem Vater, einem Rechtsgelehrten, fünfhundert

Pf. Sterl. einbrachte. Er ward in verschiedenen Privatschulen unterrichtet, welche einzelne Geistliche in der Nachbarschaft seines Geburtsorts theils in kleinen Städten theils in Dörfern besorgten. Auf allen zeichnete er sich unter seinen Mitschülern durch seinen kühnen, unruhigen und jeder Gefahr trotzenden Character, mehr als durch Fleiß und Neigung Kenntnisse zu erlangen aus, so daß seine Lehrer ihm das Zeugniß ertheilten, er wäre zum lernen zu unstät, sonst ein ungewöhnlich beherzter verwegener Bube, welches er auch durch einige tollkühne Streiche bewiesen haben soll. Doch hatte sein erster Lehrer von seinem unternehmenden Geiste eine vortheilhaftere Meinung und prophezeihete, daß, erreichte er nur das männliche Alter, und hätte Gelegenheit sein Talent zu zeigen, sein Name dereinst gewiß berühmt werden würde.

Da Clive in den Schulwissenschaften nur geringe Fortschritte machte, so suchte ihn sein Vater bey der ostindischen Compagnie in London anzubringen, die damals noch nicht ihren Dienern glänzende Aussichten eröffnen konnte, und er ward als Schreiber oder einer der untersten Civilbeamten angenommen, welche Stelle aber nach und nach zu den ersten und einträglichsten Aemtern führt. Clive verließ England 1743 und kam 1744 in Madras auf der Küste Coromandel an. Allein die Comtorgeschäfte, und die Abhängigkeit von seinen Vorgesetzten, waren seiner regen, emporstrebenden Thätigkeit nicht

angemessen, und seine einförmigen Arbeiten wurden ihm bald eben so lästig, als er seinen Obern durch Unbiegsamkeit und Abneigung der ihn übertragenen Geschäfte. Bey einem Zwist mit seinem Vorgesetzten, vergieng er sich einmal so sehr gegen die eingeführte Ordnung, daß der ganze Handel vor den Gouverneur gebracht werden muste, und dieser über den Fehltritt gegen die Subordination so entschied, daß Clive dem Beleidigten Abbitte zu thun genöthigt ward. So ungern er auch diesen Befehl erfüllte, so war er doch dazu in seiner Lage gezwungen. Wie aber hernach der Secretair, um das Vorgefallene in Vergessenheit zu bringen, ihn zur Tafel einladen ließ, wies er den Antrag trotzig ab, mit dem Zusatz, der Gouverneur hat mir nicht befohlen mit dem Herrn Secretär zu speisen.

Doch eröfnete sich dem jungen Clive bald eine andere Laufbahn, die seinen Talenten angemessener war. Bey seiner Ankunft in Ostindien, waren England und Frankreich in Europa über die österreichische Erbfolge in Krieg verwickelt worden, und da die Handelsgeschäfte beider Nationen an demselben Theil nahmen, so suchten ihre Befehlshaber in Madras und Pondichery auch diesen Zeitpunkt zur Vertreibung oder Unterdrückung ihrer Nebenbuhler zu benutzen. Die Franzosen auf der Küste Coromandel, bisher blos auf ihre Vestung Pondichery und einige Handelslogen eingeschränkt, hatten durch Dupleix Kenntniß von Indien, dessen kühne Vergröße-

rungsplane, und Theilnahme an den Fehden der Landesfürsten, nicht nur ihr Gebiet beträchtlich erweitert, sondern auch ein großes Uebergewicht über die Engländer in Madras erlangt, so daß sie 1746 die Vestung Madras eroberten, aber den englischen Civil- und Militair-Beamten sich auf Erfordern persönlich zu stellen, die Freyheit gelassen, hinzugehen wo sie wollten. La Bourdonnaje Admiral der Flotte hatte Madras eingenommen und obige Capitulation geschlossen, aber Dupleix Gouverneur von Pondichery und Befehlshaber aller französischen Truppen, wollte von diesem ohne seine Einwilligung getroffenen Vertrage nichts wissen, und verlangte, daß alle gefangenen Engländer in Madras bleiben sollten. Da nun durch seinen Widerspruch der Vergleich aufgehoben war, hielten sich die Engländer nicht länger durch denselben gebunden, und suchten Madras zu verlassen. Clive war eben dieser Meinung und entkam als ein Eingebohrner verkleidet glücklich nach S. David einer südlicher in Carnatic liegenden Vestung. Dort nahm er 1747 Kriegsdienste, und weil die Engländer aus Europa Verstärkung erhalten hatten, beschloß man Pondichery zu belagern. Allein der Angriff ward abgeschlagen, und Clive hatte bey dieser Unternehmung keine Gelegenheit seinen Muth zu zeigen, auch endigte der Aachner Frieden bald alle Kriegesoperationen.

Madras fand nach demselben, daß ihre Nebenbuhler in Pondichery bey ihrer Einmischung in die Angele-

genheiten des Landes, und der Unterstützung der Prätendenten, die dort bey jedem Regierungswechsel aufzutreten pflegen, größere Vortheile ziehen würden, als von dem bloßen durch Unruhen und Habsucht der indischen Fürsten oft gestörten Handel. Diese Präsidentschaft beschloß also, dem Beyspiel der Franzosen zu folgen, und fand 1749 in Tanjore (Tanschaur) einem von Carnatic abhängigen Fürstenthum, Gelegenheit ihr Glück auf die Probe zu stellen. Dort war schon vor sieben Jahren der rechtmäßige Fürst von einem seiner Verwandten der Regierung entsetzt worden, und verlangte gegen große Versprechungen von den Engländern Hülfe sein verlornes Land wieder zu erobern, welche ihm auch gewährt wurde. Unter den Truppen, welche damals nach Tanjore beordert wurden befand sich auch der Fähnrich Clive. In der Nachbarschaft der dort den Engländern gehörenden Handelsloge Devicotta, lag eine tanjorische Vestung, mit deren Eroberung der Anfang der Operationen gemacht werden sollte. Da sie aber durch ein ansehnliches Heer gedeckt war, die Engländer damals noch indische Armeen nach ihrer Zahl beurtheilten, oder noch nicht erfahren hatten, daß ein solcher unordentlich zusammengelaufener, übel bewafneter und schlecht geführter Volkshaufen, durch einen raschen Angriff leicht zu besiegen war, so wollte der englische Befehlshaber mit seiner schwachen Mannschaft nichts gegen den überlegenen Feind wagen. Vergebens stellte ihm Clive vor, die Thore

der Vestung könnten sich nicht gegen ein lebhaftes Kanonenfeuer halten, und man müsse sie des Nachts bestürmen; sein Vorschlag ward nicht befolgt, und die englischen Truppen giengen unverrichteter Sache zurück. Doch ward ein zweyter Zug nach Tanjore unternommen, in welchem Clive große Ehre erwarb. Nachdem ein Theil der Werke oder vielmehr die alten Mauern von Devicotta durch Geschütz zertrümmert waren, drang Clive darauf, mit einer Anzahl Freywilligen unter seiner Anführung einen Sturm zu wagen. Er ward zwar abgeschlagen, allein da die übrigen Truppen zur Unterstützung herbeieilten, war die Vestung erobert, und der Rajah bequemte sich zum Frieden. Er entschädigte den vertriebenen Fürsten durch eine Pension, und trat den Engländern Devicotta nebst ihrem Gebiete ab. Durch seine Beharrlichkeit verschafte Clive der ostindischen Handelsgesellschaft einen fruchtbaren Landstrich, der ihr jährlich 27,000 Rupien einbrachte, eine Summe, welche bey ihrer damaligen Lage schon beträchtlich war, so geringe sie auch in unsern Tagen sein dürfte, in denen die Gesellschaft gewohnt ist, ihre Territorialeinkünfte nach Lacs und Millionen Rupien zu berechnen.

Clive trat hierauf wieder in Civildienste, und erhielt die einträgliche Kriegszahlmeisterstelle. Aber schon 1750 brachen in Carnatic, der ansehnlichsten Provinz auf der Küste Coromandel, neue Fehden aus, weil Dupleix gegen dem wirklichen Nabob oder Landesregenten einen

Abentheurer unterstützte. Madras erklärte sich für den wirklichen Nabob, der auch bis zu unsern Zeiten im Besitz dieses Landes geblieben ist. Allein seine Gegner hatten ihn bey Anfange des Krieges so in die Enge getrieben, daß er seine Hauptstadt Arcot verlassen, sein ganzes Gebiet aufgeben, und sich außerhalb desselben in die Vestung Tritchinapoli retten muste, wo er förmlich belagert ward. Clive verwechselte in diesem Kriege abermals den Degen mit der Feder. Mit 500 Mann von denen nur zweyhundert Europäer, die übrigen aber Seapois disciplinirte indische Artilleristen waren, verlies er Madras, griff die Stadt Arcot an, um den eingeschlossenen Alliirten der Engländer Luft zu machen, und eroberte sie, weil die Besatzung vor einem Feind, der im schrecklichsten Gewitter anmarschirt kam, die Flucht ergriff. Hier muste er sieben Wochen lang eine harte Belagerung aushalten, und obgleich während derselben seine Mannschaft bis auf achtzig Engländer und 170 Seapois geschmolzen war, so schlug er doch alle Stürme ab, welche die Franzosen und ihre Alliirten gegen den zertrümmerten Steinhaufen wagten, bis sie endlich mit großen Verlust abziehen musten. Er war in diesem Kriege in mehreren Gefechten eben so glücklich, und besiegte den überlegenen Feind mit einer weit geringern Macht, bis er endlich das bedrängte Tritchinapoli entsetzte, und des Nabobs Angelegenheiten dadurch und die bald darauf erfolgte Ermordung seines Gegners wiederherstellte.

Seine Gesundheit hatte aber durch Strapazen und das heiße Clima so gelitten, daß er zu Wiederherstellung derselben 1753 nach England zurückkehren muste.

Hier ward er mit aller Achtung aufgenommen, welche seine Unerschrockenheit und sein Eifer für das Beste der Gesellschaft verdienten. Sie beschenkte ihn mit einem kostbaren Degen, ertheilte ihm das Obristlieutenantspatent, und bestellte ihn zum Commandanten von S. David mit der Versicherung ihm das Gouvernement von Madras zu ertheilen, sobald dasselbe erledigt wäre. Mit diesen günstigen Aussichten gieng er 1755 wieder nach Indien zurück. Dort wollte man ihn anfänglich bey dem abermals mit Frankreich ausgebrochenen Kriege zur Vertreibung der Franzosen aus Carnatic brauchen, an deren Spitze Dupleix nicht mehr stand. Aber die Präsidentschaft Bombai wählte ihn bey seiner Ankunft in Indien, zur Ausführung eines andern nicht minder gefährlichen Unternehmens, dessen Schwierigkeit ihn keinesweges abschreckten. Indische Seeräuber, welche seit den ältesten Zeiten, die Schiffarth nach der westlichen Küste von Dekan beunruhigten, und welche weder die Flotten der Araber, die Seemacht der Portugiesen, als sie noch den indischen Ocean beherschten, noch die Engländer überwältigen konnten, sollten aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben werden. Unter diesen Corsaren zeichnete sich Conagi Angria, durch seine Macht und Kühnheit vor den übrigen aus. Ihm gehörte auf der

Maratten Küste zwischen Bombai und Goa ein Landstrich von sechzig Seemeilen in der Länge; er hatte dort um seine Raubschiffe zu decken, alle Häfen, Buchten und Ankerplätze bevestigt, von denen Bancute und Gheria, seine vornehmsten Vestungen waren. Er war dem Handel der Engländer so gefährlich, daß ihre Kauffahrer nie ohne hinlängliche Bedeckung schiffen durften, welche ihnen jährlich einen Aufwand von funfzigtausend Pf. St. verursachte. Der Hauptangriff war auf Gheria gerichtet, wo sich Angria mit seiner Familie aufhielt, und seine Kriegsvorräthe und Reichthümer aufbewahrte. Bombay hatte sich um den gefährlichen Seeräuber desto sicherer zu unterdrücken mit den Maratten verbunden, die aber nach Marattenart den Vertrag schlecht erfüllten. Clive muste sich also mit dreyzehnhundert Mann auf der Flotte einschiffen, und während diese Gheria von der Seeseite beschoß, war er mit seinen Truppen beschäftigt, die Vestung von der Landseite anzugreifen. Beyde Angriffe gelangen so gut, daß Gheria ganz eingeäschert ward, der Ort sich hierauf ergeben muste, und Angria der zwar für seine Person durch Vorschub der Maratten entwischte, vorher aber schon viele von seinen andern Seeplätzen verloren hatte, außer Stand gesetzt ward, sein Handwerk fernerhin fortzusetzen.

Von hier gieng Clive 1756 nach S. David dem Ort seiner Bestimmung, wo er aber nur kurze Zeit verweilte, weil er 1757 zu einer wichtigern Unternehmung

nach Bengalen abgerufen wurde. Hier war es, wo er der ostindischen Gesellschaft die außerordentlichsten Dienste leistete, in dem er auf den Trümmern ihrer zerstörten Factoreien, ein gewaltiges Reich gründete, das noch fortdauert und eine bloße Handelsgilde zur Beherrscherin ausgedehnter reicher Provinzen erhob.

In Bengalen hatte die Londner Handelsgesellschaft seit dem siebzehnten Jahrhundert ebenfalls Handelsfreiheiten erlangt, und Calcut ihre Hauptniederlassung und der Sitz einer der drey Präsidentschaften, in welche sie ihr indisches Gebiet vertheilt hat, lag an einem Arm des Ganges. Der damalige Nabob verband nach den Schilderungen seiner Feinde mit grenzenlosem Geiz und Eigensinn, die äußerste Grausamkeit, Unwissenheit und Verwegenheit. Eingenommen von seiner eigenen Wichtigkeit, den hohen Vorzügen seiner Würde, dem Reichthum seiner Hülfsquellen, der Erschlaffung und Feigherzigkeit seiner Unterthanen, und der Ohnmacht seiner Feinde, überlies er sich ohne Vorsicht seinen Launen, und handelte, keinem Rathgeber trauend, blos nach abwechselnden Leidenschaften. Ueber die Engländer in Calcutta war er längst erbittert und sein Haß gegen diese durch kaiserliche Privilegien begünstigten Fremden vermehrte sich, weil sie einen reichen Indier gegen seine Gewaltthätigkeiten in Schutz genommen hatten, und die Schanzen um Calcutta ausbessern ließen, welches er für Eingriffe in seine Hoheitsrechte, und unbefugte Vertheidi-

gungsanstalten auf seinem Gebiete erklärte. Ohne sich auf Entschuldigung oder Erklärung einzulassen, überfiel er 1757 die in seinem Ländern zerstreuten englischen Niederlassungen, plünderte ihre Waarenlager, zog mit einer großen Macht nach Calcutta, welches seiner unvollendeten Werke wegen keinen Angriff widerstehen konnte, und eroberte diese vermeinte Vestung ohne Mühe. Die Einwohner, welche sich nicht vor diesem Anfall auf die Schiffe gerettet, oder der Ort verlassen hatten, wurden gefangen genommen, ihrer Habseligkeiten beraubt, und das Eigenthum der Gesellschaft, gleich jenen, preis gegeben. Nur der Nabob war über seinen Antheil der Beute aufgebracht, weil ihm statt der erwarteten Schätze nur 25000 Rupien berechnet wurden. Die Gefangenen hundert und sechs und vierzig an der Zahl, wurden hernach, doch nicht auf seinem Befehl, in einem engen dumpfigen Loch, späterhin unter dem Namen der schwarzen Höhle berüchtigt, eingesperrt, wo sie kaum athmen, geschweige die Länge ausdauern konnten, so daß in einer Nacht, alle bis auf drey und zwanzig vor Hitze, Durst und Mangel an Lebensluft verschmachteten. Die Engländer, welche sich auf die Schiffe gerettet hatten, beschlossen hierauf Bengalen ganz zu verlassen, wurden aber durch widrigen Wind daran verhindert.

Die Nachricht von dem traurigen Schicksal der Präsidentschaft Calcutta, verbreitete in Madras, und

den andern englischen Niederlassungen Furcht und Entsetzen. Aber man verlor den Muth nicht, und beschloß, so ungleich auch die Kräfte waren, das zerstörte Calcutta wieder zu erobern. Clive, der unterdeß Oberster geworden war, erhielt den Auftrag, sich mit neunzehn hundert Mann, unter Bedeckung einer Kriegsflotte nach Bengalen einzuschiffen, und trat dort den 15. Dezember 1757 ans Land. Er vereinigte sich mit den Flüchtigen, welche die Waffen tragen konnten, Calcutta ward von der Land- und Seeseite zugleich angegriffen, und schon in den ersten Tagen des Januars 1758 erobert, weil der Nabob nebst seinen Truppen im Innern des Landes beschäftigt war. Ein Streit unter den beiden Befehlshabern hätte beynahe alle Vortheile vereitelt, welche die ostindische Gesellschaft von der Wiedereinnahme ihres Hauptpostens erwarten durfte. Der Admiral Watson hatte zum Kommendanten desselben einen Kapitain bestellt, den der Oberste Clive als Befehlshaber der Landtruppen nicht anerkennen wollte. Da nun Watson seine Verfügung nicht zurück nahm, Clive nachzugeben nicht gewohnt war, um so mehr da er das Recht auf seiner Seite hatte, nahm er die Vestung in Besitz. Der Admiral gebot solche zu räumen, und bedrohete sogar, ihn mit Kanonen daraus zu vertreiben. Allein Clive ließ sich nicht abschrecken, bis der Streit endlich gütlich verglichen ward.

Auf die Nachricht, der Nabob Suraja Dowla rücke zur Wiedereroberung der verlornen Vestung heran, zog ihm Clive mit seinen 1900 Soldaten entgegen, und verschanzte sich in einiger Entfernung von derselben. Endlich erschien der Nabob mit 50000 Streitern, und einem großen Artillerietrain, und lagerte sich in der Nähe des englischen Postens und der Stadt Calcutta. Clive gerieth dadurch in eine kritische Lage, er konnte von der Stadt abgeschnitten und am Ende von der Menge überwältigt werden. Er ließ sich daher mit ihm in Unterhandlungen ein, die aber verworfen oder vielmehr verschoben wurden. Jetzt blieb ihm kein ander Mittel übrig, als den Feind des Nachts anzugreifen, die Verwirrung unter der schlaftrunkenen Menge zu benutzen, wenigstens bis ins Hauptquartier vorzudringen, oder sich des Geschützes zu bemächtigen. Allein der Angriff mißlang, weil die bengalischen Vorposten auf ihrer Huth waren, und bey weitern Vorrücken ein dichter Nebel den Kampfplatz verhüllte, so daß Clive seine vorige Stellung wieder nehmen mußte. Der kühne Ueberfall, die Verwirrung, worin des Nabobs Truppen während der Nacht gerathen waren, und der Verlust, den er bey diesem kurzen Gefecht erlitten hatte, weckten ihn endlich aus seiner bisherigen Sicherheit, und er bekam Friedensgedanken. Die abgebrochenen Unterhandlungen wurden bald wieder angefangen, und bald beendigt. Suraja Dowla versprach den Schaden zu ersetzen, der ihm

bey der Plünderung von Calcutta in Rechnung gebracht war, der Präsidentschaft wurde erlaubt, ihren Hauptsitz zu befestigen, und sie erhielt alle verlornen Freyheiten wieder.

Unterdeß war in Bengalen die Nachricht von einem neuen Kriege zwischen England und Frankreich angekommen, und Clive wünschte die Zeitumstände zu benutzen, um die Franzosen von den Ufern des Ganges zu vertreiben. Er ließ daher beym Nabob anfragen, ob er ihre Vestung Chandernagor angreifen dürfe. Diesem war nichts mißfälliger, als daß die Europäer ihre Streitigkeiten in seinem Gebiet fortsetzten, und über die zu ertheilende Antwort äußerst unschlüssig, erlaubte er indessen dem Schein nach die Vertreibung der Franzosen. Diese hatten dergleichen längst befürchtet, sie suchten also beym Nabob Hülfe, der ihnen hundert tausend Rupien übersandte sich in Vertheidigungsstand zu setzen, seinen Heerführern befahl, mit ihren Truppen die Vestung zu decken, und die Franzosen in Dekan ermunterte, nach Bengalen zu kommen, auch dem Obersten Clive alle Feindseligkeiten untersagen lies. Dem allen ungeachtet ward Chandernagor erobert.

Der Nabob war über diese Uebertretung seiner Befehle äußerst aufgebracht, seine vermeinte Freundschaft gegen die Engländer war bloße Verstellung, und er sann nur auf Mittel, an ihnen Rache zu nehmen. Clive nebst der Regierung von Calcutta, sahen voraus, daß

über sie ein schrecklicher Sturm ausbrechen würde, und dachten also darauf, ihm auszuweichen. Des Nabobs Stolz und Grausamkeit hatte seit der Eroberung von Calcutta so zugenommen, daß jedermann, der ihm nahe, oder um ihn war, von seiner veränderlichen Laune das ärgste befürchten mußte, und alle Großen gegen ihn aufgebracht waren. Eine Revolution schien das einzige Mittel zu seyn, die allen drohende Gefahr abzuwenden. Clive stimmte sehr für eine gewaltsame, in Ostindien so gewöhnliche Regierungsveränderung. Allein ob der Plan dazu, oder blos dessen Ausführung von ihm herrührte, ist ungewiß. Der erste scheint jedoch von einigen bengalischen Großen entworfen zu seyn, und Clive übernahm blos mit seinen Truppen thätig mitzuwirken. Es ward also die Absetzung des Nabob beschlossen, und Mir Jaffier, einer von seinen Generalen, der durch eine Heirath mit ihm verschwägert war, zum Nachfolger bestimmt. Er mußte aber die neue Würde theuer erkaufen, und den Engländern völlige Entschädigung für den bey der Plünderung von Calcutta erlittenen Verlust, und überdem reichliche Belohnung für den zu leistenden Beystand versprechen. Zu den geheimen Unterhandlungen zwischen Mir Jaffier und den Engländern ward ein indischer Kaufmann, Namens Omichund, gebraucht, dessen Habsucht beynahe die ganze Verschwörung entdeckt hätte, von der Suraja Dowla insgeheim etwas zu ahnden schien. Der Schatz desselben, und seine Edelsteine,

steine, dergleichen indische Fürsten immer ansehnliche Vorräthe zu haben pflegen, ward nach einer übertriebenen Schätzung weit über seinen Werth berechnet. Man schätzte diese Reichthümer auf fünf und vierzig Millionen Pfund Sterl., ob sie gleich bey näherer Untersuchung kaum den neunten Theil oder fünftehalb Millionen betrugen. Mit diesem Schatz wollte Mir Jaffier der ostindischen Gesellschaft den Schadensersatz, und ihren Befehlshabern die versprochene Belohnung zahlen. Omichund verlangte für seine geheimen Dienste vier Prozent von den vorhandenen Baarschaften, und den vierten Theil aller Kleinodien, und wie man ihn mit dieser unverschämten Forderung abwies, drohete er die ganze Verschwörung dem Nabob zu entdecken. In dieser Verlegenheit fand Clive einen zwar sichern, aber auf alle Weise unredlichen Ausweg. Er ließ von den geschlossenen Verhandlungen zwey Kopien machen, welche Mir Jaffier beide unterschrieb. In der einen ward nichts von der Belohnung des Kaufmanns erwähnt, in der andern aber seine Forderung bewilligt, und die erste für die echte Abschrift erklärt, so daß Omichund bey der Theilung des Schatzes leer ausging.

Suraja Dowla stand mit seinem Heer bey Plassey in der Nachbarschaft seiner Hauptstadt, dort sollte ihn Clive angreifen, und Mir Jaffier während des Gefechts mit seiner unterhabenden Mannschaft zu

ihm übergehen. Auf dem Marsche nach Plassey erhielt der Oberste aber die unangenehme Nachricht, der Nabob habe etwas von den bisherigen Verhandlungen erfahren, lasse daher alle Schritte Mir Jaffiers genau beobachten, und dieser habe auf den Koran schwören müssen, ihm treu zu bleiben. Doch fügte Mir Jaffier die Versicherung hinzu, er würde dem ungeachtet sein Versprechen erfüllen. Diese Nachricht vernichtete auf einmal Clives Entwürfe. Sein Rückzug war mit großen Schwierigkeiten verbunden, weil der Nabob ihn mit seiner zahlreichen Reuterey gewiß verfolgen würde. Mit 3100 Mann, — denn stärker waren die englischen Truppen nicht, — ein Heer von 50,000 Mann in einer vortheilhaften Stellung zu attakiren, schien noch weniger ausführbar, weil dessen Befehlshaber einig und zur Vertheidigung ihres Fürsten bereitwillig schienen. Schon glaubte man allgemein, Mir Jaffier habe die Engländer verrathen. Clive ließ hierauf einen Kriegsrath halten, den einzigen, welchen er je bey seinen Kriegsunternehmungen befragt hatte, und dieser stimmte für den Rückzug; doch Clive verwarf diesen Beschluß, drang bis Plassey vor, und ließ in der Nacht das feindliche Lager beschießen. Suraja Dowla war bey dieser Kanonade sehr niedergeschlagen, und außer aller Fassung gehörige Vertheidigungsanstalten zu treffen. Da nun Clive den Angriff fortsetzte, einer der besten Heerführer des Nabobs in dem Gefecht umgekommen war,

und sein Tod Muthlosigkeit und Verwirrung unter den Truppen hervorbrachte, beschloß der Nabob, seine Stellung zu verlassen, und sich nach seiner Residenz zu begeben. Mir Jaffier gab von allem, was im Hauptquartier und dem ganzen Lager vorging, Hrn. Clive geheime Nachricht, rieth ihm, das Gefecht fortzusetzen, und blieb mit seinem Korps ruhig stehen, ohne an demselben Theil zu nehmen. Der Nabob ergriff hierauf die Flucht, und sein Heer folgte ihm. Mir Jaffier vereinigte sich mit den Engländern, und das ganze Lager ward erobert. Dieses Gefecht vom 26. Jun. 1757, an welchem nur wenige von des Nabobs Truppen Theil nahmen, ist das berühmte Treffen bey Plassey, welches dem Sieger den Lordstitel, Baron von Plassey erwarb. Clive und der neue Nabob folgten den Flüchtigen auf dem Fuße nach, eroberten die Residenz des abgesetzten Fürsten, und dieser ward hernach auf seiner weitern Flucht ermordet.

Mir Jaffier aber fand in der Residenz die vermeinten Schätze seines Vorgängers nicht, und diese reichten keineswegs hin, die eingegangenen Bedingungen zu erfüllen. Die Gesellschaft sollte für den erlittenen Verlust 1,250,000 Pf. St. erhalten, er konnte ihr aber nur achthundert tausend bezahlen. Was er überhaupt den Truppen und den ausgeplünderten Privatpersonen als Belohnung oder Entschädigung zu erlegen hatte, stieg auf 2,750,000 Pf. St., und davon kam

auf des Obersten Clive Antheil zweyhundert vier und dreyßig tausend Pf. St. Doch dies war bey weitem der ganze Reichthum nicht, der ihm in Bengalen zu Theil ward, und schwerlich je bestimmt angegeben werden kann, ob ihn gleich einige auf eine Million Pf. St. berechnen. Jedoch außer dieser reichen Beute verschaffte ihm der neue Nabob 1758 vom Kaiser von Delhi die Würde eines indischen Omrah oder Edeln, nebst dem Ehrentitel Sabed Sieg, d. i. glücklicher Krieger, und um seinem hohen Range gemäß leben zu können, ein Lehn, das er bis an seinem Tode besaß, und das ihm jährlich 30,000 Pf. St. einbrachte.

Sobald wieder Ruhe und Ordnung in Bengalen hergestellt waren, Clive auch dort das Gebiet der Gesellschaft mit ansehnlichen Districten vermehrt hatte, begab er sich 1760 nach England, um seine zerrüttete Gesundheit zu pflegen. Er ward hier mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, und der König belohnte seine Verdienste um die Erweiterung der brittischen Macht in Ostindien, mit der Würde eines indischen Lords und dem Titel eines Baron von Plassey. Da aber während seiner Abwesenheit neue Unordnungen in Bengalen eingerissen waren, die Gesellschaft durch Habsucht ihrer Beamten in weit aussehende Kriege verwickelt ward, und bey der Zerrüttung ihrer Finanzen beynahe besorgen mußte, alle durch ihn erlangten Vortheile wieder zu verlieren,

o ward er 1764 abermals als Gouverneur nach Bengalen geschickt.

Mir Jaffier hatte durch die auf seine Erhöhung verwandten Summen seine Kräfte erschöpft, und fühlte zuletzt die Schwere der Fesseln, die ihm seine Alliirten nach und nach anlegten. Sie mischten sich in alle Landesangelegenheiten, und rissen unter dem Vorwande der Zollfreyheit den ganzen Handel an sich. Aus diesen und andern Forderungen entstanden Beschwerden von Seiten des Nabob, und zuletzt ernsthafte Streitigkeiten, und da die Regierung in Calcutta die Leichtigkeit, Revolutionen zu bewirken, kannte, auch sich immer Eingebohrne fanden, die Nabobswürde zu erkaufen, je unbedeutender solche auch bey jeder Regierungsveränderung wurde, so nahm sie keinen Anstand, die bengalischen Fürsten ein- und abzusetzen, so bald sich die Gesellschaft davon neue Vortheile und ihre Beamten reichliche Geschenke versprechen konnten. Dazu war Calcutta seit 1763 in einem entfernten, kostbaren Krieg verwickelt; der Kaiser von Delhi suchte das von ihm längst abgefallene Bengalen zu erobern, und einer von den abgesetzten Nabobs bedrohete mit fremder Hülfe diese Provinz, um seine verlorne Herrschaft wieder zu erlangen. Die Engländer waren zwar in diesem Kriege glücklich, allein die ungeheuern Kosten verminderten die bengalischen Einkünfte so sehr, daß die Präsidentschaft von Calcutta Schulden machen, und die Londner Directoren den indischen Actio-

nairs, geringere Dividenden vertheilen müßten, als sie ihnen früher oder vor Erweiterung ihrer indischen Herrschaft gezahlt hatte.

Clive langte 1765 gerade zu der Zeit in Bengalen an, wie der Krieg außer den Grenzen der Provinz geführt wurde, der Kaiser Shah Allum seine Zuflucht zu den Engländern genommen hatte, und diese für ihn in den damals unbekannten Gegenden des nördlichen Hindostans, Länder zu erobern vorhatten. Gleich nach seiner Ankunft bey dem englischen Heer, wurden alle vorher gemachten Bündnisse und Tractaten aufgerufen, und alle Streitigkeiten mit den an Bengalen gränzenden Fürsten beygelegt. Der aus seinen Ländern verjagte Nabob von Auhd erhielt diese größtentheils wieder, wie er den Engländern funfzig Lac Rupien, und dem Kaiser Shah Allum, den Lord Clive aus Besorgniß in weit aussehende Händel verwickelt zu werden, nicht nach Delhi zu führen wagte, zwey Provinzen einräumte, welche ihm mehr einbrachten, als er von den Ueberbleibseln seines zerstückelten Reichs erwarten konnte. Für die ostindische Gesellschaft in London erwarb Lord Clive aber eine kaum zu träumende Macht, und ein Gebiet, dergleichen in fernen civilisirten Ländern nie eine Handelsgesellschaft errungen hatte. Der Kaiser überließ der Londner Handelsgesellschaft die Dewanni oder Verwaltung der Provinz Bengalen, nebst den seit langer Zeit damit verbundenen Ländern Bahar

und Orissa. Sie behielten zwar, wie zuvor, ihren eigenen Stadthalter oder Nabob, ihm ward aber eine jährliche Pension ausgemacht, die sich bey jedem Regierungswechsel verminderte, auch verlor er allmählich allen Antheil an der Landesregierung. In Dekan verschaffte Lord Clive der Gesellschaft die nördlichen Circars, einen fruchtbaren industriösen Landstrich längs der Meereskuste, und der Nabob von Carnatic ward von der bisherigen Lehnsbarkeit befreiet. Für dieses wirklich kaiserliche Geschenk, und den ungeheuren Zuwachs an Land und Leuten, wurden dem Kaiser Shah Allum von den bengalischen Einkünften jährlich 325,000 Pf. St. erlegt, die er auch bis 1771 gezogen hat, bis er 1784 dieser Schätzung ganz entsagte, da er zu ohnmächtig war, solche an der Spitze einer Kriegsmacht einzutreiben.

Nachdem Lord Clive alle Aufträge erfüllt, die Finanzen von Calcutta in Ordnung gebracht, und den eingerissenen Misbräuchen abgeholfen hatte, ging er 1767 wieder nach Europa zurück. Vergleicht man den traurigen, hoffnungslosen Zustand der brittischen Angelegenheiten in Bengalen vom Jahr 1757, wie Lord Clive dieses Land zuerst betrat, mit der Macht, dem Ansehen, und den fast unerschöpflichen Hülfsquellen, welche die ostindische Gesellschaft einzig Lord Clives Bemühungen verdankte, so zeigt die Geschichte kaum ein ähnliches Beyspiel des glücklichsten Wechsels der

Dinge. In der ersten Zeit waren die Engländer blos eine Gesellschaft ohnmächtiger Kaufleute, jedem Feinde, jedem Unterdrücker preis gegeben. Ihre Factoreyen waren zerstört, ihre Handelsagenten ermordet, und ihre Hauptniederlassung ausgeplündert. Im zweyten Jahrzehend waren sie Beherrscher eines mächtigen Reichs geworden, ihre Territorialeinkünfte waren bis auf drey Millionen Pf. St. gestiegen, und funfzehn Millionen Unterthanen ihren Befehlen unterworfen.

Lord Clive ward bald nach seiner Rückkunft mit dem Orden vom Bade beehrt, aber schon 1773 wegen seiner, bey der indischen Amtsführung, überschrittenen Gewalt vom Parlement in Anspruch genommen, und er lief beynahe Gefahr, Ruhm, Ehre und Vermögen zu verlieren. Zum Glück ward die Sache schnell zu seinem Vortheil entschieden, oder er durfte nicht, wie sein Nachfolger Hastings, eine Reihe von Jahren in Ungewißheit schweben, ehe seine Lossprechung erfolgte.

Unterdeß die Beamten der Londner Gesellschaft mit Indiens Schätzen beladen in ihr Vaterland heimkehrten, gerieth sie bey dem ausgedehntesten Handel, und dem größten Gebiete, das Europäer je in Indien erlangt haben, durch die Schuld ihrer Officianten in sichtbaren Verfall, ihre Schulden häuften sich, und sie schien ohne Unterstützung des Parlements in die größte Verlegenheit zu gerathen. Es wurden daher Untersuchungen über die damalige Lage der Gesellschaft, und die Ursachen ihrer Finanzzerrüttungen angestellt. Da nun manche Beschwerden über die bengalische Regierung in die Zeit fielen, da Lord Clive ihr Vorsteher gewesen war, so ward

er mit in die Untersuchung verwickelt, jenes reiche, blühende Land durch Monopolien, Münzverfälschung und andere unerlaubte Mittel ausgesogen zu haben. Er vertheidigte sich im Unterhause gegen diese und andere Beschuldigungen in einer dem Gegenstande angemessenen Rede, worin er seine ganze Amtsführung und sein Bestreben den Flor der Gesellschaft zu befördern, bündig entwickelte. Sie hatte auch die Wirkung, daß er von aller Klage entbunden, und durch eine ansehnliche Stimmenmehrheit der Schluß gefaßt ward, er habe seinem Vaterlande große und seltene Dienste geleistet.

Wie bald darauf die Nordamericanischen Unruhen ausbrachen, ward ihm das Kommando über die zur Stellung derselben bestimmten Truppen übertragen, er lehnte aber wegen seiner Kränklichkeit diese Stelle ab. Ueberhaupt hatte seine Gesundheit durch den langen Aufenthalt in Indien sehr gelitten, und seine Krankheit ward noch durch eine Art von Mismuth oder Melancholie vermehrt, die seinen Geist völlig niederdrückte. In einem dieser schwermüthigen Anfälle nahm er sich durch einen Pistolenschuß das Leben. Er starb den 22. Nov. 1774 im funfzigsten Jahre seines Alters. Seit 1753 war er mit einer Schwester des königlichen Astronomen Maskeline vermählt, und hinterließ zwey Söhne und eben so viel Töchter.

IV.

Johann Kepler,

kaiserlicher Mathematiker.

Geb. d. 27sten Decemb. 1571. Gest. d. 15ten Novemb. 1630.

Die neuere Astronomie, die sich durch den Grad der Vollkommenheit, zu welchem sie gelangt ist, so sehr vor andern Wissenschaften auszeichnet, verdankt ihren Ursprung dem Manne, dessen Leben und Verdienste hier in der Kürze erzählt werden sollen. Zu seiner Zeit war man noch über die Einrichtung des Weltgebäudes in großer Ungewißheit. Das ptolemäische System, welches die scheinbaren Bewegungen ganz als die wahren ansah, hatte noch viele Anhänger, und an dem Kirchenglauben eine starke Stütze. Das tychonische System vertauschte bey den obern Planeten (Mars, Jupiter und Saturn) nur die Kreise, die in jenem gebraucht wurden, mit einander. In dem alten System nämlich beschrieb jeder Planet einen Nebenkreis (Epicyklus), dessen Mittelpunct auf einem excentrischen Kreise um die Erde herumgeführt wurde. Tycho machte bey den obern Planeten den Epicyklus zum fortleitenden Kreise und zur Sonnenbahn; dagegen die excentrischen Kreise die Epicyklen wurden, deren gemeinschaftlicher Mittelpunct die Sonne

war. Für die untern Planeten (Merkur und Venus) blieb der Epicyklus die Bahn des Planeten und der fortleitende Kreis die Bahn der Sonne, fast wie in dem ptolemäischen System, in welchem aber bloß das Verhältniß der Halbmesser dieser Kreise bestimmt war, ohne über ihre Größe, so wenig als bey den andern Planeten, etwas festzusetzen. Copernicus warf die Epicyklen des Ptolemäus ganz weg, und machte dadurch das System viel einfacher. Die fortleitenden Kreise für die obern Planeten wurden nach ihm ihre Laufbahnen selbst, gewisse Abweichungen bey Seite gesetzt, und in die Stelle der Epicyklen trat die Bahn der Erde; für die untern Planeten verwandelte sich der fortleitende Kreis in die Bahn der Erde, und der Epicyklus in die Bahn des Planeten um die unverrückt stehende Sonne. Allein Copernicus machte nur in der Erklärung der allgemeinen Erscheinungen sein System einfacher als das alte; zu der Erklärung der Ungleichheiten in den Bewegungen behielt er das alte Gerüst der Epicyklen bey. Er hielt es der Vollkommenheit des Weltbaues gemäß, daß alle Bewegungen der einzelnen Weltkörper aus gleichförmigen Bewegungen auf Kreisen zusammengesetzt würden. Daß alle Bewegungen auf Kreisen geschähen, war die allgemeine Voraussetzung seiner Zeit sowohl als des Alterthums; doch hatte schon Ptolemäus ungleichförmige Bewegungen auf einem Kreise zugelassen, womit aber Copernicus unzufrieden war.

Seine Darstellung des Laufs der Planeten ist daher ziemlich verwickelt, besonders beym Merkur. Für den Mond gebraucht er sogar zwey Epicyklen, von welchen der eine sich auf dem andern bewegt, indem dieser auf dem Umfange des Hauptkreises herumgeführt wird. Tycho setzte den Lauf des Mondes sogar aus fünf Kreisbewegungen zusammen. Kepler war der erste, der sich von dem Vorurtheil, daß die planetarischen Bahnen Kreise seyn müßten, frey machte. Dies mag uns keine schwierige Anstrengung zu seyn scheinen. Aber Kepler sagt, daß jene Meinung ihm dadurch sehr viele Zeit geraubt hätte, weil sie durch die Autorität aller Philosophen begründet wäre, und der Metaphysik so sehr gemäß schiene. Als er fand, daß der Lauf des Mars sich auf keine Art durch einen Kreis darstellen ließe, und kein physischer Grund für Epicyklen zn erdenken war, so sah er sich gedrungen, eine längliche Bahn anzunehmen. Eine elliptische that sowohl in Absicht auf die Winkel als die Entfernungen den Beobachtungen Genüge *). Diese nahm er nun für die wahre Bahn der Planeten an, und fand zugleich das Gesetz für die Ver-

*) Eine Ellipse ist eine in sich zurückkehrende, mehr oder weniger länglicht runde Linie, die durch den Schnitt eines Kegels oder einer Walze entsteht. Man fülle ein Kelchglas, das sich nach einer geraden Linie erweitert, oder ein walzenförmiges Glas etwa zur Hälfte mit Wasser, und neige es, so bildet die Oberfläche des Wassers eine Ellipse.

hältnisse der Zeiten, die ein Planet auf verschiedenen Bogen seiner Bahn zubringt, nach einiger Zeit auch das Gesetz für die Umlaufszeiten in den verschiedenen Bahnen und deren Durchmesser. Alles dieses ist in der Folge durch vielfältige Beobachtungen und die entdeckten allgemeinen Gesetze der Bewegung bestätigt worden. Kepler ist daher als der Vater unserer Astronomie anzusehen. Man sollte das neuere System derselben nicht sowohl das Copernicanische als das Keplerische nennen. Doch wollen wir dadurch nicht den Antheil, den Copernicus an der Errichtung dieses Systems hat, verkennen. Er war der Columbus, der die Antillen auf einen gefahrvollen Meere fand, Kepler der Amerigo Vespucci, der einen beträchtlichen Theil des festen Landes entdeckte.

Dieser Abriß von dem Zustande der Astronomie zu Keplers Zeit diene den Lesern, für welche der gegenwärtige Aufsatz über sein Leben insbesondere bestimmt ist, zum Verständniß und zur Würdigung dessen, was der unermüdete und scharfsinnige Mann für diese Wissenschaft gethan hat. Man bemerke auch, daß die mathematischen Kenntnisse damals noch sehr eingeschränkt waren, daß es noch keine allgemeine Arithmetik gab, durch welche die geometrischen Berechnungen erleichtert worden wären, daß die Logarithmen, welche diese Berechnungen so sehr abkürzen, erst gegen das Ende von Keplers Leben erfunden wurden, daß die astronomi-

schen Beobachtungen noch unvollkommen waren, und also die Folgerungen daraus weniger zuverlässig machten. Dazu nehme man, daß Kepler durch häusliche Verhältnisse oft gedrückt ward, oft in Verlegenheit gerieth, weil sein Gehalt ihm sehr unordentlich ausgezahlt ward, daß er mit seiner Familie von einem Orte zum andern wandern mußte, und durch die Unruhen der damaligen Zeiten viel zu leiden hatte. Unter diesen beschwerlichen Umständen blieb sein Geist immer lebhaft, seine Thätigkeit unermüdet. Nicht bloß in der Astronomie, sondern in manchen andern Theilen der Mathematik war er geschäftig, und allenthalben drang sein Blick vorwärts. Er hatte eine besondere Gabe, Wahrheiten von fern im Dunkeln schimmern zu sehen; sein Genius, wie er selbst sagt, lispelte sie ihm zu. Dieser Genius war seine Einbildungskraft, die er in stärkerm Maaße besaß als sie bey Mathematikern zu seyn pflegt. Daher entstanden seine kühnen Hypothesen, und bilderreichen Ausdrücke selbst bey dem Vortrage schwieriger Untersuchungen. Die Schicksale dieses merkwürdigen Mannes, und, so weit es verständlich geschehen kann, seine wissenschaftlichen Verdienste lehrt die folgende Erzählung kennen.

Johann Kepler ist im J. 1571, den 21. Decemb. in der schwäbischen Reichsstadt Weil geboren. Er stammte aus einem adlichen Geschlechte. Unter seinen Vorfahren sind zwey Brüder von Kaiser Sigismund in Rom feyerlich zu Rittern gemacht. Sein Großvater

war Bürgermeister in Weil, ein sehr geachteter Mann, dessen Fürsorge Kepler viel zu danken gehabt zu haben scheint. Sein Vater führte ein sehr unstätes Leben. Er gieng bald nach der Geburt seines Erstgebornen, unsers Kepler, mit den Wirtembergischen Truppen als Korporal, nach Belgien zu der Armee des Herzogs von Alba, wohin ihm seine Frau folgte. Beide kamen 1575 zurück, und begaben sich von Weil nach Leonberg, einem Wirtenbergischen Städtchen. Durch eine übernommene Bürgschaft verlor der Vater im J. 1578 alles das Seinige, und zog deshalb nach Elmendingen (im Baaden-Durlachischen), wo er Gastwirthschaft trieb. Im J. 1589 verließ derselbe seine Familie, ohne sie wieder zu sehen. Bey diesen Umständen mußte die Erziehung des jungen Kepler sehr versäumt, und seine erste Lebenszeit trübselig werden. Er kam schwächlich zur Welt, und ward während der Abwesenheit seiner Eltern von so bösartigen Blattern befallen, daß er daran war die Hände zu verlieren. Auch litt er in seiner Jugend anhaltend und wiederholt von Hautkrankheiten und Geschwüren. Er ward von seinen Eltern in die Stadtschule zu Elmendingen geschickt, aber auch wieder auf ein Paar Jahre zu Hause gehalten, um bey der Landarbeit zu helfen, schon in seinem zehnten und eilften Jahre. Darauf ließen sie ihren Sohn zwar wiederum die Schule besuchen, nahmen ihn aber auch wieder auf eine Zeitlang zu ihren häuslichen Ar-

beiten zurück. Endlich kam er so weit, daß er in die Klosterschule Maulbronn als herzoglicher Stipendiat aufgenommen wurde, da er fast 15 Jahr alt war. Nach drey Jahren ward er auf die Universität Tübingen versetzt, wo er 1591 die Magisterwürde erhielt. Unter 15 Candidaten hatte er die zweyte Stelle. Nun ward er, nach der auf der Universität Tübingen bestehenden Einrichtung, nach welcher der Magistergrad nur die Vollendung des Cursus in den philosophischen Facultätskenntnissen anzeigt, zu dem Studium der Theologie in dem herzoglichen Stifte gelassen. Dieser widmete sich Kepler mit Eifer und mit gutem Erfolg. Seine Predigten erhielten immer den Beyfall seiner Lehrer. Er würde vermuthlich auf dieser Laufbahn geblieben, und zu einer Pfarre befördert seyn, wenn nicht durch den Tod des Georg Stadius die Profession der Mathematik auf dem Gymnasium zu Grätz in Steyermark erledigt worden wäre. Mästlin, Professor der Mathematik zu Tübingen, schlug den jungen Kepler zu dieser Stelle vor. Dieser hatte sich mit der Geometrie und Astronomie zwar beschäftigt, aber mehr zufolge des auf der Universität in der Erlernung der Wissenschaften vorgeschriebenen Ganges, als aus besonderer Neigung. Er brannte vor Begierde die Philosophie in ihrem ganzen Umfange zu befassen. Die Lehrstelle in Grätz nahm er im J. 1593 nur auf das Gutachten seiner Lehrer aus Folgsamkeit an, weil er seine mathematischen Kenntnisse

noch

noch für zu gering hielt, und auch weil das Amt selbst ihm unansehnlich schien, daher er sich sein Recht auf eine Beförderung von anderer und ansehnlicherer Art ausdrücklich vorbehielt. Dieses erzählt er selbst in seinem Werke über die Bewegungen des Planeten Mars, und sagt daselbst, er habe die Lehrstelle in Grätz mehr mit Talent als mit Gelehrsamkeit ausgerüstet angetreten. Er gab hier aber bald einen Beweis seines durchdringenden Geistes in einer Wissenschaft, die er erst anfieng mit Ernst zu bearbeiten. Zwar ist der neue Satz, den er in seiner ersten astronomischen Schrift, Mysterium cosmographicum, Tubingae 1596 vorträgt, in der Folge ganz ungegründet befunden, allein die Idee, von welcher Kepler ausgieng, ist in neuern Zeiten die Quelle der erhabensten Untersuchungen geworden. Er suchte früh die physischen Gründe von den Bewegungen der Weltkörper auf. Das war eine leitende Idee bey seinen wichtigen Untersuchungen über den Planeten Mars. In einem Briefe vom J. 1605 sagt er sehr richtig, daß Physik und Astronomie so genau mit einander verbunden sind, daß die eine ohne die andere nicht vervollkommnet werden kann. Freylich wollte er vieles zugleich entdecken, die Gründe, warum die Anzahl der Bahnen, ihre Größe und die Bewegungen so und nicht anders sind. Es ist uns aber bisher nur vergönnt, die Formen der Bewegungen zu begreifen. Kepler glaubte eine Harmonie der ruhenden Dinge, nämlich der Sonne,

der Fixsterne und des Weltraums mit den drey Personen in der Dreyeinigkeit wahrzunehmen, und gründete darauf die Muthmaßung, daß es auch eine gewisse Harmonie für die sich bewegenden Körper, nämlich die Planeten, geben würde. Er suchte Gesetze für die Zahlen, die sich wie die Abstände der Planeten von der Sonne verhalten, fand aber keines, auch nicht, wie er unsichtbare Planeten zwischen Mars und Jupiter oder zwischen Venus und Merkur einschob. Er zeichnete innerhalb der Planetenbahnen eine Reihe regulärer Figuren, die durch die successiven Durchschnitte ihrer Seiten, Puncte in einer andern Planetenbahn geben sollten. Dieser Gedanke leitete ihn darauf, daß er in die um die Bahnen der Planeten beschriebenen Kugeln reguläre geometrische Körper eintrug, so daß jeder mit seinen Ecken in die Oberfläche einer Kugel traf, und mit seinen Seitenflächen die nächst innere berührte. Die Ordnung war folgende. Der Cubus zwischen Saturn und Jupiter; das Tetraedron zwischen Jupiter und Mars; das Dodekaedron zwischen Mars und der Erde; das Ikosaedron zwischen der Erde und der Venus; das Oktaedron zwischen Venus und Merkur *). Hier glaubte er die Ursache von der An-

*) Das Tetraedron ist in vier, das Oktaedron in acht, das Ikosaedron in zwanzig gleichseitigen gleichen Dreyecken, der Cubus bekanntlich in sechs gleichen Quadraten, das Dodekaedron in zwölf regulären gleichen Fünfecken eingeschlossen.

zahl der Planeten gefunden zu haben, da nur fünf reguläre geometrische Körper möglich sind, und sechs Planeten fünf Zwischenräume der Bahnen geben. Die mittlern Abstände der Planeten von der Sonne weichen ziemlich stark von den Verhältnissen ab, die sie nach dieser geometrischen Anordnung haben müßten, weniger, wenn der kleinste Abstand von der Sonne für den nähern, und der größte Abstand für den entferntern Planeten genommen wird. Kepler beruhigte sich ungeachtet der Abweichungen, und glaubte, daß er durch eine besondere göttliche Schickung auf diese Vergleichung gekommen wäre, besonders da er Gott immer gebeten hatte, daß er, wofern Copernicus das wahre System getroffen hätte, ihm sein Vorhaben gelingen lassen möchte. Die von Kepler gefundene Analogie zwischen den geometrischen Körpern und den Laufbahnen der Planeten erregte Aufmerksamkeit. Sein Lehrer Mästlin prieß sie sehr an. In der Nachschrift zu der Keplerischen Schrift sagt er, es sey selbst den geschicktesten Astronomen nicht im Traume eingefallen, zu der Erforschung der Bewegungen einen Weg a priori zu suchen, und unabhängig von den Beobachtungen eine geometrische Regel für sie anzugeben. Er versprach sich von dieser Entdeckung die wichtigsten Erweiterungen und Verbesserungen in der Astronomie *).

*) Mästlin war von seiner Jugend an dem Copernicanischen System zugethan. Dennoch trägt er in seiner Epitome Astronomiae, die in Fragen und Antworten abgefaßt ist, das alte

Die Entdeckung, welche **Kepler** gemacht zu haben glaubte, vermehrte seinen Eifer für die Astronomie. Er ward sehr begierig zu untersuchen, ob sie mit den genauern Beobachtungen vollkommen stimmte, da er sie, so weit es durch die gemeine Astronomie möglich war, hinlänglich bewiesen zu seyn glaubte. Er wandte sich deshalb an den großen Beobachter **Tycho**, der damals nach Deutschland gekommen war. Dieser konnte, wegen des von ihm erdachten Systems, des jungen Astronomen geometrische Progression der Sphären zwar nicht annehmen, bezeigte ihm aber doch seine Achtung wegen des dadurch bewiesenen Scharfsinnes, und äußerte einige Bedenklichkeiten, ob die von ihm gefundenen Resultate seiner Beobachtungen zu jener Erklärung der Weltordnung stimmen würden. Diese Bemerkung machte **Keplern** sehr begierig, die Beobachtungen kennen zu lernen. So fing sich eine Bekanntschaft an, die hernach so großen Einfluß auf **Keplers** Schicksale hatte. Mit der Erzählung derselben fahre ich nun fort.

Kepler verheyrathete sich im J. 1597. Seine Gattin war eine noch junge Frau, die schon zweymal

---

System vor. In der oben gedachten Nachschrift sagt er, wenn gleich das gewöhnliche System nur die Verjährung für sich habe, so möge es doch Anfängern als das bekannte und daher faßlichste vorzutragen seyn, und überhaupt beybehalten werden, wo man nicht in das Innere der Astronomie dringen wolle. Also auch hier eine doppelte Lehrart!

Wittwe geworden war, von adelicher Herkunft, weswegen Kepler genöthigt war, seine adeliche Herkunft zu beweisen. Wegen der Mitgabe entstanden weitläufige Streitigkeiten. Aus dieser Ehe sind drey Söhne und zwey Töchter erzeugt.

Im J. 1598 wurden einige Lehrer an dem Gymnasium in Grätz ihres Amtes entsetzt. Kepler, der dasselbe Schicksal befürchtete, entwich nach Ungarn, ging aber in dem folgenden Jahre wieder nach Grätz zurück, da es des Erzherzogs Ferdinand von Steyermark (nachherigen Kaisers) Wille nicht gewesen war, daß Kepler entlassen werden sollte. Die Bedrückungen und Unruhen wegen der Religion, welche in Steyermark zunahmen, verursachten, daß Kepler auf eine Veränderung des Orts bedacht wurde. Seine Freunde in Tübingen riethen ihm, daß er suchen sollte im Wirtembergischen eine Versorgung zu erhalten; ein anderer Freund rieth ihm sich an Tycho zu wenden, der durch sein Ansehen bey dem Kaiser für ihn möchte etwas ausrichten können. Zum Glück für die Astronomie wählte er das letztere, wozu er auch bald durch die Umstände genöthigt ward.

Kepler reisete im Januar 1600 nach Böhmen zu Tycho, der ihn zu wiederholten Mahlen eingeladen hatte. Da er die von Tycho gemachten Beobachtungen, und Tycho Keplers Talent kennen lernte, so verbanden sie sich zu gegenseitiger Hülfsleistung, und

Kepler versprach Tycho zwey Jahre lang bey der Bearbeitung seiner Beobachtungen zu helfen, wenn die Steyermärkischen Landstände dazu ihre Einwilligung geben, und ihm seinen Gehalt lassen würden. Er konnte, wie es scheint, darauf Rechnung machen, weil die Scholaren auf dem Gymnasium zu Grätz sich zerstreut hatten. Tycho versprach Keplern dem Kaiser Rudolph zu empfehlen, und von ihm ein Fürschreiben an die Stände zu bewirken. Allein wie Kepler nach Grätz zurückkam, wurde ihm, so wie andern, seine Lehrstelle aufgekündigt, wenn er nicht einem gewissen Decret Folge leisten würde. Er war nun zuerst Willens wieder nach Wirtemberg zurückzukehren, um da Unterstützung und Versorgung zu erhalten. Allein die Hoffnungen und Anerbietungen, die Tycho ihm machte, bewogen ihn mit seiner Frau und Stieftochter (die beiden ersten Kinder Keplers waren frühzeitig verstorben) nach Prag zu gehen, wo er hoffte, im Fall, daß seine und Tycho's Erwartungen nicht erfüllt würden, durch einen der Gesandten der deutschen Fürsten an dem kaiserlichen Hofe zu Prag sich eine Empfehlung zu einer Lehrstelle auf einer deutschen Universität zu verschaffen. Dies geschah im Octob. 1600. Kepler ward auf der Reise von einem viertägigen Fieber befallen, welches acht oder neun Monate anhielt. Dieser Zufall that den astronomischen Arbeiten, die Kepler übernommen hatte, einigen Eintrag. Er unternahm auch im April 1601 eine vergebliche Reise nach

Steyermark, um eine Erbschaft für seine Frau zu heben. Während dieser Zeit entstand ein Zwist zwischen Kepler und Tycho, da jener glaubte, daß Tycho seine Frau in seiner Abwesenheit nicht hätte mit Geld unterstützen wollen, und überhaupt seine Hülfe zurückzuziehen Willens wäre. Er schrieb deshalb einen beissenden Brief an Tycho; allein dieser ließ ihm durch einen andern den Ungrund seiner Klagen zeigen, und ihm seine Heftigkeit und Unbesonnenheit verweisen. Kepler erkannte auch sein Unrecht in einem langen, sehr demüthigen und reuigen Briefe.

Im September 1601, da Kepler gesund nach Prag zurückgekommen war, ward er von Tycho dem Kaiser vorgestellt, der ihn gütig aufnahm, und ihn zu seinem Mathematiker ernannte, mit der Bedingung, daß er Tycho in seinen Rechnungen helfen sollte. Auch wurde ihm gleich nach Tycho's Tode, der am 24. Oct. 1601 erfolgte, angezeigt, daß er Besoldung erhalten sollte, wovon er das erste Geld im März 1602 erhielt. Die Zahlung erfolgte nicht ordentlich. Als der Kaiser Rudolph im J. 1611 starb, hatte Kepler zweytausend Reichsthaler (monetae argenteae majoris) zu fordern, auch die ihm versprochenen Kosten der Ausgabe des Werks über den Planeten Mars, und noch zweytausend Reichsthaler, die ihm zugestanden waren. Der Kaiser Matthias berief Keplern an das Gymnasium in Linz, und befahl zugleich, daß die Rückstände be-

zahlt werden sollten, aber auch hier wurden die Zusagen nicht erfüllt.

Die vornehmsten Gegenstände, womit Kepler sich während seines Aufenthalts in Prag beschäftigte, waren die Optik mit ihrer Anwendung auf die Astronomie, und insbesondere die wichtige Untersuchung über die wahre Laufbahn des Planeten Mars.

Die Astronomie veranlaßte Kepler über die Erscheinungen des Lichts und die Art, wie wir sehen, genauer nachzudenken. Was man damals Optik nannte, war fast gänzlich ein Gewebe von mangelhaften, verworrenen und unrichtigen Vorstellungen. Kepler brachte zuerst Aufklärung in diesen wichtigen Theil der Naturlehre. Sein erstes Werk in diesem Fache hat den Titel: Ad Vitellionem Paralipomena, quibus Astronomiae pars optica traditur. Francof. 1604. 4to. Es gehört halb zur Optik, halb zur Astronomie. Neben manchen unvollkommenen Vorstellungen enthält es viele gute Entdeckungen, insbesondere über die Art des Sehens, welche bisher noch ein Geheimniß gewesen war. Er zeigte, wie durch die Brechung der Strahlen ein umgekehrtes Bild des Gegenstandes auf der Netzhaut entsteht, und woher die Undeutlichkeit beym Sehen rührt. Das Gesetz der Strahlenbrechung konnte er noch nicht entdecken, so sehr er sich auch darum bemühte, doch war er ziemlich nahe daran. Das zweyte Werk von Keplern in diesem Fache ist eine Abhandlung über die

Dioptrik, die auch von ihm ihren Namen erhalten hat. (Dioptrica, seu demonstratio eorum, quae visui et visibilibus, propter conspicilla non ita pridem inventa, accidunt. Aug. Vindel. 1611. 4.), eine kleine sehr nett ausgearbeitete Schrift, worin die Wirkung der damals erfundenen Fernröhre sehr gut erklärt wird, ein wichtiges Verdienst um diese Erfindung. Kepler gab auch das astronomische Fernrohr an, wiewohl er es selbst nicht zu Stande brachte, und zeigte, wie man mit zwey Ocularen den Gegenstand aufrecht erblicken könne, wofür man nachher bequemer drey angewandt hat. Die Wirkung der converen und concaven Augengläser erklärte er ganz richtig. Descartes selbst gesteht, daß Kepler sein erster Lehrer in der Optik gewesen sey, und darin mehr geleistet habe, als alle seine Vorgänger.

Das Hauptwerk von Kepler ist das vorher schon angeführte über die Bahn des Mars (Astronomia nova αιτιολογητος, seu Physica coelestis, tradita commentariis de motibus stellae Martis ex observationibus Tychonis Brahe, 1609. fol.). Dieses Werk hat seinen Verfasser viele Jahre anhaltend beschäftigt. Einen Auszug daraus hat la Lande in dem zweyten Theile seiner Astronomie gemacht; einen ausführlichern Bailly in dem zweyten Theile seiner Geschichte der neuern Astronomie. Ein Astronom, sagt la Lande, muß es ganz lesen. Denn wenn auch man-

ches überflüssig und weitschweifig sey, und vergebliche Versuche umständlich angeführt würden, so erblicke man doch in dem Werke einen lichtvollen Gang, und Beweise eines erfinderischen Geistes. Das Resultat der schwierigen Untersuchungen (für Kepler weit schwieriger als sie für uns seyn würden) ist, daß die Bahn des Mars eine Ellipse ist, in deren einem Brennpuncte die Sonne sich befindet; daß ferner die von dem Planeten um die Sonne in gleichen Zeiten beschriebenen Flächenräume *) gleich groß, und daher die in ungleichen Zeiten beschriebenen den Zeiten proportional sind. Erst im Jahr 1618 fand Kepler den wichtigen Satz, daß die Würfel der mittlern Abstände der Planeten von der Sonne sich wie die Quadrate der Umlaufszeiten verhalten. Die elliptische Theorie der Bewegung der Weltkörper ist hernach in Newtons Händen das Mittel geworden, zu zeigen, daß die Planeten durch eine der Schwere auf der Erde gleichartige Kraft nach der Sonne getrieben werden, und das Gesetz dieser Kraft zu entdecken. Kepler redet aber auch schon von einer Kraft, die Planeten zu bewegen, welche in dem Körper der Sonne ihren Sitz habe. Er vergleicht sie mit dem Lichte, läßt auch ihre Wirksamkeit in größerer Entfernung von

*) Flächenräume sind hier die von einem Bogen der Bahn, und den durch die Endpuncte des Bogens nach der Sonne gezogenen geraden Linien beschlossenen Räume.

der Sonne schwächer werden, aber nicht, wie bey dem Lichte, nach dem Verhältnisse der Quadrate der Entfernungen, sondern nur nach dem einfachen Verhältnisse derselben. Denn er stellte sich vor, daß die Kraft der Sonne die Planeten zu bewegen, von der Umdrehung um ihre Axe entstünde, und daß sie daher in größerer Entfernung nur nach der Richtung dieser Bewegung geschwächt würde. Die Sonne vergleicht er zwar mit dem Magnet, will ihr aber doch keine anziehende Kraft auf die Planeten zugestehen, weil diese sich dadurch der Sonne so lange nähern würden, bis sie auf sie fielen, sondern nur eine Kraft die Richtung der Planeten zu ändern. Dieses stimmt nicht zu den feinen und richtigen Vorstellungen über die Schwerkraft in der Einleitung zu dem Werke über Mars, wo Kepler unter andern sagt, daß zwey Steine, die irgendwo, außerhalb des Wirkungskreises eines dritten verwandten Körpers, sich befänden, sich wie zwey magnetische Körper einander nähern, und in einem Orte zwischen beyden zusammenkommen würden, so daß ihre Wege bis dahin sich umgekehrt wie ihre Massen verhalten. Aber Kepler fiel noch nicht darauf, die Kraft nach der Sonne mit dem Vermögen der Planeten zu verbinden, wodurch sie bey der jedesmaligen Richtung und Geschwindigkeit zu beharren suchen. Die Planeten, glaubt er, seyn zur Ruhe geneigt, sofern sie einzeln vorhanden wären, und würden nur durch die Kraft der Sonne in Bewegung er-

halten. Es war ein Glück für die Astronomie, daß ein Gehülfe Tycho's damals, als Kepler zuerst zu Tycho kam, sich mit der Theorie des Mars beschäftigte, und durch die mitgetheilten Beobachtungen Keplern in Stand setzte, nach seiner Art die Bewegungen dieses Planeten zu untersuchen. Die Bahn des Mars ist unter allen, nach der Bahn des Merkurs, am meisten excentrisch, oder weicht am meisten von einem Kreise ab. Bey einem andern Planeten würde Kepler eine Kreisbahn gefunden haben, die den Beobachtungen, wie man sie damals haben konnte, Genüge geleistet hätte, und man würde sich leicht noch ein Jahrhundert mit den Epicyklen gequält haben, so daß wir jetzt erst auf eine bessere Astronomie bedacht seyn würden.

Wir haben Keplern bey seiner Abreise von Prag nach Linz verlassen. Kurz vorher, ehe er Prag verließ, starb seine allgemein sehr geschätzte Frau nach einer Krankheit, die drey Jahre gedauert hatte, wie sie sich etwas zu erholen anfing, vor Schrecken über das Gefecht, das 1611 in dem Theile der Stadt, wo Kepler wohnte, vorfiel. Von den fünf mit ihr erzeugten Kindern waren noch eine Tochter und ein Sohn am Leben.

In Linz bekam Kepler gleich Streitigkeiten mit den Geistlichen, und ward vom Abendmahl ausgeschlossen, weil er die Concordienformel in dem Artikel von der Allgegenwart Christi nach seiner menschlichen Natur nicht unterschreiben wollte. Er faßte seine Rechtfertigung in

einem lateinischen Gedichte ab, welches sich mit folgenden Versen schließet:

Non replet ergo locos Christi Caro sancta creatos,
  Fusilis exhaustos ut replet unda cados.
Naturas si quaeris abest, opera aspice, ubique est,
  Sic vigil in sacris erudiere libris.
O curas hominum! o quantum est in rebus inane,
  Non aliter praesens si sit ubique Deus.

Im Jahr 1613 erhielt er von dem Kaiser den Befehl, sich nach Regensburg zu dem Reichstage zu verfügen, wo unter andern über die Verbesserung des Kalenders berathschlagt werden sollte. Die Protestanten wollten den in der katholischen Kirche kürzlich eingeführten Gregorianischen Kalender nicht annehmen. Kepler verfertigte über diese Angelegenheit eine Schrift, worin er den Gregorianischen Kalender beurtheilte, und die Frage untersuchte, ob es besser wäre, daß die protestantischen Stände den alten Julianischen Kalender verbesserten, oder den Gregorianischen sich gefallen ließen.

In demselben Jahre verheirathete sich Kepler zum zweytenmale, und zwar mit der Tochter eines Tischlers aus Eferding, einem Städtchen nicht weit von Linz. Da ihre Eltern längst verstorben waren, so war sie in dem Hause des Barons von Stahrenberg, dem Herrn des Städtchens, einem Freunde Keplers, erzogen. Sie war nicht schön, auch ganz ohne Vermögen, aber gutartig, anspruchlos, wirthschaftlich, liebreich gegen Keplers Kinder erster Ehe, und einer wei-

tern Ausbildung fähig. Kepler hatte sich schon gleich nach seiner ersten Frau Tode vielfältig nach einer zweyten umgesehen. In einem langen Briefe an einen Ungenannten (den Baron von Strahlendorf) erzählt er ganz scherzhaft alle seine Bewerbungen um Jungfrauen und Wittwen, bürgerliche und adeliche. Seine zweyte Frau war die fünfte, auf welche er seine Gedanken richtete. Hernach folgten noch sechs, mit welchen Traktaten angeknüpft wurden. Der lebhafte Mann ward durch Anrathen und Abrathen seiner Verwandten und Bekannten ganz wankelmüthig gemacht. Endlich kehrte er wieder zu seiner fünften zurück, zu der er wirkliche Zuneigung gefaßt zu haben scheint, da die andern nur aus Nebengründen seine Aufmerksamkeit erregt hatten. Als die Absicht auf jene durch einen neuen Vorschlag von seiner Stieftochter wankend gemacht wurde, jammerte ihn ihrer, weil sie schon erfahren hatte, was ihrentwegen im Werke wäre. Mit dieser zweyten Frau hat Kepler sieben Kinder gezeugt.

Durch alle diese und noch andere Angelegenheiten waren die ersten Jahre des Aufenthalts in Linz unruhig, so daß Kepler der Astronomie nur wenig Zeit widmen konnte. Vom Jahr 1614 bis 1620 genoß er die ruhigste Zeit seines Lebens, die er anhaltend und angestrengt zu astronomischen und andern mathematischen Arbeiten anwandte. Zuerst gab er 1615 eine Anleitung, Fässer, volle und nicht volle, zu visiren, lateinisch auf

eigene Kosten heraus, in der Folge einen Auszug in deutscher Sprache. In dem lateinischen Werke betrachtet er eine große Menge geometrischer Körper, die aus einem Kreise und den Kegelschnitten durch gewisse Umdrehungen und Umläufe um eine Axe gebildet werden, und erforscht ihren Inhalt durch eine Art Rechnung mit unendlich kleinen Größen, mittelst Summirungen. Auch beschäftigte er sich mit dem Laufe des Merkurs und mit chronologischen Untersuchungen. Da ihm seine Forderungen und sein Gehalt nicht gezahlt wurden, und er nur eine mäßige Beyhülfe von den östreichischen Landständen erhielt, so mußte er Kalender mit Prognostiken schreiben, welches, sagt er, etwas ehrlicher war als Betteln. Den Erwerb, den die Astrologie hier der Astronomie verschaffte, wandte er auf die Berechnung und Herausgabe astronomischer Ephemeriden aus den neuen Tafeln, woran er schon lange arbeitete. Die Profession der Mathematik in Bologna, die ihm angetragen wurde, schlug er aus, weil die Zeit seines Lebens schon verflossen wäre, worin man durch eine neue Lage gereizt werden könne, auch, weil er als ein Deutscher an Freyheit im Betragen und im Reden gewohnt wäre, und wünschte ganz bescheiden nur, daß dieser Ruf die Bezahlung seiner Forderungen beschleunigen möchte.

Im Jahr 1618 gab Kepler die drey ersten Bücher seines Abrisses der Copernicanischen Astronomie (Epitome Astron. Copernicanae) heraus. Er ist in

Fragen und Antworten, wie seines Lehrers Mästlin Epitome, abgefaßt. Man sieht, daß die Examinir-Methode schon lange Zeit zum Lehrvortrage beliebt worden ist. Nachher sind noch vier Bücher hinzugekommen, die mit jenen in einer Ausgabe 1635 verbunden sind. Man findet darin eine Menge kühner Muthmaßungen und Vorstellungen, die zum Theil etwas richtiges enthalten. So ist auch die Harmonik der Welt beschaffen, die 1619 herauskam, (Harmonices mundi libri V. geometricus, architectonicus, proprie harmonicus, astrologicus, astronomicus, ist der sehr abgekürzte Titel). Es sind darin mancherley geometrische und musikalische Vergleichungen zur Erklärung der Einrichtung unsers Planetensystems angewandt; die in der ersten Keplerischen Schrift über ein cosmographisches Geheimniß vorgetragene Zusammenstellung der regulären geometrischen Körper in den planetarischen Sphären kommt hier auch vor; den Planeten und der Sonne wird ein Einfluß auf die Witterung daher zugeschrieben, weil ihre Aspecten von einer empfindenden Seele in dem Erdkörper aufgefaßt würden; alles Ausgeburten einer lebhaften Phantasie, für welche der damals vorhandene Vorrath von Kenntnissen zu gering und zu wenig beschäftigend war. In unsern Zeiten verursacht die Menge wirklicher Kenntnisse, daß man durch die meteorischen Producte der Phantasie früh und leicht zu glänzen sucht. Kepler hatte gelegentlich sich über eines sehr schwär-

merischen

merischen Schriftstellers seiner Zeit, des Roberts Fludd Musica mundana etwas herausgelassen, und gesagt, daß die darin vorgetragenen höchst verwickelten Geheimnisse noch gar sehr der mathematischen Gewißheit ermangelten. Dieses nahm Fludd begreiflich sehr übel, und vertheidigte seine Einfälle in einer besondern Schrift, worauf Kepler wieder antwortete, welches freylich unnöthig war. Die Keplerische Harmonik bleibt immer für die Geschichte der Physik und Astronomie ein merkwürdiges Werk. Montúcla sagt in der neuen Ausgabe seiner Geschichte der Mathematik, daß, wenn die Verirrungen einer kühnen Einbildungskraft, die aber von einer Menge tiefer Kenntnisse aller Art unterstützt wird, als ein merkwürdiges Ereigniß betrachtet zu werden verdienten, man sie in diesem Buche zu suchen habe. Ein einziger Satz, der darin enthalten ist, macht es höchst schätzbar. Es ist die oben angeführte Vergleichung der Verhältnisse zwischen den Umlaufszeiten der Planeten und ihren mittlern Abständen von der Sonne. Er fand sie am 15ten May des Jahrs 1618, einem merkwürdigen Tage für die Astronomie. Schon zwey Monate vorher war es ihm eingefallen, diese Vergleichung zu machen, allein durch einen Rechnungsfehler verleitet (K. sagt von sich selbst, daß er sehr flüchtig arbeite,) hielt er sie für unstatthaft. Zu seiner größten Freude fand er sie hernach dennoch gegründet. Eine lange Zeit blieb sie unbenutzt, bis sie für Newton der

Leitstern ward, der ihm die Mechanik des Weltbaues entdecken half.

In dem Jahre 1619 gab Kepler drey lateinische Abhandlungen über die Kometen heraus, wozu er durch drey im Jahr 1618 erschienene Kometen veranlaßt ward. In der zweyten und dritten Abhandlung ist die Uebersetzung einer im Jahr 1608 gedruckten deutschen Schrift bey Gelegenheit des Kometen von 1607 eingerückt. Kepler glaubt, daß die Kometen aus Verdickungen der Himmelsluft entstehen, daß sie einen geradlinichten Weg nehmen, und wieder vergehen. In unsern Zeiten hat man etwas ähnliches von der Beschaffenheit der Kometen vorgebracht, nur daß man statt der dicken Fettigkeit und geschwürartigen Masse, die Kepler annahm, die feinere und reinere Lichtmaterie gesetzt hat. Kepler glaubte an Einwirkungen der Kometen auf die Erde. Er erklärte sie aus einem gewissen sinnlichen Vermögen des Erdkörpers, das durch die Erscheinung eines Kometen beunruhigt würde, daher denn allerhand außerordentliche Veränderungen auf der Erdfläche und in der Luft entständen, die ferner auf den menschlichen Körper wirkten. Auch glaubte er, daß es geheime Einflüsse der Ereignisse am Himmel auf den Geist des Menschen gäbe, der einen verborgenen Sinn für diese Einwirkung besitze. So möchte der Komet von 1577 den König Sebastian von Portugall gereizt haben, daß er den unglücklichen Feldzug gegen die Mauren wider den Rath verständiger

Männer unternahm, wiewohl Kometen nur eine reizende, nicht aber unwiderstehliche Kraft besäßen. Daß sie schlechtweg, ohne physisch zu wirken, etwas vorbedeuten könnten, scheint Kepler doch nicht zu glauben. Man muß seine Erklärungen mit der Denkungsart seiner Zeit entschuldigen. Damals war man sehr geneigt das Unbegreifliche zu glauben, und hielt sehr viel auf die Aussprüche der Alten. Nun hatten so große Männer unter den Griechen und Römern, die Kepler zum Theil anführt, die Einwirkung der Kometen auf die Erde und die Menschen anerkannt; es wäre also, wie er ferner sagt, ein großes Wunder, wenn einige wenige überkluge Philosophen Recht haben, und jene irren sollten. Haben wir doch in den neuesten Zeiten gesehen, daß ungeachtet des so sehr gesunkenen Credits des Wunderbaren dennoch angesehene Personen sich haben einbilden lassen, sie könnten durch gewisse geheime Einweihungen zur Gemeinschaft mit der Geisterwelt gelangen.

So war Kepler auch nicht ganz frey von dem allgemeinen Vorurtheile seiner Zeit für die Astrologie. Er sagt zwar an einem Orte, die Astrologie sey die thörichte Tochter einer sehr verständigen, aber armen Mutter, welche von jener unterhalten werde; er erklärt auch in einem Schreiben an den Kaiser Rudolph, daß nach seinem Dafürhalten der Himmel sich nicht in einzelne Angelegenheiten wirksam mische, allein er schreibt doch dem Stande der Gestirne bey der Geburt eines Menschen Ein-

fluß auf die geistige und sinnliche Beschaffenheit desselben zu. Bey einer harmonischen Configuration der Gestirne erhalte der Geist oder das sinnliche Vermögen eine schöne Form, und verschaffe sich dadurch auch eine schöne Wohnung in seinem Körper; die besondern Begebenheiten ständen zwar in der Gewalt Gottes, und mit seiner Zulassung, in der Macht eines Schutzgeistes; allein es komme auch auf die Beschaffenheit des Gemüths an, wie ein Mensch sich bey günstigen oder ungünstigen Umständen benehme; die Stunde und Minute der Geburt seiner Kinder zeichnete er deshalb genau an. Ferner glaubte Kepler auch, daß die Witterung von dem Stande der Planeten abhänge. Die Erdseele habe ein Gefühl von den Winkeln, welche die Strahlen der Planeten an ihr bilden, sey aber nicht geschickt genug sich immer darnach zu richten.

Um diese Zeit (1620) hatte Kepler einen sehr unangenehmen Vorfall in seiner Familie. Seine Mutter, eine unverträgliche, unruhige alte Frau, hatte sich mit einer andern überworfen, und ihr ihre ehemalige liederliche Lebensart vorgehalten. Diese breitet dagegen aus, daß jene ihr durch einen mit Gift gemischten Trank die heftigen Kopfschmerzen, woran sie sehr litt, verursacht habe. Die Keplerin stellt deshalb eine gerichtliche Klage an, und der Injurien-Prozeß zieht sich auf fünf Jahr in die Länge. Ein neuer Beamter, dem die heftige Alte einen empfindlichen Vorwurf gemacht hatte,

nimmt die Gegenklage auf Giftmischerey an, läßt Keplers Mutter in gefängliche Haft bringen, und wollte schon auf die Tortur erkennen. Der Sohn hatte nun nichts eiligers zu thun, als eine Reise von 70 Meilen zu machen, um seine Mutter zu retten. Es währte weit über ein Jahr, ehe sie förmlich losgesprochen und der Haft entlassen ward. Sie starb bald darauf.

Die Unruhen in den österreichischen Ländern hatten vielen Einfluß auf Keplers Lage. Er verließ deswegen, nach erhaltener Erlaubniß, mit seiner Familie Linz, und begab sich nach Regensburg, wo seine Familie blieb, während daß er in der gedachten Angelegenheit seiner Mutter ins Wirtembergische reisete. Am Ende des J. 1621 kam er nach Linz zurück, ohne zu wissen, ob sein Gehalt wäre fortgesetzt worden. Er erhielt nun einen Ruf nach England, den er aber nicht annahm. Von dem Kaiser Ferdinand II. wurde er als kaiserlicher Mathematiker bestätigt.

Neben den astronomischen Arbeiten beschäftigte Kepler sich auch mit den Logarithmen, die um diese Zeit Neper in Schottland erfunden hatte. Weil dieser anfangs bloß seine Tafeln und ihren Gebrauch bekannt gemacht hatte, so war man zuerst abgeneigt sie anzuwenden. Kepler setzte eine Abhandlung auf, worin er die Theorie derselben lehrte, schon im Jahr 1621. Sie ist aber 1624 gedruckt, zugleich mit den Logarithmen von 1000 Zahlen, welchen die Winkel beygefügt

sind, zu welchen sie als Sinus gehören. Diese Logarithmen haben nach die erste Neperische Form, so wie die in den Rudolphinischen Tafeln aufgeführten.

Diese Tafeln waren es, mit deren Vollendung er sich nun eifrig beschäftigte. Um die dazu nöthigen Kosten, und seine rückständige Besoldung zu erhalten, reisete er 1624 nach Wien. Er erhielt eine Assignation von 6000 Gulden auf einige Reichsstädte, bekam aber von diesen nur den dritten Theil, so daß er selbst zu dem Fehlenden Rath schaffen mußte. Da Linz im Jahr 1626 von den aufrühreriſchen Bauern belagert worden war, ging er, sobald die Stadt befreyt war, mit seiner Familie nach Regensburg, und von da allein nach Ulm, wo er 1627 den Druck der neuen astronomischen Tafeln besorgte, die dem verstorbenen Kaiser Rudolph, als dem großen Beförderer der Astronomie in Deutschland, zu Ehren die Rudolphinischen benannt wurden. Diese Tafeln waren ein höchst wichtiges Geschenk für die Astronomie, da die vorherigen Tafeln zu unvollkommen waren, und immer mehr von den Beobachtungen abwichen. Die neuesten Tafeln damaliger Zeit, die Prutenischen (Preußischen) Tafeln, welche Reinhold nach den Beobachtungen des Copernicus und der Alten berechnet hatte, wichen beym Mars vier bis fünf Grad ab. Sie sind zum Theil nach dem ptolemäischen, theils nach dem copernicanischen System eingerichtet. Die Rudolphinischen Tafeln wer-

den noch gegenwärtig gebraucht, wenn man den Ort eines Planeten für die Zeit, in welcher sie herauskamen, berechnen will.

Am Ende des J. 1627 ging Kepler nach Prag, wo er von dem Kaiser 4000 Gulden ausgezahlt bekam, und die Erlaubniß erhielt, in die Dienste des Herzogs Albert von Friedland und Sagan, der die Astronomie wegen der Astrologie liebte, zu treten. Dieser sollte ihm auch den Rückstand der Besoldungen, der auf 12000 Gulden angewachsen war, auszahlen. Er begab sich auch zu dem Herzoge nach Sagan, wo er von ihm unterhalten ward. Da jener das ihm von dem Kaiser zugesagte Herzogthum Meklenburg schon als das seinige ansah, so ward auf seinen Befehl, als Patrons der Universität Rostock, Kepler dahin berufen, mit dem Gehalte, den der Herzog ihm zu Sagan gab, und fernerhin geben wollte. Kepler nahm den Ruf an, unter den Bedingungen, daß der Herzog ihm dazu die Erlaubniß des Kaisers auswirkte, und daß er ihm seine Forderungen an den kaiserlichen Hof, die er aus dem Herzogthum Mecklenburg zu befriedigen versprochen hatte, der Anweisung des Kaisers gemäß berichtigen sollte. Da aber Kepler die Bezahlung nicht erhielt, so reisete er deshalb nach Regensburg, wo der Reichstag gehalten ward. Hier fiel er in eine Krankheit, an welcher er den 15ten Nov. n. St. 1630 starb, noch nicht 59 Jahr alt.

Aus der ersten Ehe waren eine Tochter und ein Sohn am Leben. Jene war an Jakob Bartsch, Doctor der Arzneykunst, verheyrathet. Dieser ward dem Schwiegervater in der letzten Zeit seines Lebens als Gehülfe an den Ephemeriden von dem Herzog Albert zugegeben, und starb 1633, da er nach Straßburg als Professor der Mathematik berufen war. Der Sohn, Ludwig, starb als praktischer Arzt zu Königsberg 1663. Aus der zweyten Ehe waren bey Keplers Tode noch fünf Kinder vorhanden, die alle jung gestorben sind.

In dem göttingischen Magazin, von Lichtenberg und Forster, 4 St. 1781 ist das Inventarium von dem zu Regensburg aufgezeichneten Nachlasse Keplers nach der Urkunde abgedruckt, woraus ein Auszug in Kästners Geschichte der Mathematik, IV Bd. 344 S. Die Obligationen über ausstehende Capitalien betragen 7500 Gulden. Die kaiserlichen Anweisungsbriefe lauten zusammen auf 17817 Gulden, wozu noch ein Gnadenbrief von K. Rudolph II. auf 2000 Reichsthaler kommt. Jene Capitalien mögen von dem Vermögen der ersten Frau Keplers herrühren, oder von nicht ausgezahlten Besoldungen. Wenn Kepler Noth gelitten hat, so ist es den unglücklichen Zeiten zuzuschreiben. Denn die österreichischen Regenten haben sich in der That zur Beförderung der Astronomie sehr geneigt erwiesen.

Von Keplers Schriften sind hier nur die vornehmsten angeführt. Vollständig sind sie in Kästners

Geschichte der Mathematik, 3ten und 4ten Bande, anzutreffen, mit Erzählung des Inhalts und literarischen Bemerkungen. Kepler hat noch sehr vieles handschriftlich hinterlassen. Ein Gelehrter, Namens Hansch, der seine Handschriften zu erhalten Gelegenheit gehabt hatte, kündigte im Jahr 1714 sein Vorhaben, sie herauszugeben, an. Die Sammlung sollte 22 Folianten stark werden. Es ist von ihr nur ein Band Briefe, die an Kepler geschrieben sind, mit einem Theile Seiner Briefe gedruckt. Die ganze Sammlung der Handschriften ist nach St. Petersburg gekommen, wo einige Akademisten das Brauchbare zur Herausgabe aussuchen sollten. Die vollständige Ausgabe würde uns nicht mehr dienen können. Es ist zu bewundern, wie ein Mann bey so unruhigen Umständen seines Lebens so sehr vieles hat schreiben können.

Kepler war von Körper klein und hager, schwach und kurz von Gesicht, daher zu Beobachtungen und mechanischen Arbeiten nicht geschickt. Sich selbst beschreibt er als einen nicht weltklugen Mann, der für Geschäfte nicht gemacht, und seinen Studien allein ergeben sey. Wenn er in mehr Verlegenheiten als andere gerathe, so möge es daher rühren, daß er nicht immer die wesentlichen Umstände einer Sache zu unterscheiden wisse. Er eignet sich ein melancholisches Temperament zu. In seinen Briefen ist er häufig munter und scherzhaft. Seine Standhaftigkeit in widerwärtigen Umständen hat er zur

Genüge bewiesen. Die Wahrheit suchte er aufrichtig, und war sehr geneigt sich zeigen zu lassen, wo er geirrt hätte, und die Mängel seiner Wissenschaft einzugestehen. Dem lutherischen Religionssystem war er von Herzen zugethan. Er beschäftigte sich auch mit verschiedenen chronologischen Untersuchungen, die die Bibel betreffen. Mit seiner Familie pflegte er an Sonn und Festtagen Andachtsübungen zu halten. Dennoch ward er von einigen als Atheist, Calvinist und Ketzer ausgeschrieen. Er mochte sich geäußert haben, daß die Theologen ihre Spitzfindigkeiten gern zur Sache der Religion machten. Denn er war freymüthig. Ein Beyspiel davon ist oben vorgekommen. In einem Briefe an einen vornehmen katholischen Geistlichen, der zu der römischen Kirche von der lutherischen übergegangen war, redet er diesem nachdrücklich ins Gewissen, und eifert gegen das Monopol der Seligkeit, die Herrschsucht der Geistlichen und den Verfolgungsgeist in der römischen Kirche. Ein Zug in Keplers Charakter verdient noch angeführt zu werden. Dieser ist seine Anhänglichkeit an seinen ehemaligen Lehrer Mästlin, die er in seinen Briefen bezeigt. Für die Bemühung mit der Ausgabe seines ersten Werks schenkte er diesem einen prächtigen Becher; nannte ihn noch in einem Briefe von 1620 in der Aufschrift seinen verehrtesten Lehrer, (damals wurden die Aufschriften der Briefe lateinisch, wie die Briefe selbst, mit allerley Titulaturen angefüllt). Mästlin, ein geachteter Mann

zu seiner Zeit, erwiederte diese Liebe seines ehemaligen Schülers, der ihn nun sehr übertraf, auf das herzlichste. Wir haben gesehen, mit welchem Vergnügen er der ersten Speculation seines Zöglings Beyfall gab. In einem Briefe an Kepler, sagt er, daß Tycho, wenn er dessen Entdeckung vor der Bekanntmachung seines System kennen gelernt hätte, anderer Meinung geworden seyn würde. Nun aber möchte er es seiner Ehre nachtheilig halten, sein System wegen der Entdeckung eines andern, dazu eines jüngern Mannes, aufzugeben. Aber, setzt er hinzu, wenn man durch fortgesetzte Ueberlegung klüger wird, warum wollen wir ältern nicht die Entdeckungen der jüngern eben so schätzen, wie wir verlangen von ihnen geschätzt zu werden? Sie haben freylich von uns viel Gutes gelernt, aber Gott hat ihnen auch große Gaben geschenkt. Offenbar sind alle Künste und Wissenschaften allmählich verbessert, oder zur Vollkommenheit gebracht, indem die jüngern zu den Erfindungen ihrer Vorgänger die ihnen von Gott verliehenen Einsichten gefügt haben. — Das Beyspiel Keplers und Mästlins diene auch in unsern Zeiten jüngern und ältern Gelehrten zur Nachahmung.

V.

Howard,

der Gefängnißverbesserer.

(Gebohren (nach Aikin) zu Enfield 1727; gestorben zu Cherson am 20. Januar 1790.)

Es giebt gewisse Charaktere, die je länger man bey ihnen verweilt und je sorgfältiger man sie studirt, desto mehr an sich ziehen. Man entdeckt immer neue Züge, die dem Auge des Beobachters wohlthun, und das, ihm schon seinem Umriß nach liebe Bild, immer theurer machen.

Unter diese Charaktere gehört auch der des John Howard, des Reformators der Gefangenen-, Kranken- und anderer wohlthätigen Anstalten in und außerhalb Europa. Schon mehr als eine Charakteristik seines Geistes und seiner Schriften ist von ihm da, und doch liest man gern noch eine neue, wenn sie auch nur wenig zu dem bereits gesagten hinzusetzen kann. Vielleicht schenkt man deswegen auch dieser einige Augenblicke, ob sie gleich nur aus den vorhandenen englischen und deutschen Biographieen schöpft, und, freilich mit Auswahl und Prüfung und eigner Ansicht und Vergleichung seiner Schriften, das was in einzelnen Blättern zerstreut über ihn gesagt worden ist, zusammenstellt, oder vielmehr nur Resultate daraus zieht. Es ist nicht möglich,

sagt der Verfasser der: Eulogies of Howard, wenn auch schon in einer andern Beziehung, den Augen der Menschen zu oft das Bild eines Mannes vorzuhalten, der blos gelebt hatte, um Gutes zu thun.

John Howard gehörte unter die Männer, die, weil sie ein sehr reitzbares Nervensystem haben, verbunden mit einer gewissen natürlichen Gutmüthigkeit und einer besondern Geisteskraft und Originalität, jeden Gegenstand, der in ihren Berührungskreis kommt, und jede Idee, die ihnen näher gebracht wird, und mit ihrer Neigung und Denkart zusammenstimmt, mit Wärme und Theilnahme auffassen, und indem der gemachte Eindruck zugleich tief einschneidet, welches freilich nicht bey allen Reitzbaren ist, sie nicht so bald wieder aufgeben, besonders wenn dieser Eindruck durch die äußere Lage unterhalten wird, oder das Eigene, nicht Gemeine oder Alltägliche der Idee, nach ihrer ganzen Geistesstimmung sie mehr fesselt und sie ihnen theuer macht.

Daß Howard wirklich in die Reihe dieser Charaktere gehört habe, dafür zeugen die Thatsachen und das, was wir von seinen Planen und Unternehmungen für Gefangene und Kranke mit Gewißheit wissen, und wovon alle Blätter seiner Biographien voll geschrieben sind. Wie wäre es auch möglich gewesen, Ideen, wie die von Howard genährten, die in ihrer Vollendung, nach der gemeinen Empfindung, so viel unangenehmes haben, so fest zu halten, ihnen alle Kräfte zu weihen,

alle Bequemlichkeiten aufzuopfern, um ihretwillen die größten Gefahren gern zu übernehmen und selbst den Tod nicht zu fürchten, wenn nicht seine Empfänglichkeit für jeden menschenfreundlichen Gedanken und seine Verstandeskraft, die diesen verarbeitete und zum herrschenden erhob, und seine Geistesoriginalität, die ihn bey dem nicht Alltäglichen mehr verweilen hieß, so wie seine Charakterfestigkeit, die vielleicht manchem an Eigensinn zu gränzen schien, ihn dazu fähig gemacht hätten? Nur solchen Charakteren wird das, was für Tausende zurückschreckend ist, zuletzt angenehm, ohne daß sie deßwegen weniger fühlen, und Männer der Art tragen eine Menge Beschwerden, wenn sie mit jenen Ideen und Planen in Verbindung stehen, gewiß nicht ohne Empfindung, aber doch mit Leichtigkeit und Vergnügen, von welchen schon Eine viele andere zurückgescheucht hätte *).

Selbst die Fehler und Uebereilungen, deren Howard sich wohl manchmal bey der Befolgung seiner Lieblingsideen schuldig machte, zeugen für die Wahrheit jener Charakterschilderung. Nach ihr ließ es sich nicht anders erwarten, und es war gewissermaßen nothwendig, daß sein Blick oft düster und trüb wurde; denn er

*) Ich wünschte, daß man mit diesen Bemerkungen einen Aufsatz im deutschen Magazin von Eggert (1800. VI.) über den Werth herrschender Ideen bey einzelnen Menschen vergleichen möchte.

fühlte so stark, daß er oft deßwegen in seinen Forderungen und Planen überspannt war, und daß seine Philanthropie nicht selten in eine Art von Empfindeley überging, und ihn fast überall nichts als Kränkungen und Beleidigungen der Menschheit sehen ließ.

Nach diesem ihm eigenen Charakter würde er sich gewiß auch für andere ähnliche Ideen eben so leicht erwärmt, sie eben so eifrig verfolgt haben, — wie denn auch wirklich nichts, was Menschenwohl und dessen Beförderung auf irgend eine Art anging, ihm fremd blieb — wenn die Umstände und äußere Lage sie ihm so nahe wie die umfaßten zugeführt hätten. Denn er war, wie er selbst und seine Biographen erzählen, schon frühe durch sein Schicksal auf den unglücklichen Zustand der Gefangenen und Kranken aufmerksam gemacht worden. Er wollte nämlich eine Reise nach Lissabon machen, wo eben das schreckliche Erdbeben die ungeheuren Verwüstungen angerichtet hatte — ein Ereigniß, gegen welches ein Mann wie Howard, unmöglich gleichgültig bleiben konnte. Ein französischer Kaper nahm das Fahrzeug, auf dem er war, weg, und brachte es nach Brest. Schon seit dieser Zeit konnte er sich nicht von der Idee trennen, zur Erleichterung des Zustandes der Unglücklichen nach seinen Kräften mitzuwirken, welches er auch bey seiner Rückkehr nach England treulich that. Als er nachher zum Sheriff für die Grafschaft Bedford ernannt worden war, und ihm als solchem auch die Sorge, zwar

nicht für gekaperte, aber doch für die Gefangenen seines Sprengels oblag, so wurde die alte Idee wieder aufs neue in ihm mächtig geweckt, und er machte sichs jetzt zur höchsten Pflicht, alles ihm nur mögliche auch zur Verbesserung der Lage dieser Unglücklichen beyzutragen.

Er hielt sich hierzu um desto mehr verbunden, da er diese auch hier äußerst traurig fand, so wie denn überall bis dahin nur wenig für Gefangene gethan worden war. Ueberall herrschten die schändlichsten Misbräuche! — Zwar war schon manchmal über die traurige Beschaffenheit der englischen Gefängnisse und die in ihnen herrschenden Misbräuche laut geklagt worden, und schon 1740 drang Bischoff Buttler, als er vor den Rathsherren der Stadt London predigte, auf zweckmäßigere Einrichtung der Gefängnisse und Behandlung der Gefangenen; aber die Klagen und Wünsche verhallten und man hatte bald wieder die Aufmerksamkeit von diesem Gegenstand abzulenken gewußt. Denn man suchte nur immer in ihrer Verschuldung den Grund ihrer Gefangennehmung und kettete dann an jene sogleich den Gedanken an Verzichtleistung auf Fürsorge an. Es war überdies vielen nur gar zu sehr an der Aufrechthaltung jener Misbräuche, von denen sie Vortheile zogen, gelegen, wenn andere die Unbequemlichkeit, welche die Ausführung besserer Plane mit sich führte, scheueten, und den Anblick des Elends, und die Kerker der Unglücklichen, in welchen oft der Tod hauste, und deren Verbesserung dem Staat über-

überdies nichts einbrachte, vielmehr Kosten verursachte, fliehen hieß.

Nur ein Mann, wie Howard, der so tief fühlte und desto lieber bey Ideen und Planen verweilte, je mehr sie von andern gescheuet wurden, und je größer die Hindernisse waren, die sich der Vollendung derselben entgegenstemmten, konnte diesen Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten muthig entgegengehn und in dem Gedanken, nach seinen Kräften jenen Mängeln, wenigstens in seinem Bezirk abzuhelfen, Weide finden. Denn ihm wars Grundsatz, auf den er öfters in seinen Schriften hindeutet, und den er zugleich in Handlungen ausdruckte: Wer in Befriedigung einer edeln Neigung des Herzens zaudert, ist der feigste unter allen feigen! Und kommt dann bey einem solchen Charakter noch der Gedanke an Pflicht, in welcher er Gottes Gebot anerkennt und ehrt, dazu, so wird seine Beharrlichkeit nur desto fester. Und so bey Howard!

Denn er war in der That ein sehr moralisch-religiöser Mann, welches alle seine Biographen bezeugen, und der Gedanke an Gott und an Pflicht war ihm schon von Jugend an theuer gemacht worden. Besonders hatte er einen sehr festen Glauben an die Vorsehung, die über ihn und seine Schicksale walte. Man lese nur unter mehrern die Ankündigung seiner zweyten Reise nach Rußland, der Türkey ꝛc. am Schlusse seines Buchs über die Lazarethe (S. 420 deutsche Uebersetz.)

und sie druckt das in Worten aus, wovon alle seine Handlungen zeugen. „Ich weiß sehr wohl, schreibt er, daß eine solche Reise mit vielen Gefahren verknüpft ist. Jedoch im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, welche bis jetzt für mich gesorgt hat, übergebe ich meine Schicksale ruhig und gelassen der Leitung ihrer nie irrenden Weisheit. Sollte es Gott gefallen meinem Leben ein Ende zu machen, ehe ich dieses Vorhaben ausgeführt habe, so urtheile man nicht lieblos, daß mein Benehmen die Folge eines überspannten Enthusiasmus gewesen sey, sondern glaube, daß es die Frucht eines ernsthaften Nachdenkens über meine Pflichten war, und Wirkung meines heißen Wunsches, meinen Mitmenschen so nützlich zu werden, als ich ihnen bey meiner eingeschränkten Lage werden konnte.“ Zur Belebung seiner religiösen Pflichten wählte er sich Christum zum Muster, an dessen Charakter er sich gern weidete, daher er auch das bekannte: Spes mea Christus, zu seinem Wahlspruch machte, und diesen noch zuletzt auf die kleine Marmorplatte, die seine Gebeine decken sollte, nach seinem Testament, gesetzt wissen wollte. Beide Charaktere hatten auch in der That viel ähnliches, und die Prediger, welche Apostelg. 10,38 zu seinem Leichentexte wählten, hätten in der That keinen passendern finden können.

Uebrigens reden alle seine Handlungen für seine Beharrlichkeit bey dem, was er für Pflicht hielt, und für seinen festen Muth, diese allen vorzuziehn und ihr

alles mit hoher Selbstverleugnung aufzuopfern. Sie sind insgesammt ein Beleg zu der Antwort, die er dem Prinz Heinrich von Preussen gab, als dieser ihn fragte; ob er nicht auch bisweilen nach vollbrachter Arbeit gern einen Vergnügungsort besuche? „Ich kenne, sagte er, kein grösseres Vergnügen, als das, meine Pflicht zu erfüllen.“ Diese Pflichttreue erhob ihn auch über alle Menschenfurcht, und ließ ihn mit Entschlossenheit und Freimüthigkeit, die Missbräuche angreifen, wo er sie fand, und auch dann noch die gute Sache vertheidigen, wenn er gleich wußte, daß er sich durch seine Apologie viele Feinde machen und auch Mächtige wider sich aufbringen, oder sich wenigstens in den Ruf eines Schwärmers bey ihnen setzen würde. Zuletzt machten doch seine Tugenden, seine uneigennützige Thätigkeit, seine Selbstverleugnung, diese verstummen und sie wagten es nur erst nach seinem Tode seinen Charakter unter der Hand zu verläumden.

Bey dem allen würde er doch manchmal bey der Vollendung seiner Plane zwar nicht in seinem Geist, aber doch in seinem Körper, der nicht der festeste war, große Schwierigkeiten gefunden haben, wenn er nicht auch hier mit Weisheit zu handeln gewußt hätte. Und diese Weisheit bestand vornemlich in seiner frugalen, mäßigen Lebensart, an welche er sich seit vielen Jahren gewöhnt hatte; durch sie erhielt er sich immer heiter, und machte sich stark, Strapazen zu ertragen, und in

Kerker und Lazarethluft ohne Nachtheil, Stunden und Tage hinzubringen. Auch setzten ihn seine äußerlich glücklichen Umstände — er war ein sehr vermögender Mann — in Stand sich manches zu erleichtern, so wie sie ihn überhaupt gar sehr das vollenden und ausführen halfen, was ein anderer, bey ähnlich großer Pflichttreue nnd Menschenliebe nicht auszuführen im Stande gewesen seyn würde. Denn diese machten es ihm möglich, große und sehr kostenspielige Reisen — zu welchen er noch überdieß einen innern Drang hatte — zu übernehmen, und das Gute und Fehlerhafte der im Ein = und Ausland befindlichen Institute durch eigene Ansicht kennen zu lernen, und sich alles das zu verschaffen, was nur auf irgend eine Art zur richtigen Beurtheilung derselben dienen konnte. Ueberdies fand er in dem Beyfall, den ihm und seinen Bemühungen doch immer ein großer Theil seiner Landsleute und Zeitgenossen, und gewiß die Edelsten unter ihnen, zolleten, eine mächtige Aufmunterung, fortzufahren und nicht müde zu werden, wenn gleich andere den Werth seines Wirkens undankbar verkannten; wie er das selbst in einem seiner Briefe gesteht.

Doch dies sey nicht gesagt, als wollte ich seine Verdienste, die er sich um die Menschheit erworben hat, und von welchen ich jetzt nur etwas sagen will, auf irgend eine Art schmälern. Diese bleiben immer unendlich groß und der Bewunderung und Achtung der Zeitge-

nossen und Nachwelt werth. Denn er wirkte nicht nur für seine Grafschaft oder für England Großes und Gutes, sondern er wirkte auf ganz Europa, und selbst in den entferntesten Gegenden wurde durch ihn die Aufmerksamkeit auf Gefängnisse und Lazarethe, und deren zweckmäßigere Einrichtung hingerichtet, und seine Ideen und Wünsche fanden selbst da Beyfall und Pflege, wo man es am wenigsten erwartet hatte. Freilich dachte er sich diese ausgebreitete Wirkung, damals noch nicht, als er für Bedford und die dasigen Gefängnisse sich zu interessiren anfing, so wie er auch damals noch nicht die Plane bey sich entworfen hatte, die ihm nachher so theuer waren. Ueberhaupt war er selbst wie jeder Empiriker, mehr für das Fragmentarische gestimmt, als daß er hätte Plane von Vorne machen sollen, daher man auch seinen Schriften das chaotische vorgeworfen hat; aber leicht lassen sich die Ideen, die ihm allmälig, durch die Umstände zugeführt wurden, in ein System zusammenstellen, und dann steht das Werk wie ein in einander wohlgefügtes, unverletzbares Ganze da, dessen Urheber den Dank aller um desto mehr verdient, da er, wie ich schon vorhin bemerkte, die Materialien zu demselben nicht ohne viele Mühe, Aufopferung und Selbstverläugnung zusammen tragen konnte.

Wie er sie zusammentrug — davon nur einiges; doch nehme ich nur auf das, was er in der Sache der Gefängnißverbesserung that, Rücksicht, weil ich von

seinen Verdiensten um die Verbesserung der Krankenanstalten ein andermal reden will. Zuerst suchte er sich mit den Anstalten der Art in den meisten Grafschaften und Oertern Englands durch eigene Ansicht bekannt zu machen. Denn theils war wenig oder nichts davon geschrieben, was er wie d'Anville, der nicht aus seiner Stube gekommen war, auf dieser hätte verarbeiten können, theils wußte er auch wohl, daß das Sehen mit eigenen Augen, das Beobachten in der Nähe, an Ort und Stelle, für den der nur einigermaßen mit dem, was er zu beobachten hat, bekannt ist, viel instructiver und lehrreicher seyn muß; wenns auch gleich wahr ist, daß selbst dieses Beobachten in der Nähe nicht immer gegen Täuschung sichert. Lernt doch oft selbst der, der bey einem Institut angestellt ist, nur erst nach Jahren die Mängel desselben kennen!

Dieses Besuchen der Anstalten außerhalb seines Sprengels gab ihm denn das Resultat, daß es überall nicht besser sey, als in Bedford! Ueberall fand er die schrecklichsten Unordnungen und Mißbräuche. Für die Gesundheit der Gefangenen wurde nur wenig oder gar nicht gesorgt, und das Kerkerfieber raffte eine unübersehbare Menge weg. Die Aufseher tyrannisirten die Unglücklichen, verkürzten ihnen ihren Unterhalt und bereicherten sich durch sie auf tausenderlei Art. Daher saßen diese oft noch nach Jahren, wenn sie schon längst freygesprochen waren, weil sie die Gefängnißgebühren nicht

bezahlen konnten. Verließen sie dann endlich die unglücklichen Behälter, so kamen sie verschlimmert an Geist und Körper heraus; denn an moralische Zucht war gar nicht zu denken, wie Bowen in seinen Ideen über die Nothwendigkeit der moralischen Disciplin in Gefängnissen, nur noch erst vor kurzem klagte.

Wie tief Howard diese und mehrere Mängel des englischen Gefangenenwesens gefühlt habe, davon zeugten die Vorschritte, die er that. Er setzte einen Bericht an das Haus der Gemeinen auf, und schilderte in diesem den Zustand der Gefangenen und Gefängnisse mit den lebhaftesten Farben, welches die Folge hatte, daß die beiden bekannten Bills, die Erhaltung der Gesundheit der Gefangenen und ihre Loßlassung bey dem documentirten Unvermögen, die Gefängnißgebühren zu bezahlen, betreffend, entworfen wurden und durchgingen.

Jetzt trieb ihn sein Enthusiasmus für diesen Gegenstand, vielleicht auch sein brittischer Stolz, fremde Länder zu bereisen, und die Kerker der Unglücklichen zu besuchen, theils um zu sehen, ob es wohl in diesen Ländern besser seyn möchte, und dann dieses bessere zu benutzen, theils um wo möglich die Regierungen überall auf diesen bis dahin fast ganz übersehenen Gegenstand mehr aufmerksam zu machen, und für die Unglücklichen wohlthätig zu wirken. Er bereisete in dieser Absicht einen großen Theil von Europa, Frankreich, die Niederlande, Deutschland, die Schweitz, Italien, Dän=

nemark, Schweden, Rußland, Pohlen rc. einige von diesen Ländern zu wiederhohlten Malen, und ließ nicht leicht ein Hospital und Gefängniß unbesichtiget, wenn er sich auch deßhalb noch so viele und anhaltende Mühe geben, noch so vielen Gefahren aussetzen, noch so viel verleugnen mußte. Wollte er sich doch gern, wenn es ihm nur erlaubt worden wäre, in die Inquisitionsgefängnisse in Spanien einen Monat lang einschliessen lassen, um sie zu sehen. Und so stieg er überall mit Vergnügen in die feuchtesten und schmutzigsten Kerkergeklüfte, ging in verpestete Häuser und Behälter; und seine Kaltblütigkeit, mit welcher er allen Gefahren Trotz bot, seine Diät und der beständige Genuß der freyen Luft, hielten ihn aufrecht und gesund. Weit empfindli= war es ihm, wenn er seinen Zweck nicht erreichen konnte, wie z. B. in Paris, wo er durchaus nicht das Innere der Bastille zu sehen bekam. Doch diese für ihn so unangenehme Erfahrung machte er nur selten, seine Offenheit und Humanität bewirkten, daß man ihm gern alles zeigte, so daß er fast gar nicht von den ihm gegebenen Empfehlungsbriefen Gebrauch zu machen nöthig hatte. Konnte er aber seine Zwecke nicht erreichen, so suchte er sich alsdann von einem solchen ungesehenen Gefängniß so viele Nachrichten als möglich zu verschaffen, wovon seine historischen Bemerkungen über die Bastille zeugen. Auch behielt er auf seinen Reisen immer seinen Zweck im Auge, und ob er gleich nichts, was

Policeiwesen und dergleichen betraf, unbeobachtet ließ, so übersahe er doch alles, was nicht mit seinen Zwecken in Verbindung stand und noch vielmehr, was nur Sinnenkitzel erregen kann. Er ging oft wie er selbst sagt vor der Peterskirche in Rom vorbey, aber ein Gefängniß konnte ihn mehr fesseln, als diese. Er wurde öfters zu den Tafeln der Großen eingeladen, und er verbat es, und ließ dem Großherzog Leopold von Toscana fast eben das sagen, was er dem Prinz Heinrich antwortete.

Freilich besaß er nicht überall bey seinen Gefängnißbesuchen die gehörige Lokalkenntniß, und machte deßwegen oft mehr, wie Moreau sagt, die Aufmerksamkeit des Mannes von Gefühl rege, als daß er die Staatsverwaltung hätte aufklären sollen. Auch besahe er die Anstalten nicht selten zu eilig, daher auch mehrere z. B. Herr Hofrath Metzger, mit seiner Untersuchungsart der Gefängnisse gar nicht zufrieden sind; so wie die Nachrichten selbst, wie ich schon vorhin bemerkte, nicht immer geordnet genug erscheinen, und oft etwas durch einander liegen. Aber sie enthalten doch einen Schatz treflicher Bemerkungen, geprüfter Erfahrungen und feiner Beobachtungen. Nur Schade, daß er sich bey den Gefängnissen und Zuchthäusern in Deutschland am kürzesten aufgehalten hat! Sie gefielen ihm nicht sonderlich. Weit besser dünkte ihm die Einrichtung der Holländischen und Flandrischen, worin er auch wohl,

besonders wie damals die Zuchthausanstalten in Deutschland waren, nicht Unrecht hatte. Doch kann man nicht läugnen, daß auch das wenige, was er über sie gesagt, zu dieser itzt bessern Einrichtung auf mancherley Art beygetragen, und daß er den Blick der deutschen Fürsten und höhern Behörden auf diesen Gegenstand mehr hingeleitet hat. Joseph der zweyte wurde durch das freymüthige Urtheil über die Oestreichischen Gefängnisse überrascht, aber die Anordnung vom 8. Octob. 1791, nach welcher der Kaiser Vorschläge von der obersten Justizstelle gethan, und den Criminalgerichten communicirt wissen wollte, wie die Gefängnisse erbauet und eingerichtet werden könnten, um gesunder und ihrem Zwecke gemäßer zu seyn, war gewiß unter mehrern eine, wie wohl etwas langsam gereifte Frucht seiner Unterhaltung mit Howard.

Und so hat er durch seinen persönlichen Aufenthalt, aber noch mehr durch seine nachher herausgegebenen Nachrichten von seinen Reisen, fast auf alle Reiche Europa's, und auch auf Amerika gewirkt, und man darf nur, um den Erfolg, den seine Ideen und Plane für dieses gehabt haben, kennen zu lernen, die bekannte Schrift von Rochefoucauld-Liancourt, welcher der deutsche Uebersetzer den ihrem Inhalt gar sehr entsprechenden Titel vorgesetzt hat: Howards praktisches System auf die Gefängnisse in Philadelphia angewandt, gelesen haben, so wird man

sich überzeugen, welche große Verdienste um die Menschheit, Howard auch in diesem Erdtheile sich erworben hat. Denn durch ihn wurden nicht nur die Ideen in mehreren Männern geweckt, sich zur Milderung des Elends der Gefangenen zu einer Gesellschaft zu vereinigen, sondern auch die Plane, die dabey zum Grunde gelegt und befolgt wurden, waren größtentheils sein Werk. Jetzt trägt man sie nach England zurück und stellt bey den aufs neue in Vorschlag gebrachten Penitentiary-houses in London, die Bettering-houses in Philadelphia, als Muster der Nachahmung auf!

Denn ob man gleich die ersten und ausgebreitetesten Wirkungen in Howards Vaterland von seinen Ideen mit dem größten Recht erwarten konnte, so fanden sie doch hier vielen Widerspruch und viele Hindernisse. Eine Erfahrung, die nicht so ganz selten ist, und noch häufig gemacht wird! Auch will ich gar nicht leugnen, daß durch sein rastloses Drängen und Treiben, in England schon viel, sehr viel in Hinsicht auf Gefangenen- und Gefängnißwesen gebessert worden ist, und man darf, wie sein Biograph Aikin bemerkt, nur den Theil der neuen Ausgabe (1784) seines Zustandes der Gefängnisse, der eine Uebersicht aller englischen Gefängnisse mit allen den besondern Veränderungen, welche mit ihnen seit der ersten Ausgabe von 1777 vorgenommen worden, giebt, gelesen haben, so wird man mit Vergnügen aus der Anzahl der neuen Gefängnisse und Gebäude, und andern zweckmäßigen Einrichtungen bemerken, daß die englischen Grafschaften im Allgemeinen diesem wichtigen Gegenstand ihre Aufmerksamkeit gar nicht entzogen

haben, nachdem Howard mit seinem unermüdeten Eifer sich so sehr dafür verwendet hatte. Und wie viel ist noch seit 1784 geschehen! — Aber es ist auch noch viel zu thun übrig, und es liegt noch immer ein großer Theil der englischen Gefängnisse im Argen, wie der bekannte Bericht, den die zur Entwerfung eines neuen Policey-Systems verordnete Commission vor einigen Jahren (1799) abstattete, und die neuesten Debatten und Verhandlungen über das Gefängniß zu Cold-Bathfields, die Nachrichten, die Hanger von dem Gefängniß der Kingsbench (der selbst darin gesessen) giebt, und mehrere bezeugen. In jenen heißt es ausdrücklich, daß die Hauptörter der Verhaftung und die Art der Bestrafung, weit entfernt Besserung und Rückkehr des Verbrechers zu bewirken, vielmehr dazu dienen, seine Fortschritte im Bösen zu befördern, und ihn nach geendigter Gefangenschaft verstockter und verhärteter in Lastern zu entlassen u. s. w. Gewiß haben selbst unsere deutschen Gefängnisse und Zuchthäuser, wenigstens mehrere derselben, so viele Wünsche sie auch übrig lassen, vor den englischen den Vorzug! Man vergleiche die von Macfarton in seinen Untersuchungen über die Armuth (deutsche Ausgabe von Garve S. 326) nach Howard angestellte Vergleichung der englischen und deutschen Zucht- und Arbeitshäuser, und man wird auch noch jetzt sie in vielem passend finden. Besonders giebt das, daß man noch immer nicht überall und nicht genug einen Unterschied in der Behandlung der Gefangenen zu machen weiß, und geringe, unvermögende Schuldner und tiefgesunkene

Verbrecher in Ein Gefängniß zusammensperrt, Stoff zu gerechten Klagen. Selbst in China ist man nach Staunton in Macartney's Gesandtschaftsreise weiter. Man macht Classen, trennt nicht nur die Geschlechter, sondern auch den unglücklichen Gefangenen von dem Bösewicht, und behandelt sie verschieden. Aber freylich kann China in mehrern Einrichtungen manchen europäischen Staaten zum Muster dienen! — Daß in England noch nicht alles nach Howards Planen eingerichtet ist, hat mehrere Ursachen. Besonders hat sich von jeher der Neid uud die Habsucht der Ausführung seiner Ideen mit aller Kraft entgegengestemmt, diese als chimärisch und unnütz verschrieen und kein Mittel unversucht gelassen, jene Ausführung rückgängig zu machen.

Bey dem allen aber bleiben seine Verdienste für den, der das Verdienst nach seinem wahren Gehalt zu würdigen weiß, unendlich groß, und des schönsten Denkmals werth! — Doch seine Ideen, Plane rc. sowol die vollendeten als noch zu vollendenden, sind immer das schönste Monument, welches er sich selbst gesetzt hat, und das in der That dauerhafter als ein in Erz gegossenes ist. Er war überhaupt nicht für andere Monumente, und wirkte deswegen so lange er lebte, der Errichtung eines solchen entgegen — denn schon damals wollte man ihm ein solches setzen — und er schrieb, da er es erfuhr, aus Wien, wo er sich eben aufhielt, daß er, wenn man darauf bestehen, und nicht von der gefaßten Idee abgehen wolle, nie sein Vaterland wieder sehen würde, und setzte in einem Brief vom 16. Febr. 1787

hinzu: „die Verbesserungen, welche gegenwärtig in verschiedenen Gefängnissen dieses Reichs vorgenommen, und, wie ich hoffe, allgemein gemacht werden, muß ich immer für die größte Ehre und die reichste Belohnung ansehen, die mir zu Theil werden kann.“ Ich bin eben der Meinung, und glaube, daß die nach seinen Ideen eingerichteten Anstalten das schönste Denkmal sind, welches man dem Verewigten errichten kann. Wollte man über eine solche Anstalt schreiben, wie man z. B. zu Salford in Lancaster gethan hat: „Nach Howard“ oder Xenophons Worte in der Lobrede auf den Agesilaus wiederhohlen, die man auch damals, als man eine Schaumünze auf ihn projectirte, in Vorschlag brachte: „Er wollte nicht, daß man ihn abbilden sollte, obgleich viele, um ihm ihre Achtung zu bezeugen, es sehr wünschten; aber er selbst hörte nie auf, durch seine wohlthätigen Bemühungen kostbare Denkmäler seines Geistes zu stiften rc. so hätte ich nichts dagegen, obgleich vielleicht Howard nach seiner Denkungsart und nach einigen Aeußerungen in dem genannten Brief, den man im deutschen Magazin Bd. I. S. 309 abgedruckt findet, auch damit nicht zufrieden seyn würde. Der Freie und Gefangene, der Gesunde und Kranke würden sich dann, auch in den entferntesten Gegenden, wo eine solche Anstalt nach Howard eingerichtet steht, des Wohlthäters der Menschheit freuen, und den Mann segnen, der so wohlthätig für diese wirkte.

Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle

seit dem Jahr 1802.

8. Johann Golenischtschef-Kutusow, starb den 12ten April zu St. Petersburg im 73sten Jahre seines Alters als Präsident des kaiserlichen Admiralitätskollegiums, Direktor des adlichen Seekadettenkorps, Großkreuz des Johanniter- und des Wladimirordens ꝛc.; geboren 1729 und von einer der ältesten adlichen Familien abstammend. Er war einer der Schöpfer des Seekorps, und leitete es 40 Jahr. Alle Offiziers, die jetzt auf der russischen Flotte dienen, sind seine Zöglinge. Er erhielt ausgezeichnete Beweise des Zutrauens und der Achtung seiner Monarchen, und Niemand verdiente sie mehr durch gränzenlosen Eifer für das Beste des Vaterlandes und durch unbestechliche Wahrheitsliebe. K. Paul I. erhob ihn zum Range eines Feldmarschalls, und setzte ihn in seinen letzten Posten als Präsident, eine Würde, die der Kaiser selbst vorher bekleidet. Im Kreise seiner Familie und im gesellschaftlichen Umgange war er liebenswürdig, herablassend, und für die Seinigen besorgt. Er hatte eine große Belesenheit, sprach mehrere Sprachen, kannte die ausländische Literatur, und war Verfasser mehrerer bedeutender Werke. K. Alexander bestimmte seiner Wittwe eine Pension von 12000 Rubeln, und folgte selbst dem Leichenzuge.

9. Erasmus Darwin, Doktor der Arzneikunde, starb den 18ten April bey Derby. Er war den 12ten December 1731 in Nottinghamshire geboren, studierte in St.

Johns College in Cambridge, und wurde 1755 Baccalaureus der Medicin. Darauf benutzte er Hunters Unterricht in London, vollendete seinen Cursus in Edinburgh, und ließ sich dann in Lichtfield nieder, wo er mit vielem Glück prakticirte. 1778 pachtete er ein romantisch gelegnes Landhaus, und dichtete daselbst the loves of the plants. Vom J. 1780 an wohnte er bey Derby, wo er im 71sten Jahre seines Alters starb. Sein Aeußres war plump, nachlässig, und versprach wenig. Dennoch war er ein sehr vielumfassender Kopf. Er war Stifter und Präsident einer gelehrten Societät in Derby, die er blühend und nützlich machte. Er kannte außer der Arzneiwissenschaft die Physik und Mechanik sehr genau, war ein guter Dichter, dem es nur an Simplicität fehlte, und ist in ganz Europa berühmt durch sein Gedicht, der botanische Garten und seine zahlreichen medicinischen Schriften, die Brandis, Hebenstreit u. a. ins Deutsche übersetzt haben, und deren großer Werth allgemein anerkannt ist. Unter ihnen zeichnet sich besonders seine Zoonomie aus, an der er 8 Jahr arbeitete.

10. Iwan Lepechin starb den 18ten April zu St. Petersburg als Staatsrath, Ritter, Mitglied der russ. kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und Aufseher des botanischen Garten. Er ist durch seine Reisen durch Rußland bekannt.

11. Christian Ludwig Stengel starb den 21sten April als Hoffiskal und Justiz-Commissionsrath zu Berlin, geboren zu Nauen in der Mittelmark den 17ten Aug. 1765. Er war ein kenntnißreicher, praktischer Jurist, und besorgte seit 1795 mit Eisenberg, dann aber allein die Herausgabe der Beyträge zur Kenntniß der Justizverfassung in den preuß. Staaten 6 Bände; denen 9 Bände neuer Beyträge folgten. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarischer Anzeiger.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses sind neuerlich herausgekommen:

D. A. H. Niemeyers Lehrbuch für die obern Religionsklassen gelehrter Schulen; 1te Abtheilung: Einleitung in die biblischen Schriften und Religionsgeschichte; 2te Abtheilung: Religionslehre und Moral. gr. 8. 16 Gr.

Desselben Erläuternde Anmerkungen und Zusätze zu dem Lehrbuch für die obern Religionsklassen gelehrter Schulen, zum Gebrauch für Lehrer; nebst einer Abhandlung über die Methodik des Unterrichts. gr. 8. 16 Gr.

Die Bestimmung beider Schriften zeigt der Titel deutlich an. Nicht zum allgemeinen Lehrbuch der Religion für alle Schulen, bloß für gelehrte Schulen, und in diesen für die obern Classen, ist die erstere bestimmt. Nur da, wo der Privaterzieher erwachsene, geistig ausgebildete Schüler und Schülerinnen zu unterrichten hat, soll er nach dem Plan des Verfassers, der in einer eignen, der zweyten Schrift vorangeschickten Abhandlung deutlich auseinandergesetzt ist, davon Gebrauch machen. Diese Abhandlung, welche, so wie die Anmerkungen und Zusätze, lediglich für die Lehrer bestimmt bleibt, giebt überhaupt über den Gebrauch des Lehrbuchs nähere Auskunft, und letztere verweisen zugleich auf die Schriften, deren sich jene bey dem Unterricht in den Religionsclassen am nützlichsten bedienen werden.

F. Ch. Fulda Hallischer Briefsteller, zum Schul- und Privatgebrauche, 8. 10 Gr.

Es enthält diese Schrift eine sehr deutliche, genaue, und überall mit Beyspielen belegte Anweisung zum Briefschreiben, sowohl was die Materie, als was die Form betrifft. Alles ist darin durch gewählte Exempel deutlich gemacht. Auch sind viele Musterbriefe, desgleichen ein Unter-

Unterricht vom Brief- und Postwesen überhaupt, darin zu finden. Wir dürfen daher hoffen, daß auch in allen den Schulen, worin man sich des Junkerschen Handbuchs gemeinnütziger Kenntnisse bedient, von diesem Hallischen Briefsteller ein nützlicher Gebrauch werde gemacht werden können.

J. A. Nebens, Aufseher der neuen Bürgerschule des Waisenhauses (itzt Prediger zu Crumpa bey Merseburg) katechetische Fragen an Kinder über Junkers biblischen Katechismus. Ein Hand- und Hülfsbuch des katechetischen Religionsunterrichts für Lehrer in Bürger- und Landschulen, 1ste Abtheil. gr. 8. 14 Gr.

Es giebt wenige Lehrbücher, die, wie die wiederholten starken Auflagen beweisen, so allgemein in Land- und Bürgerschulen gebraucht würden, als der biblische Katechismus des Herrn Pred. Junker. Um so mehr wird vielen Lehrern, besonders auch angehenden und ungeübten, ein Commentar über dies schätzbare Buch willkommen seyn. Der Verfasser hat dazu die katechetische Methode selbst gewählt, und so findet der, welcher der Bildung und Hülfe nöthig hat, Materie und Formen zu gleicher Zeit. Jedoch hat er die Antworten der Kinder, wie billig, weggelassen. Sie gehen aus den Fragen hervor, und würden das Buch ohne Zweck vertheuert haben. Wenn man bedenkt, wie vielen Schullehrern auf dem Lande und in kleinern Städten es an allen Hülfsmitteln fehlt, so wird man dieser Arbeit, die ununterbrochen ihrem Ziele entgegen eilen soll, gewiß eine günstige Aufnahme versprechen dürfen, da man dabey deutlich sieht, daß der Verfasser selbst in diesem Fach praktisch gearbeitet hat, und mit den Bedürfnissen der Kinder bekannt ist.

In Commission:

Atala, ou les Amours de deux Sauvages dans le désert, par F. A. Chateaubriand. 12. 9 Gr.

Blansee und Adelheid. Familiengruppen schöner Seelen. Aus dem Französischen. 8. 16 Gr.

Inhalt
des zweyten Stücks.

Ueberblick der drey letzten Jahrhunderte aus dem Gesichtspunkt der Biographik. Eine vorbereitende Abhandlung. Vom Herrn Hofrath Remer in Helmstädt. Beschluß. S. 137

III. Robert Lord Clive, Baron von Plassey. Vom Herrn Prof. M. Sprengel in Halle. 185

IV. Johann Kepler, kaiserlicher Mathematiker. Vom Herrn Prof. Klügel in Halle. 210

V. Howard, der Gefängnißverbesserer. Vom Herrn Past. Wagnitz in Halle. 244

Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle, seit dem Jahr 1802. Golenischtschef-Kutusow — Darwin — Lepechin — Stengel. 263

Der
Biograph.

Ersten Bandes. Drittes Stück.

Halle, in der Waisenhaus-Buchhandlung 1802.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich wenigstens acht, höchstens zwölf Stück, brochirt, in farbigem Umschlag. Vier Stücke machen einen Band von wenigstens 1 Alph. 8 Bogen. Der Preis des ganzen Bandes von vier unzertrennlichen Stücken ist 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr., wofür man ihn durch alle Buchhandlungen bekommen kann.

Der Biograph liefert in steter Abwechslung theils längere, theils kürzere Biographien merkwürdiger Menschen aus allen Ständen, deren Namen Kronos auf seine Zeittafel der drey letzten Jahrhunderte eingeschrieben hat. Mit eigentlichen Biographien wechseln von Zeit zu Zeit historische Abhandlungen, die mit der Biographik in enger Verbindung stehn, Beurtheilungen und kurze Auszüge aus neu erscheinenden biographischen Werken, so weit sie den Zeitraum, welchen sich der Biograph gesetzt hat, betreffen. Jedem Stück folgt ein historischer Anzeiger, welcher die im Lauf des Jahrs vorgekommenen Todesfälle solcher Personen enthalten soll, die auf irgend eine Art verdienen, von der achtsamen Muse der Geschichte auf ihrer Tafel für den künftigen Biographen des neunzehnten Jahrhunderts angemerket zu werden.

Ein literarischer Anzeiger wird als Beylage gratis ausgegeben, worin neue Bücher von den Herrn Autoren und Verlegern bekannt gemacht werden können. Bekanntmachungen, die nicht über 12 Zeilen betragen, kosten 8 Gr. oder 36 Kr. rhein. Längere zahlen für die Zeile 9 Pfen. oder 3 Kreuz. Die Anzeigen werden portofrey nebst den Einrückungskosten an die Verlagshandlung eingesendet, wofern man nicht mit ihr in Rechnung steht.

Der Biograph.

Ersten Bandes — Drittes Stück.

Ueber die Schwierigkeit militairischer Biographien.

Je vielseitiger und allgemein wirkender die Thätigkeit des Kriegers seyn kann, um desto mehr verlohnt es sich der Mühe, anschauliche, lebhaft interessirende Beyspiele für ihn aufzustellen, und zu untersuchen, um welcher Ursachen willen überhaupt — und vorzüglich in Teutschland — weniger wirklich belehrende und aufmunternde Lebensbeschreibungen großer Krieger geliefert wurden, als man nach Maasgabe ihrer Anzahl und Thaten billig voraussetzen könnte. Die Gründe dieser auffallenden Erscheinung liegen zum Theil unmittelbar in der Beschaffenheit derer Gegenstände, welche der militairische Biograph darzustellen hat; nicht minder beruhen sie aber auch auf den fast unwandelbaren Verhältnissen aller derer, die einzig im Stande sind authentische Materialien hiezu zu liefern. Einige Bemerkungen über beyde vorerwähnte Gattungen von Schwierigkeiten, scheinen mir keine unpassende Einleitung zu der skizirten Schilderung des Feldmarschalls v. Seckendorf, eines Mannes,

der vielen Lesern des Biographen nicht gleichgültig, aber vielleicht auch nur wenigen so bekannt seyn wird, als er es verdient.

Unter allen auf das menschliche Leben unmittelbar einwirkenden Wissenschaften, bedarf wohl keine einer festern Grundlage, als die des Krieges. Fast alles, was bey ihren Ausübungen aufs Spiel gestellt wird, wirkt auf das Wohl ganzer Völker und Generationen ein; aber — nirgends sind die Theorien so abhängig von den Umständen, und — wenn ich sagen darf, vom Resultat der einseitigen Beobachtungen — als eben hier. Nur die Unmöglichkeit im beständigen Frieden zu leben, und menschenfeindliche Neigungen zu besiegen, zwang von jeher die Menschen, immer wieder zur Ausübung einer Kunst zurück zu kehren, in der sie fast nur glückliche Empiriker seyn können. Dies fühlt jeder Offizier lebhaft, der während des Krieges Materialien sammelt, und so gern das, was er sah und erlebte, in ein interessantes und belehrendes Ganze vereinigen möchte. Wenn er mit regem und denkendem Geiste an diese Arbeit ging, so ist ihm der Wunsch natürlich, nicht blos Data an einander zu reihen, sondern auch dem Urtheil seiner Zeitgenossen, so wie der Nachwelt gewissermaaßen die erste Richtung zu geben. Hiebey müssen nothwendig Gründe zur Würdigung der dargestellten Thaten angeführt werden, und diese können nur dann Gewicht haben, wenn man die Maaßregeln des Feldherren und seiner Organe

mit anerkannten Grundregeln vergleicht. Es ist daher natürlich, daß der sich bildende militairische Geschichtschreiber, nach einer solchen Gegeneinanderstellung der Theorie und Praxis streben wird; aber wie empfindlich wird er sich getäuscht sehen, wenn er nun, bey wiederkehrendem Frieden, manche glänzende That seines Feldherrn, die den Augenzeugen zu enthusiastischer Bewunderung anregte, mit anerkannten Grundregeln vergleichen, und dadurch ihren Werth auch in den Augen des fremden, kältern Publikums festsetzen will? Hier soll und darf er nicht nach Rücksichten auf den Charakter des Handelnden, nicht nach dem Ausgange, ja selbst nicht einmal nach den Folgen, die That würdigen, sondern mehrentheils nur bestimmt angeben, ob die Theorien im gegebenen Falle richtig gewählt und angewandt wurden. In dieser Lage wird er jede theoretische Reminiscenz in sich aufzufrischen suchen, und bei den Strategen aller gebildeten Zeitalter gleichsam Stimmen sammeln; aber eben das so häufig widersprechende Resultat dieses Stimmensammelns wird ihn oft nöthigen, eine ganz andere Stelle, als die er sich zuerst vorsetzte, zu wählen. Statt eines logisch geformten Ganzen, das den Geist des Geschichtschreibers selbst, so wie den der Leser in interessante Thätigkeit setzt, kann er vielleicht nur eine Chronik liefern, deren getreu erzählte Data zum Gebrauch künftiger, vielleicht reinsystematischeren Zeitalter aufbewahrt werden.

Wer den menschlichen Geist, und das itzige lesende Publikum kennt, wird sich leicht überzeugen, daß solch ein Werk — so unwiderleglich auch sein Verdienst ist, — doch itzt schwerlich mit der Wärme und der Dankbarkeit aufgenommen werden wird, deren Hoffnung den Fleiß und die Thätigkeit des Schriftstellers anregen könnte.

Untersuchen wir andererseits die Verhältnisse des Militairs, so finden wir, daß diese fast noch bedeutendere Schwierigkeiten darbieten, als selbst die vorerwähnte Natur der Kriegswissenschaft. Die Fähigkeiten und Fertigkeiten, welche dem militairischen Geschichtschreiber und Biographen eben so sehr als jedem andern Historiker eigen seyn müssen, erfordern einen sehr verschiedenartigen Gang der Ausbildung, der nur durch sehr glückliche Anlagen, und eine fast noch seltnere Folge der Lebensereignisse, befördert werden kann. Nur während der Ruhe des Friedens gelingt es dem menschlichen Geist, sich für immer die Fertigkeit des ächt-logischen Denkens und Schließens, und so manche andre Vorkenntnisse zu erwerben, ja selbst die Correctheit der Schreibart, deren Mangel oft den talentvollsten Mann zum Schweigen nöthigt. Aber nur im Kriege bildet sich die besondere Art des Beobachtungsgeistes, die in militairischer Hinsicht nothwendig ist. Um sich also eine recht interessante Thätigkeit in diesem Fache versprechen zu können, muß man Anfangs mehrere Subalternjahre im Frieden durchleben, um die Lücken der ersten theo-

retischen Ausbildung zu ergänzen, welche der junge Offizier, sowohl beym Besitz einiges Vermögens, als bey dessen Mangel, nicht vermeiden kann, weil er bekanntlich früher als fast jeder andre Staatsdiener, öffentliche Pflichten übernimmt. Sobald aber diese Cultur festbegründet ist, muß ein ihm günstiges Geschick den jungen Krieger zu den eigentlichen ernsteren Ausübungen seines Berufs führen, wenn er einst etwas recht vorzügliches für militairische Geschichte oder Biographie leisten soll. In den thätigern, kraftvolleren Lebensjahren ist der Geist am geschicktesten, das Große und Kühne ganz zu würdigen *), und durch eine lebendige Schilderung zum Nachstreben aufzumuntern.

Man glaube aber ja nicht, daß der junge Mann, den ein seltnes Geschick so günstig vorbereitet, dem Anfange der wichtigern und ernstern Epoche seiner Thätigkeit, nemlich seinem ersten Feldzuge, entgegen führte — nun mit bestimmter Wahrscheinlichkeit hoffen dürfe, daß er einst als Geschichtschreiber oder Biograph nützen werde. Es finden bey den mehrsten Armeen **) fast unabänderliche Gründe statt, welche eine große Anzahl, auch der gebildetern Männer, abhalten, dem Gange der

---

*) Wenn diese Behauptung gleich (zum großen Vortheil des menschlichen Geschlechts) Ausnahmen unterworfen ist, so scheint sie mir doch in der allgemeinern Erfahrung begründet.

**) Nur das gegründete Mißtrauen in den Umfang meiner Kenntnisse hält mich ab, daß ich nicht sage — „in allen“ —.

Unternehmungen mit eigenem Blicke zu folgen. Jeder, in der Linie sowohl, als bey den Vorposten dienende Subaltern, sieht nur die Folge der ihn zunächst betreffenden Vorgänge. Nachrichten in Absicht des Allgemeinen erhält er nur durch solche indirecte Mittel, die den eignen Blick gewöhnlich nicht ersetzen; auch in die Materialien, die ihm rechtliche wahrheitsliebende Correspondenten mittheilten, mischte sich gewöhnlich etwas Leidenschaftliches, das dem jungen feurigen Krieger zu verzeihn ist — aber die Ansicht der Ereignisse oft unglaublich entstellt; er ist also nur im Stande, ein mit ungewissen Schlüssen durchwebtes Tagebuch zu liefern. Wenn er auch Monate und Jahre hindurch die Zeit mühsam auskaufte, am Abend, nach manchem beschwerlichen Marsche, der Müdigkeit und den tausend mistönenden Stimmen des Lagers Trotz bot, und in einem vom Winde hin und her gewehtem Zelt, mehrere Stunden seinem Journal widmete; — wenn er, bey einer gerade interessanten Lage der Vorposten, jede mögliche Erlaubniß zu einem Ritte nach denselben benutzte, um dort vielleicht mehreres Licht über die Lage der diesseitigen und feindlichen Armee zu bekommen; so darf er doch oft nur dem topographischen Theile seiner gesammelten Bemerkungen einige Festigkeit zutrauen; vom Uebrigen muß er vielleicht noch in derselben Woche mehrere Seiten durchstreichen. — So füllt er die Fässer der Danaiden, und das endliche wahre Resultat bleibt

immer nur im glücklichern Falle, untergeordnetes Material für ein — fremdes Werk; oder, wenn er angenehme Episoden einmischte, so giebt es nach der Rückkehr in die Garnison eine unterhaltende Lectüre am Camin — für den Kreis versammelter Freunde oder Verwandten *).

Tagebücher der höheren Offiziers können oft schätzbarere Data liefern, als die der Subalternen. Der Anführer eines abgesonderten Corps wird zwar nicht leicht Zeit haben, sein Journal selbst auszuarbeiten, weil wichtigere Pflichten ihm dies nur selten gestatten; wenn er indeß einen oder mehrere thätige, gebildete Redacteurs bey sich hat, so kann er deren Arbeit zweckmäßig leiten, und die offiziellen Rapporte, welche er dem Feldherren abstattet, dienen zur Grundlage der Darstellung des Ganzen; — aber gewöhnlich wird seine Lage doch einige Gleichheit mit der vorerwähnten des Subalterns haben.

Noch der letzte französische Krieg überzeugte jeden mit eignen Augen beobachtenden, wie schwer es oft sey, von den Verhältnissen des Ganzen, ja selbst von den Vorgängen bey dem nächsten andern detaschirten Corps,

*) Auch diese geliefert zu haben, gewährt freylich dem fein- und richtig-fühlenden Manne einen wahren Genuß, aber mit den Zwecken des öffentlichen Biographen hat so etwas nichts gemein.

zusammenhängende, authentische Nachrichten zu erhalten — vorzüglich in durchschnittenen Gegenden.

Es zeigen sich endlich auch für den Feldherrn selbst, und die Glieder seines Hauptquartiers, die ihn zunächst umgeben, nicht unbedeutende Schwierigkeiten einer Darstellung der Feldzüge und Verhandlungen. Der engere Raum, welcher den gegenwärtigen Versuch beschränkt, erlaubt zwar nicht, diese Hindernisse so auseinander zu setzen, als es wohl in mehrerer Hinsicht der Mühe werth wäre, aber doch etwas Fragmentarisches darüber zu äußern.

Wenn den Untergeordneten — wie vorher erwähnt worden — die Begränztheit seines Gesichtskreises, und das Detail seiner täglichen Geschäfte, an der Abfassung interessanter Kriegsmemoiren hindert; so darf man dagegen in gewissem Sinne behaupten, daß grade der tiefere Blick in das Ganze der Verhältnisse, dem Feldherren und seinen näheren Gehülfen eine Arbeit solcher Art oft verleidet. Ohne Darstellung der Unredlichkeit und Fehler mancher Minister und Generale mitwirkender Mächte, bleibt die Folge der Ereignisse oft räthselhaft, und gesunde Politik verbietet es vielleicht, dergleichen zu enthüllen.

Während des Friedens kann man z. B. Bedenken finden, der Welt zu erklären: „Eine große Macht „schien nur deswegen ihre Waffen mit den unsrigen „zu verbinden, um uns desto sicherer zu schwächen.“

Wenn man erwägt, wie unmöglich es sey, daß alle die, welche bey Ausführung der Maasregeln des Feldherren wesentlich mitwirken, vermöge ihrer Talente und Erfahrungen grobe tactische Fehler vermeiden; so wird man einem obersten Anführer, der nur zwischen der Enthüllung dessen, was dem Ruf noch lebender — vielleicht sonst schätzbarer — Männer schadet, und dem gänzlichen Stillschweigen zu wählen hat, es nicht verdenken, wenn er sich für letzteres entscheidet. Wenn Jemand hiegegen einwendet, daß es ja nur von dem Willen des Verfassers abhänge, die einstmalige Bekanntmachung seines Werks, der folgenden Generation zu überlassen, und einen solchen Termin des Drucks festzusetzen, den keine im Werke genannte Person erleben kann; so wird man mir dennoch wohl zugestehen, daß zufolge der Beschaffenheit des menschlichen Geistes — der sogern die Frucht seiner Arbeit mitgenießt — nothwendige Bedingungen dieser Art, einen guten Theil derer abschrecken würden, die solche Denkwürdigkeiten liefern könnten. Das Getümmel eines langen Geschäftlebens kann wohl Vielen, selbst Verdienteren, diejenige ruhige große Ansicht rauben, bey welcher man sich einzig geneigt fühlt, auch für folgende Generationen zu arbeiten. Herrlich wäre es zwar, wenn jeder von den wenigen in einem Staate, denen die wichtigsten Wirkungskreise angewiesen sind, vollen Sinn auch für solche Plane hätte, deren wohlthätiger Ausfüh-

rung die Lebenszeit einer Generation nicht genügt; aber darf man es wohl erwarten, daß der Genuß, den das Gelingen schlauer, für ein Jahrzehend berechneter Speculationen gewährt, vielen den Sinn für solche Gedanken freylasse, die sich weiter als die eigene Erdenexistenz erstrecken? Und doch sind Nachrichten, welche handelnde Personen wichtiger Ereignisse mittheilen, selbst bey allem dem, was menschliche Schwäche oder Individualität einmischte, so höchst belehrend. — Sollte man also nicht herzlich wünschen, daß alle Theilnehmer solcher interessanten Vorgänge, in sicherer Erwartung eignes schönen Geistesgenusses *), so wie des Danks der Mit- und Nachwelt, nur immerhin ihre Data auf der Stelle aufzeichneten, um sie — vollständig oder unvollständig — benannt oder anonym — dem Publico oder dem sammelnden Geschichtschreiber zu übergeben! Gewiß ein interessanter Ertrag der mühevollen Jahre, und ein unfehlbarerer als der, den so mancher junge feurige Krieger beym Ausmarsch hofft! —

Unmöglich kann ich's mir versagen, eine hieher passende Aeußerung eines geschätzten Schriftstel-

*) Es sey mir erlaubt, jeden Militair von lebhaftem Geist, dem das Geschick interessante Wirkungskreise giebt, zu versichern: daß außer diesem Geistesgenuß eine immer mehrere (oft unvermerkte) Ausbildung fast jeder Seelenkraft, alle die Mühe und etwanigen Entsagungen belohnt, welche die Führung eines Tagebuchs der denkwürdigsten Ereignisse erfodert.

lers *), die mir nach Beendigung eines Theils von gegenwärtigem Versuche zu Gesichte kam, hier beyzufügen: „Wenn Einer Nation, so wäre der unsrigen zuzurufen: Schreibt Denkwürdigkeiten, ihr stille, fleißige, „zu bescheidne, zu furchtsame Germanen! Ihr steht „hierin andern Nationen weit nach. Diese erheben ihre „Helden, ihre Entdecker, ihre ausgezeichnete Männer „und Frauen auf Schwanen- und Adler-Fittigen in die „Wolken; Ihr lasset sie matt und vergessen im Staube!“ Alles, was unmittelbar dort folgt, ist gleichfalls der Beherzigung werth, und mit voller Kenntniß unsers teutschen Nationalkarakters geschrieben.

Vielleicht dient auch die folgende Anreihung einiger charakteristischen Züge aus dem Leben eines der thätigsten deutschen Geschäftmänner, — dessen viele aufbehaltene specielle Geschichtsdata eine glückliche Ausnahme machen, — des Feldmarschalls Grafen von Seckendorf, zum Belege des bisher Gesagten. Da wir uns bey seiner bisher oft bearbeiteten Geschichte, auf charakteristische Züge einzuschränken willens sind, so wird es wenigstens nicht unzweckmäßig seyn, ihnen einen Ueberblick der Hauptmomente seines thatenreichen Lebens vorauszuschicken.

*) Adrastea. 2ter Band. Seite 29. Es wäre zu wünschen, daß jeder gebildete Militair alles das beherzigte, was in diesem Bande über Geschichte und vorzüglich über Memoiren gesagt wird. — Das Wahre und Weise wird im gleichgestimmten Geist manche andre verwandte Wahrheit zur Sprache bringen.

VI.

Charakteristische Züge und Ereignisse in der Geschichte des kaiserlichen Feldmarschalls Grafen von Seckendorf.

(Geb. den 16. Jul. 1673. Gest. den 23. Nov. 1763.)

Uebersicht der Hauptmomente aus der Geschichte seines Lebens.

Er wurde den 16ten Jul. 1673 zu Königsberg in Franken gebohren. Sein Vater war Kriegsrath in sächsisch-gothaischen Diensten, und sein Großvater, der unglückliche Obrist in schwedischen Diensten, der wegen eines ungegründeten Verdachts der Verrätherey öffentlich enthauptet wurde.

Schon im 2ten Jahr seines Alters kam er durch den Tod seines Vaters unter die Aufsicht seines Oheims, der einer der gelehrtesten Männer seines Zeitalters war, und die größte Sorgfalt auf seine Erziehung verwandte, ihn auch in der Folge selbst in den philosophischen und diplomatischen Kenntnissen unterrichtete.

Seine Neigung zur Mathematik und den Kriegeswissenschaften äußerte sich schon sehr früh.

Im Jahr 1678 ging er mit einem Hofmeister nach seinem väterlichen Gute.

1683 kam er zu seinem Oheim nach Halle zurück.

1688 besuchte er daselbst die hohe Schule, und studierte unter dem großen Thomasius die Philosophie und Jurisprudenz.

1689 fing er seine akademischen Studien zu Jena an, setzte sie zu Leipzig fort, und endigte sie zu Leyden mit einer juristischen Disputation: de pactis successionis tam publicis quam privatis, die er unter dem Vorsitz des berühmten Vitriarius vertheidigte. (1693 den 25. Nov.)

1693 trat er zuerst bey dem Heer Königs Wilhelms des 3ten in den Niederlanden als Volontair in Kriegesdienste.

1694 ging er zur Reichsarmee, welche Markgraf Ludwig von Baden, der Sieger von Salankemen anführte, und wurde bey dem Küraßierregiment v. Wartensleben als Cornet angestellt, welches in kaiserlichen Solde stand. Er machte mit demselben 2 Feldzüge, und wurde während derselben zum Lieutenant befördert.

1695 nahm er seinen Abschied, und ging nach Venedig, um sich nach Morea einzuschiffen, trat aber in Venedig in die Dienste des Markgrafen Georg Friedrich von Anspach, mit welchem er im Jun. 1696 nach einer Reise durch Italien in Anspach ankam, und als Kapitain-Lieutenant bey einem von dem Markgrafen für den kaiserlichen Dienst errichteten Regimente angestellt wurde. Dies rückte ins Feld, und stieß zur kaiserlichen Armee am Rhein.

1697 machte der Ryswicker Friede diesem Kriege ein Ende, und Seckendorf ging nach Anspach zurück.

1698 wurde sein Regiment nach Ungarn geschickt, wo der Prinz Eugen gegen die Türken kommandirte. In den darauf folgenden Winterquartieren vermählte er sich mit Clara Doroth. von Hohenwarth den 7ten Mai 1699, mit welcher er 58 Jahr in der glücklichsten Ehe gelebt hat.

1699 den 26sten Jan. wurde der Friede zu Carlowitz geschlossen, und Seckendorf ging nach Deutschland zurück, und wurde von seinem Herrn zum Kammerjunker und Major ernannt.

1701 gab der Markgraf seine Truppen in holländischen Sold. Seckendorf wurde als Obristlieutenant zu den Dragonern versetzt.

1702 machte er die Belagerung von Kaiserswerth mit, und wohnte allen glorreichen Operationen dieses Krieges bey.

1703 war er bey dem Corps, welches Landau entsetzen sollte, aber bey Speierbach geschlagen wurde.

1704 wurde Marlborough bestimmt, den Progressen der Franzosen in Oberdeutschland Einhalt zu thun. Seckendorf erhielt den Auftrag, für die Subsistenz seiner Truppen zu sorgen, welches er vortrefflich bewerkstelligte. Er half nun als Anführer seines Dragoner-Regiments die glänzenden Siege der Alliirten in dieser Periode erfechten, wodurch die französische Armee fast ganz vernichtet wurde. Den 17ten Aug. die Schlacht bey Hochstädt, wo er sich durch seine ausgezeichnete Tapferkeit das Vertrauen des Prinzen Eugen erwarb. Er benutzte eine ruhige Periode, um nach Anspach zu reisen, wo er das Infanterieregiment erhielt, bey welchem er ehemals als Major gestanden hatte, und welches damals in Trier in Garnison stand.

1705 kam er bey demselben an, und wurde sogleich zur Vertheidigung eines wichtigen Postens detachirt, den er auch bis zur Eröffnung des Feldzugs tapfer behauptete. Nach geendigtem Feldzuge bezog er die Winterquartiere in Lüttich.

1706 den 23sten Mai wohnte er der wichtigen Schlacht bey Ramillies bey. Während der Winterquartiere machte er eine Reise nach Sachsen, wegen des feindlichen Einfalls Carls des 12ten in dieses Land.

1707. Dieser Feldzug hat nichts Merkwürdiges, er bestand in Hin- und Hermärschen und gegenseitigen Beobachtungen.

1708 Schlacht bey Oudenarde und Belagerung von Ryssel, wobey Seckendorf die Dienste des Major von Tranchee versahe, und hart blessirt wurde. Der Prinz Eugen war mit seinem rastlosen Diensteifer so zufrieden, daß er ihn den wichtigen und einträglichen Posten eines Platzmajors in Lille zudachte, er konnte aber mit seiner Empfehlung nicht durchdringen. Seckendorf verließ nun die Dienste der Alliirten, und nahm das Anerbieten des Königs von Pohlen an, der ihn bey der Belagerung von Ryssel persönlich kennen gelernt hatte. Er ging

1709 nach Dresden, wo er vom Könige die Instruktion wegen des Einmarsches in Pohlen erhielt. In der Gegend von Guben in der Niederlausitz zog sich die sächsische Armee zusammen, und Seckendorf wurde dabey als Generalmajor angestellt. Er wohnte noch einmal als Freiwilliger der Schlacht bey Malplaquet bey, und ging darauf nach Danzig, wo sich der König von Pohlen befand.

1712 wurde er als Gesandter seines Königs in Haag angestellt, und vertauschte also seine glorreiche militairische Laufbahn mit der diplomatischen.

1713 erhielt er den Oberbefehl über die sächsischen Truppen, welche in Pohlen wegen der daselbst ausgebrochenen Unruhen einrückten, und führte dieselben nach Warschau.

1714 führte er dies Corps nach Sachsen zurück, und der König erhob ihn zum Generallieutenant.

1715 drohte Carl der 12te mit einem Einfall in Sachsen, Seckendorf dirigirte die Defensionsanstalten, rückte im Jun. mit einem Truppenkorps in Vorpommern ein, und vereinigte sich bey Stettin mit den Preußen, mit denen er Stralsund nach einer mühsamen Belagerung eroberte. Ein Angriffsplan, den Seckendorf eben so klug entworfen,

als standhaft ausgeführt hatte, war die Hauptursach des glücklichen Ausganges dieser Unternehmung, und erhielt dafür vom König von Preußen, der ihn bey dieser Gelegenheit persönlich kennen lernte, einen Brillantring.

1716 mußte S. mitten im Winter mit dem Belagerungskorps wieder nach Pohlen marschiren, um die dortigen Unruhen zu dämpfen, dies gelang in kurzer Zeit, und S. ging wieder nach Sachsen zurück.

1716 trat er als General-Feldmarschall-Lieutenant in kaiserl. königl Dienste, er führte den Kaiser Carl den 6ten ein anspachsches Regiment schwerer Cavallerie zu, und erhielt den Oberbefehl über dasselbe; er ging damit nach Ungarn, wo er den großen Eugen seine letzte große Unternehmung, die Belagerung und Eroberung von Belgrad beendigen half.

1717 den 16ten August war die blutige Schlacht bey Belgrad, in welcher die ungeheuere türkische Entsatzarmee geschlagen wurde, Seckendorf befehligte in derselben das Corps de Reserve.

1718 wurde der Friede zu Passarowitz geschlossen, und Seckendorf mit einem Corps nach Italien geschickt, um Sizilien gegen die Spanier zu vertheidigen. Dies war eine mühsame Expedition, der Sturm zerstreute die Transportschiffe, auf welchen S. von Genua aus nach Sizilien übersetzen wollte.

1719 nach dem Entsatz von Milazzo wurde S. nach den liparischen Inseln detaschirt, um die seeräuberischen Einwohner derselben zu unterjochen; diese Expedition gelang vollkommen. Nach seiner Zurückkunft fielen noch verschiedene bedeutende Gefechte in diesem Kriege vor. Bey der Belagerung der Citadelle von Messina wurde S. zweimal gefährlich blessirt.

1720 erhielt er ebenfalls in einer Affaire mit den Spaniern eine harte Blessur, wurde aber dessenungeachtet zu den bald darauf folgenden Friedensunterhandlungen im spanischen

Haupt-

Hauptquartier gebraucht, die er ohne alle Beyhülfe glücklich zu Stande brachte. Auch besorgte er die Einschiffung der kaiserlichen Armee, und trat darauf seine Rückreise nach Deutschland an.

1721 war allgemeiner Friede in Europa, der Kaiser erlaubte Seckendorf, das Gouvernement von Leipzig vom König von Pohlen anzunehmen, und machte ihn zugleich zum Generalfeldzeugmeister, der König von Pohlen aber ernannte ihn zum wirklichen geheimen Rath und pohln. sächs. General der Infanterie. In dieser ruhigen Periode erholte sich S. von den Mühseligkeiten des Krieges, bis

1726 der Kaiser ihn zu seinem Gesandten am Berliner Hofe ernannte. In dieser Situation gefiel er sich nicht, er wünschte zur militairischen Lebensart zurückzukehren, und bat um eine Commandantenstelle in einer Festung.

1731 gab ihm der Kaiser zwar das Gouvernement der Festung Philippsburg, er mußte aber noch in seinem Gesandtschaftsposten bleiben. Bey dieser Gelegenheit wurde er auch zum Reichsgeneral der Kavallerie ernannt. In demselben Jahre wurde er in den Johanniter-Ritterorden aufgenommen.

1733 entstand ein neuer Krieg zwischen Oesterreich an einem und Frankreich und Spanien am andern Theile. Seckendorf wünschte von neuem, auf dem Theater desselben aufzutreten. Der Prinz Eugen, der noch einmal sich an die Spitze der kaiserlichen Armee stellte, fühlte die Abnahme seiner Kräfte, und wünschte einen Gehülfen, wozu er Seckendorf wählte, der sich sogleich zur Armee begab. Er hatte in den Feldzügen dieses Krieges volle Beschäftigung mit der Einrichtung der Armee und Herbeyschaffung ihrer Bedürfnisse, besonders da nach der Abreise des Prinzen Eugen er auch eigentlich das Oberkommando führte, obgleich in der Person des Herzogs Carl Alexander von Wirtenberg ein Oberbefehlshaber bey der Armee war.

1735. Seckendorf hielt es für schimpflich, mit der ansehnlichen alliirten Armee so lange defensiv zu gehen, und suchte etwas wesentlich auszuführen, wobey er viel Verdrießlichkeiten mit seinem alten unversöhnlichen Feinde, dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau hatte, der unter andern die preußischen Hülfstruppen von seinem Corps zu entfernen wußte. Er marschirte über den Hundsrück, um den Marschall Belleisle anzugreifen, dem er die Schlacht bey Claussen lieferte; dies ist das vorzüglichste Loorbeerblatt in dem Kranze unsers Helden. Dieser Sieg beschleunigte die Friedenspräliminarien, welche noch in demselben Jahre zu Wien geschlossen wurden. S. ließ seine Truppen aus einander gehen, und die Winterquartiere beziehen.

1736 brach zwischen Rußland und der Pforte ein Krieg aus, an welchem Oesterreich als Bundesgenoß der Russen Antheil nahm. Es wurde beschlossen, angriffsweise zu verfahren, und mit dem russischen Kabinette ein gemeinschaftlicher Operationsplan entworfen. Es fehlte aber an Gelde und allen zum Kriege nöthigen Bedürfnissen. Seckendorf erhielt den Auftrag, alles anzuordnen, und ging, mit großer Vollmacht versehen, nach Ungarn, wo er die Armee in sehr schlechten Umständen fand, und dem Hofe davon Bericht erstattete. Er wurde auf Empfehlung des sterbenden Prinzen Eugen zum Oberbefehlshaber der gegen die Türken bestimmten Armee ernannt. Diese zog sich in Ungarn zusammen, und noch ehe er zu derselben abreisete, ernannte ihn der Kaiser zum Feldmarschall; einige Zeit nachher traf der Herzog von Lothringen als Volontair bey der Armee ein, welches ihn sehr genirte.

1737. Die erste Unternehmung dieses Krieges war die Einnahme von Nissa. Uebrigens war der Feldzug durch widrige Zufälle, Ungeschicklichkeit und bösen Willen der andern Generale unglücklich. Die Thätigkeit der Feinde, die Seckendorf im Kabinett und Hofkriegesrath zu Wien hatte,

brachte es dahin, daß er die Armee auf Befehl des Kaisers verlassen, und den Oberbefehl dem Feldmarschall Philippi übergeben mußte.

1737 den 22sten Oktober reiste er von der Armee ab. Kaiser Carl wurde von den zahlreichen Feinden Seckendorfs, unter welchen auch der kaiserliche Beichtvater war, so lange bestürmt, bis er einen Verhaftsbefehl gegen seinen Feldherrn unterschrieb, den er so sehr geschätzt hatte; man legte ihm die Ursachen des unglücklichen Krieges zur Last. Den 28sten Oktober kam er in der Hauptstadt an, es wurde ihm sogleich Hausarrest angekündigt, und eine Wache in sein Quartier gegeben. Es wurde ihm ein Dekret vom Hofkriegesrath zugefertigt, welches 18 verschiedene, theils wichtige, theils nichtsbedeutende Anklagepunkte enthielt, mit dem Befehl, sich dagegen zu verantworten. Dies that Seckendorf in einer weitläuftigen Vertheidigungsschrift, worin er aufs bündigste seine Unschuld darthat. Indeß konnte er damit nichts ausrichten, da der Referent in dieser Sache sein Todtfeind und ein Rabbulist war. In diesem grausamen Zustande, da er bey dem vollsten Bewußtseyn seiner Unschuld und Rechtschaffenheit in den Augen von Europa als ein Nichtswürdiger erscheinen mußte, blieb er bis an den Tod des Kaisers Carl (1738). Er wurde

1738 nach der Festung Gräz in Steyermark abgeführt, wo er sehr hart und unanständig behandelt wurde, und nicht einmal mit seiner Gemahlin umgehen durfte.

1740 den 16ten Nov. wurde von der Königin Maria Theresia sein Prozeß niedergeschlagen, ihm seine Freyheit angekündigt, und ihm alle seine militairischen Aemter von neuem zugesichert, worauf er nach seinen Gütern ging.

1741 suchte er die verfallenen Werke der seiner Aufsicht anvertrauten Festung Philippsburg herzustellen. Der Wiener Hof versagte ihm seinen Feldmarschallsgehalt und die Rückstände, welche er noch zu fordern hatte. Dieser Undank

empörte ihn, und er beschloß, die österreichischen Dienste zu verlassen.

1742 im Jan. ging er nach Frankfurt am Main, wo damals Kaiser Carl der 7te residirte, dem er seine Dienste antrug, und mit offenen Armen von ihm empfangen wurde. Zuerst wurde er von ihm nach Dresden und Berlin geschickt, um die dortigen Höfe dem kaiserlichen Interesse geneigt zu erhalten. Darauf brach der Krieg mit der Königin von Ungarn aus, in welchem S. den 20sten August den Oberbefehl über das baiersche Heer übernahm, bey der Schwäche desselben und dem wenigen Ernste der französischen Hülfstruppen mußte es indeß unterliegen, und der Kaiser, da er sich nicht behaupten konnte, mußte auf Mittel denken, einen erträglichen Frieden zu schließen.

1743. Die Nothwendigkeit wurde durch die Niederlage seiner Armee bey Simpach noch vermehrt. Seckendorf erhielt Befehl, sich mit dem feindlichen Feldherren so gut, als möglich zu vergleichen.

1744 brachte er noch die Union zu Frankfurth zu Stande zwischen dem Kaiser, dem König von Preußen, Churfürst von der Pfalz, und dem König von Schweden als Landgrafen von Hessenkassel, welche er in Potsdam bey dem König von Preußen mit vieler Kunst eingeleitet, und diesen ganz zu Gunsten des Kaisers zu stimmen gewußt hatte.

1745 kam der Friede zu Fuissen zu Stande, durch welchen Seckendorf seinem Herrn einen sehr wichtigen Dienst leistete.

In demselben Jahr wurde der Großherzog von Toskana zum Kaiser gewählt, zu welchem sich Seckendorf nach Frankfurt begab, und von ihm und seiner Gemahlin sehr gut aufgenommen wurde. Alle seine Ehrenstellen wurden ihm wiedergegeben, worauf er nach seinem väterlichen Gute ging, um dort den Rest seiner Tage zu verleben.

1749 feyerte er sein 50jähriges Ehejubiläum, wobey er noch sehr munter war, sich auch noch mit seinem Gouvernement beschäftigte.

1755 traf ihn ein Schlagfluß am rechten Arm, und seine Kräfte nahmen sichtbar ab.

1757 verlohr er seine Gattin. 1758 im Dezember wurde er auf Befehl des Königs von Preußen von einem Husarenkommando aufgehoben, und nach Magdeburg abgeführt, nach einiger Zeit ausgewechselt, und er ging nun nach seinem Gute zurück. Da er aber daselbst sich nicht sicher hielt, verließ er noch einmal seine Heimath, und begab sich zu seinen Verwandten in Franken, bis er

1760 wieder zurückkehrte, noch eine kurze Zeit mit den Gebrechen des Alters und den Vorboten des Grabes kämpfte, und endlich

1763 den 23sten November starb, wie er gelebt hatte, als Held und Philosoph.

Charakteristische Züge.

Jahre der Erziehung und Vorbereitung zum Berufsleben.

Friedrich Heinrich von Seckendorf ward den 16ten Jul. 1673 zu Königsberg in Franken geboren. Sein Vater war Kriegsrath in Sachsen-Gothaischen Diensten, und sein Großvater (welcher wegen eines ungegründeten Verdachtes der Verrätherey öffentlich enthauptet ward,) schwedischer Obrist. Schon im zweyten

Jahre verlor er seinen Vater, und bis zum 6ten war seine Erziehung einzig einem Hofmeister, Namens Höber, welcher sein Leben als Superintendent zu Nauenstein im Hohenlohischen beschloß, anvertraut, mit welchem er zu Obern-Zenn, einem der Familie Seckendorfs gemeinschaftlich zugehörigen Rittergute, unweit Anspach lebte. Wiewohl die genaueren Nachrichten, in Absicht dieser frühesten Bildungszeit, fehlen, hat man doch Ursach zu vermuthen, daß Seckendorfs Erziehung von klösterlichem Pedantism nicht ganz frey blieb.

Im Jahr 1678 nahm ihn sein Oheim, Veit Ludwig von Seckendorf, berühmt als Schriftsteller und erster Canzler der neuen Universität Halle, zu sich nach Meuselwitz in Franken, gab ihm Empfänglichkeit für scientive Cultur, unterrichtete ihn auch selbst im Natur- und Völkerrechte, in der Staatenkunde, und manchen andern interessanten Gegenständen menschlichen Wissens. Die jetzigen Verhältnisse des jungen Menschen würden ihn wahrscheinlich für die juristische oder diplomatische Laufbahn gestimmt haben, wenn nicht überwiegende Vorliebe für den kriegerischen Beruf und dessen Hülfswissenschaften, ja selbst eine ähnliche Neigung seines nunmehrigen Erziehers *) für den Soldatenstand entschieden hätten.

*) Eine im Jahr 1792 erschienene Lebensbeschreibung des Feldmarschalls von Seckendorf (deren Data für gegenwärtigen Versuch benutzt wurden,) erzählt eine Anekdote, die diese Nei-

Schon im 15ten Jahre war er zur hohen Schule reif, und besuchte innerhalb dieses und des 20sten Jahres die Universitäten zu Jena, Leipzig und Leyden. Den Aufenthalt in letzterem Orte beendete er mit einer juristischen Disputation „de pactis successoriis tam publi-„cis quam privatis,“ unter Vorsitz des Doctor Vitriarius.

---

gung zu bestätigen scheint. Der Verfasser benannter Lebensbeschreibung besitzt zwey Fensterscheiben, welche Veit Ludwig v. Seckendorf, als er in seinem 20sten Jahre Frankreich bereisete, und wahrscheinlich noch zwischen der Wahl des Militair- und Civilstandes wankte, mit einem Diamante beschrieb. Der berühmte Schöpflin zu Strasburg entdeckte diese Reliquie im Jahre 1751 in einem Wirthshause in Frankreich, und schickte sie einem geheimen Rath v. Seckendorf. Diese Scheiben sind rund, und haben etwa vier Zoll im Durchschnitt; auf einer derselben steht:

„Vitus Ludovicus à Seckendorf Eq. Franc.
„vel pace vel bello clarum fieri licet.
1643.“

Auf der andern, welche einen Sprung der ganzen Länge nach hat, ist folgendes eingegraben:

„Respice finem
„Fortuna vitrea est.
„Vitus Ludovicus à Seckendorf Eq. Franc.
„Si fortuna favet caveto tolli,
„Si fortuna tonat caveto mergi.
1643.“

Und da die Scheibe höchst wahrscheinlich über der Verfertigung dieses Striches zersprang, ist noch beygefügt:

„Glück und Glas, wie bald bricht das.“

Sein ganzes übriges Leben — vorzüglich der diplomatische Theil desselben, zeigte mehr, als Disputationen und Dissertationen es thun können, daß der in seinen Verhältnissen stattfindende Zweck der Universitätsjahre größtentheils erreicht ward; — denn hätte ihm diese wichtigste Zeit der Bildungs-Epoche nicht Sinn für Literatur und den Genius ihrer Haupttheile *) gegeben,

*) Es sey mir erlaubt — vielleicht zum Ueberfluß — anzumerken, daß wenn hier „der Bekanntschaft mit dem Genius der vornehmsten Wissenschaften" erwähnt wird, ich dasjenige scientive Verhältniß im Sinne habe, wodurch man sich vor Einseitigkeit und Geistesenge bewahrt, und das dem Geschäftsmanne, fast jeder Art, wichtig ist. Wen äußere und innere Verhältnisse an Erwerbung des gefährlichen Geistes-Guts, das man Polyhistorie nennt, hindern — der ist oft dann schon hinlänglich entschädigt, wenn in Absicht der wichtigsten Wissenschaften ihm die Hauptzwecke, die Gattungen der Mittel und die Verbindung mit andern Zweigen der Literatur, historisch bekannt wurden; vor allem aber der Einfluß jeder Hauptdisciplin auf den menschlichen Geist — welcher letztere, wie mir dünkt, die richtige Würdigung derselben einzig begründet. Bey besonders günstigen Umständen kann man den Werth alles dieses, noch durch eine Uebersicht der Geschichte jeder Hauptwissenschaft erhöhen. Der Geist eines so vorbereiteten Geschäftsmannes, wird bey dem seinen Berufswissenschaften gewidmetem Streben und der Erwerbung gewisser, gleichsam mechanischen Fertigkeiten, sich immer ganz isoliren; was aus einem benachbarten Fache für das seinige zu gebrauchen ist, wird sich ihm darstellen. — Mittel und Zwecke wird er nicht verwechseln; er wird — was für einen Mann von großem Wirkungskreise so sehr wichtig ist — Verdienst, wo er es findet, in allen Fächern schätzen und befördern, und endlich, wenn ihn Ereignisse vom öffentlichen Wirkungskreise entfernen, wird es seinem kultivir-

hätte sie seinen Geist nicht zur Gründlichkeit und zum eisernen Fleiße gewöhnt, so wäre er gewiß, weder einer vielseitigen 60jährigen Geschäftsführung überhaupt fähig gewesen, noch insbesondre des Kampfes gegen die Civilbehörden, welche ihn mit der Feder angriffen.

Das letzte Jahr seiner Bildungs-Epoche, und der in ihm erfolgte Tod seines ehrwürdigen Oheims *) ist in noch einer Rücksicht merkwürdig. — Nur durch das Ableben seines Beschützers und Erziehers ward der Plan belehrender Reisen, die der junge Seckendorf vornehmen sollte, vereitelt. Wohlthätig hätte die Ausführung dieses Vorhabens der tiefern Wirkung des klösterlichen

ten Geiste für den Ueberrest des Lebens nicht an Hülfsquellen fehlen.

*) Seckendorf sagte in der vorbenannten Disputation über dies für ihn so wichtige Ereigniß: „Fateor equidem materiam et jure publico et privato divitem majori diligentia elaborare potuisse, verum pugnarunt contra me non solum ingenii imbecillitas, verum etiam angustia et praecipue calamitas temporum, quae mihi non adeo longe gubernatorem studiorum meorum perillustrem patruum, virum non uno merito in patriam notum, maxime tunc temporis ut studiis meis, quibus a juventute sumtibus quoque suis me imbui fecit, ultimam, si licet dicere, manum imponeret, intentum, non sine maximo mei detrimento eripuit, cujus manibus hoc trophaei loco, sub primo quasi speciminis publici introitu, in memoriam gratae mentis erigere volui: Deo interim Optimo Maximo gratias agens pro divino suo quod mihi in his et aliis rebus exhibuit auxilio."

Pedantism in seinem Innern entgegengearbeitet. Die Festigkeit und Liebe zu reeller Beschäftigung, ja selbst der Mangel einer angenehmen Außenseite, die so vielen jungen Reisenden schädlich wird, hätte hoffen lassen, daß Seckendorf den Gefahren des Eintritts in die große Welt auch da glücklich entgangen seyn würde, und nur reellen Gewinn erworben hätte.

Erste Epoche des Kriegsdiensts.

Wenn gleich vom Jahr 1693, in welchem er als Volontair bey der Armee König Wilhelms von England in den Niederlanden seine ersten Kriegsdienste that, bis 1704 keine so detaillirte Nachrichten gefunden werden, daß man den Einfluß genau bemerken könnte, den diese Epoche auf seine Ausbildung als Mensch und Soldat hatte, so war sie doch gewiß in beyden Hinsichten nicht unwirksam.

Das jedem Jünglinge so wichtige: mores hominum videre et urbes — ward ihm (wiewohl in anderer Art, als sein väterlich gesinnter Oheim es beabsichtete,) in reichem Maaße gewährt; — indem er theils als Volontair — nachher aber auch als würklich angestellter Offizier in der englisch-holländischen, kaiserlichen und Reichs-Armee diente, — und in einer Zwischenzeit mit dem Markgrafen von Anspach reisete — sah er Süd-Teutschland, Brabant, Flandern, den größten Theil von Italien und Ungarn, und die Beobachtung

der Truppen von so mannichfach verschiedenen Nationen, trug gewiß nicht wenig bey, seine Menschenkunde, vorzüglich den militairischen Theil dieser wichtigsten aller Kenntnisse — zu begründen.

Kriegerische und planmäßige Privatreisen können zwar in Hinsicht des scientiven Ertrags nicht mit einander verglichen werden; aber von der andern Seite gewähren doch besagte Verhältnisse der ersteren, vieles, was selbst ein Küttner, Meyer — und jeder andre consequente Durchwanderer vieler Länder entbehrt.

In jeder freund- und feindlichen Provinz tritt gewöhnlich der Soldat mit dem ersten Tage seiner Anwesenheit in nahen Bezug mit allem, was auf das Land Einfluß hat; entehrt er sich nicht selbst, oder erwarten seiner nicht zu eingewurzelte feindliche Vorurtheile, so versagt der Bewohner neutraler Gegenden — schon dem mühe- und gefahrvollen Beruf seines Gastes eine gewisse Achtung nicht, die leicht auf das Individuum übergeht. Hofft oder erhält aber vollends der vom Feinde langgeängstigte Bürger und Landmann Schutz vom ankommenden Krieger, so kann man leicht denken, wie willig sich ihm die Herzen aufschließen, welchen Genuß sein eignes dabey hat. Möchte doch mancher junge Krieger, der dies liest, auch hierin einigen Beweggrund finden, sich durch festdaurende Selbstachtung, andern achtungswerth zu machen. — Das Gegentheil entzieht ihm eine der edelsten Entschädigungen für die Mühen des

Kriegs, und manche nie wiederkehrende Gelegenheit zur Ausbildung, durch den Umgang interessanter Leute. Und wie sehr übertrifft die Belehrung durch solchen offnen Umgang mit interessanten Menschen dasjenige, was sonst Convenienz und gewohnte Höflichkeit dem Reisenden gewährt.

Daß übrigens auch die untergeordneten Grade der Kriegsdienste unter einem Wilhelm von Oranien — dem selbst das entschiedendste Mißgeschick in Kriegsunternehmungen nicht den Ruhm eines weisen Feldherrn rauben konnte — unter einen Ludwig von Baaden, Eugen von Savoyen und Marlborough unterrichtend seyn mußten, bedarf wohl um so weniger der Erwähnung, da Seckendorf nach wenigen Jahren thätig zeigte, in welcher Kriegsschule er bisjetzt gewesen. — Das aber verdient hier noch angemerkt zu werden, daß er sich in diesem Zeitraume (1698) in Ungarn mit einem Fräulein v. Hohenwarth verband, die durch ein vortrefliches Herz und innige Liebe, während einer 58 jährigen Ehe, für ihn sehr wohlthätig würkte.

Die große Schlacht bey Höchstädt (am 13ten Aug. 1704) war für ihn der Anfang einer neuen glänzenden Lebens-Epoche. Seckendorf that sich an der Spitze des Anspachischen Dragonerregiments, welches 16 französische Fahnen erbeutete, so sehr hervor, daß ihm Marlborough seinen lebhaftesten Beyfall bezeugte,

und Eugen eine Achtung gegen ihn bekam, welcher ein festes Vertrauen folgte.

Noch in diesem Jahr ertheilte ihm der Markgraf von Anspach ein Infanterieregiment, welches in holländischem Solde war, und mit welchem er forthin an den großen Ereignissen der brabantischen Feldzüge des Successionskrieges den thätigsten Antheil nahm.

Entsatz von Milazzo. — Expedition auf Lipari.

Je gewisser es ist, daß nicht der Umfang einer Unternehmung, ihren militairischen Werth allein entscheidet, und daß der, welcher schon früh einen so genannten Coup de main mit besonnener Kühnheit auszuführen vermag, eben dadurch den einstmaligen weisen Feldherrn ahnden läßt, um desto mehr wird es erlaubt seyn, ein Ereigniß ähnlicher Art aus unsers Helden Leben hier anzuführen.

In dem Kriege, welchen die vereinte Ehrsucht der Königin von Spanien und des Kardinals Alberoni über Oesterreich brachte, war schon im Jahr 1717 die Insel Sardinien dem Kaiser entrissen worden, und im folgenden Jahre mußte man den noch wichtigern Verlust Siciliens besorgen, da die Spanier auch hier Fuß gefaßt, Messina erobert, und die Belagerung von Milazzo *) unternommen hatten. Es ward daher zur

*) Diese Stadt liegt in dem Distrikt von Sicilien, welcher Val Demone genannt wird, ohnweit Messina. Ein Theil der-

Entsetzung dieses Platzes ein kleines Corps von ungefähr 6000 Mann unter Seckendorfs Befehlen zu Genua eingeschifft. Aber in einer der ersten Nächte seiner Fahrt ward das Geschwader *) bey der kleinen Insel Monte Christo von einem Sturme überfallen, der es so zerstreuete, daß einige Fahrzeuge nach Corsica, Elba und andern Häfen des Stato de gli presidii (an der toskanischen Küste), andere gar nach der Küste von Tunis verschlagen wurden, und bey Anbruch des Tages keines mehr von dem andern etwas entdeckte. Seckendorf, der sich auf dem österreichischen Kriegesschiffe der heilige Leopold befand, landete zu Porto Ferrajo auf der Insel Elba, und fand hier die Hälfte von zwey Compagnien des in österreichischen Diensten stehenden Anspachischen Regiments, welche mit einem Verlust von 90 Mann gescheitert waren. Er nahm den geretteten Ueberrest auf sein Kriegesschiff, und kehrte zufolge der für diesen Fall festgesetzten Disposition, nach Genua zurück, wo er noch anderthalb Compagnien des vorgenannten Regimentes fand, die hier mit nur geringem Verluste

selben nimmt das Vorgebürge gleiches Namens ein, und ist befestigt; der andere erstreckt sich längs eines kleinen Meerbusens, und hat einen Hafen, dessen Eingang durch ein Schloß beschützt wird.

*) Es bestand außer den Transportschiffen aus einem östreichischen Kriegesschiffe, der heilige Leopold genannt, und 8 englischen, die der Admiral Bing kommandirte.

Schiffbruch gelitten hatten. Auch der größere Theil der andern Schiffe dieser Flotille hatte sich, wiewohl mit Verlust der Lebensmittel und anderer Bedürfnisse in nahe genuesische Seehäfen gerettet. Seckendorf wandte den November des Jahres 1718 dazu an, auf eigenen Credit das benöthigte wieder herbeyzuschaffen.

Bald schiffte er sich wieder nach Sicilien ein, aber neue Stürme nöthigten ihn, nach zwey vergeblichen Versuchen, zu Pozzuolo im Neapolitanischen einzulaufen. Von hier begab er sich nach Neapel *) zum dortigen Vicekönige, Grafen von Daun, um diesem die Bedürfnisse seines Corps vorzustellen, und hier ward ihm ein Regiment gegeben, das von nun an seinen Namen führte.

Sobald, durch die Veranstaltung des Vicekönigs, andere Schiffe, frisches Wasser und Zwieback herbeyge-

*) Seckendorfs getreue Gattin langte gleich darauf hier an, nach einer Reise, bey der sie in den bedeutendsten Städten Italiens mit vieler Achtung und Auszeichnung aufgenommen war. In Loretto zeigte man ihr den reichen Kirchenschatz gerade an dem Tage, da ein von ihrem Gemahle ihr zugeschickter Unteroffizier die Nachricht von dem am 28sten Oktob. glücklich überstandenem Sturme brachte. Die zahlreiche Geistlichkeit versicherte ihr, daß sie dies Glück dem besondern Schutze der Jungfrau Maria zu danken habe, und nahm davon Gelegenheit, sie zur Annahme der katholischen Religion zu ermahnen.

schafft waren, fuhren die Truppen auf Tartanen ab *). Seckendorf selbst bestieg ein solches Fahrzeug, weil es bey damaliger Jahreszeit für unmöglich gehalten ward, mit einem Kriegesschiffe nach Sicilien zu gelangen. Auch dieser Versuch scheiterte, wie noch ein vierter, bey dem am Ende alle Transportsschiffe nach Pozzuolo zurückkehren mußten. Seckendorf aber zwang die Schiffer seiner Tartane, ohngeachtet aller Gefahren des tobenden Meeres, zu Tropea in der Provinz Calabrea oltra zu landen, weil dieser Ort dem sicilianischen Gestade näher ist, als Pozzuolo. Noch in derselben Nacht setzte er sich mit seinem Adjutanten Marschall und 30 Grenadieren in eine Felukke **), und lief mit der Morgenröthe zu Milazzo ***) ein, die übrigen Tartanen langten

*) Die Tartane ist ein im mittelländischen Meere gebräuchliches unbedecktes leichtes Schiff, welches 2 Masten (gewöhnlich mit dreyeckigem Seegel) und oft noch 8 bis 10 Ruder führt.

**) Die Felukke ist gleichfalls ein im mittelländischen Meere gebräuchliches Schiff, ohne Verdeck, welches Seegel und Ruder führt, und so gebaut ist, daß man das Steuerruder, nach Umständen, am vordern oder hintern Ende befestigen kann.

***) Der Verfasser der Seckendorfschen Lebensbeschreibung besitzt eine handschriftliche, mit vielem Fleiße und Genauigkeit, im Jahre 1716 verfaßte italiänische Beschreibung der ganzen Küste von Sicilien. Sie ist ein richtiger Beytrag zur Topographie dieses Königreiches, und bemerkt umständlich — aber hauptsächlich in militairischer Hinsicht, alle Hafen, Bayen, Festungen, Wachtthürme u. s. w. Dies Manuscript erwähnt von obiger Festung folgendes: „Milazzo liegt auf einer Halbinsel, „ist

langten nach und nach an, und zu Ende Februars war nichts mehr von dem kleinen Corps zurück; außerdem, was auf der Reise umgekommen oder krank in Neapel geblieben war. Zwar hatten Seeräuber einige Fahrzeuge in der Gegend der Liparischen Inseln verschiedene mal angegriffen, aber ohne allen Erfolg.

In der Festung kommandirte der kaiserliche General-Feldzeugmeister, zum Jungen, und die etwa 30000 Mann starke Belagerungsarmee der Spanier, welche Milazzo aus 60 Kanonen und 40 Mörsern beschoß, stand unter den Befehlen des Marquis de Leede. Da die Zufuhr von der Landseite ganz gehemmt, von der Seeseite aber sehr erschwert war, so herrschte bis zum März großer Mangel bey den Belagerten. Aber Seckendorfs Gegenwart und die Hülfe, welche er mitbrachte, gaben der Besatzung neuen Muth, und gewiß trugen die lebhaften Entschlüsse, die er sogleich ver-

„ist mit Mauern und Bastionen umgeben, und wird durch „ein wohlunterhaltnes Castell gedeckt. Die Lage dieses letzteren ist von den mehrsten Seiten so günstig, daß man es „schwerlich irgendwo würde beschießen können, wenn nicht „innerhalb Musketenschußweite der Berg Tarantello, und „nahe dabey ein andrer, nemlich der St. Elmo läge, auf „welchem sich zwey Redouten befinden. Wenn ein, in der „Gegend des Leuchtthurms landender Feind sich dieser letztern „bemächtigte, so würde er in Stand gesetzt, das Castell zu beschießen.“

anlaßte, auch nicht wenig hiezu bey. Es liegt in der menschlichen Natur, daß in jedem passiven Zustande die Entschlossenheit leichter schwindet, als im thätigen, und dies bewährt sich vorzüglich in belagerten Plätzen. Daher schlug Seckendorf gleich nach seiner Ankunft möglichst offensive Maaßregeln vor, namentlich eine Contre-Approsche gegen die spanischen Werke, und die Anlegung einer großen Redoute auf der nächsten Höhe. Wiewohl das feindliche Geschütz so lebhaft wirkte, daß die Besatzung oft in 24 Stunden hundert Todte und Verwundete hatte, so erhielten doch diese und andere kluge Maaßregeln, so wie die im März etwas freiergewordene Zufuhr, die Standhaftigkeit der Belagerten aufrecht, bis die Annäherung des kaiserlichen Generals Merzig mit 15000 Mann, den Marquis de Leede zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzuge nach Messina vermochte.

Gleich nach diesen Ereignissen (27. Mai) führte Seckendorf ein Unternehmen aus, das, wie mich dünkt, schon damals unverkennbar zeigte, daß er die Gabe der weisen und kühnen Benutzung des Augenblicks für den Angriff eben so sehr besitze, als das Talent für die Defensive, von welchen er in Milazzo so glänzende Proben gegeben hatte.

Die Einwohner der unter den Namen der Liparischen bekannten, mehrentheils vulkanischen, Inselgruppe, ohnweit der sicilianischen Küste, erschwerten durch ihre Seeräubereyen, die den Kaiserlichen nöthige Zufuhr ungemein. Seckendorf segelte daher mit etwas über 2000 Mann von Milazzo aus, um sie zu züchtigen, und wandte sich nach Lipari, der größten und vorzüglichsten dieser Inseln, weil deren Unterwerfung, die der übrigen natürlich veranlassen mußte. Noch am Tage seiner Abfahrt langte er dort an. Aber eine Besatzung von 500 Mann, welche die Spanier in dem auf einen Felsen liegenden Schlosse Pignatura hatten, und mehr als 1000 bewaffnete liparische Bauern, von welchen die Anhöhen am steilen Ufer besetzt waren, machten die Landung sehr beschwerlich. Nächstdem konnten die Schiffe wegen der Untiefe des Meeres nicht nahe genug ankern, so daß dies muthige kleine Corps gegen 400 Schritt weit im Angesicht des Feindes durch das Wasser waden mußte, ehe es das Land erreichte. Nur wohl gegründetes Zutrauen zum Anführer, und ein nicht alltäglicher Muth setzt Truppen in Stand, solch einen Angriff zu unternehmen, mit dem der sonstige Sturm einer Verschanzung nicht verglichen werden kann. In diesem letztern Falle hat man gewöhnlich die glückliche Möglichkeit vor sich, von dem Augenblicke an, da man sich auf Musketenschußweite nähert, mit stürmischer Eil heranzudringen, welche die Gefahr mindert, den Geist

exaltirt, und auf den Feind Eindruck macht *); wadet man aber 400 Schritt weit auf unbekannten Meeresgrunde im feindlichen Feuer, dann hat man es mit 3 Elementen zu thun, und der Angreifer erfreuet sich kaum eines der vorgenannten Vortheile. Nur mit einem Verlust von 150 Mann an Todten und Verwundeten kamen die Kaiserlichen ans Land; sobald aber die Grenadiere nebst 100 Reutern das Gestade glücklich erreicht hatten, jagten sie die bewaffneten Landleute in die mit einer bloßen Mauer umgebene Stadt Lipari. Hierauf wurden auch die anderen Truppen und einige Artillerie ans Land gebracht, die Stadt auf allen Seiten eingeschlossen, Batterien errichtet, und, um die Uebergabe zu beschleunigen, vornehmlich aus Mörsern geschossen. Die Belagerung hatte kaum einige Tage gedauert, als eine Bombe in die Kathedralkirche fiel, wo sie bey der versammelten Menge solch Schrecken verbreitete, daß die Einwohner den Kommandanten vermochten, sich auf Willkühr zu ergeben.

Auch diese Epoche von Seckendorfs Leben veranlaßt Bemerkungen, die, wie mich dünkt, zur richti-

*) Diese Umstände, welche, wie die Erfahrung lehrt, selbst in unserer physischen Beschaffenheit begründet werden, sollte man bey jedem Entwurf einer Unternehmung wohl in Rechnung bringen. Wenn werden wir doch eine Psychologie für den Krieger lesen?

gen Karakterisierung des Mannes und seiner Berufswissenschaft beytragen können.

Unwillkührlich frägt man sich: „Sollte der Mann, „der schon in der ersten Hälfte seiner Laufbahn Sinn für „das Große und Charakter zeigte, der, ohne Rücksicht „auf die vielleicht zweifelhafte Lage des Wiener Aera„riums, eignen Geldkredit zur Betreibung einer Expedi„tion anwandte, die dem Staate und ihm wichtig war. — „Sollte der wirklich in jene Unwürdigkeiten haben ver„fallen können, die ihm viele Jahre nachher die Schreiber „des Wiener Hofskriegsraths vorwarfen?“ So wenig man hier eine förmliche Abwägung der beyderseitigen Gründe vornehmen kann, deren man sich in jenen widerwärtigen Angelegenheiten bedient, so scheint es mir doch, daß diese früheren Thatsachen aus Seckendorfs Leben bey Beantwortung einer so interessanten Frage sehr in Anschlag gebracht werden müssen. Männer von ephemerischer öffentlicher Existenz können freylich nicht nach Analogie ihres ganzen Verfahrens beurtheilt werden, denn was man von ihnen erblickt, ist nur Fragment; wer aber 60 Jahr hindurch zwey der wichtigsten Gattungen öffentlicher Thätigkeit mit Energie vor den Augen ganz Europa's wirkte, der darf wohl verlangen, daß einzelne unerörterte Vorgänge seines Lebens, nach Maaßgabe des großen Ganzen, das sich uns darstellt, beurtheilt werden. Verdient jemand diese historische Rechtswohlthat, so ist er's wohl, der im Krieg und Frieden fast immer solche

Berufslagen erhielt, in denen er sich, bey der größten Treue und Klugheit, nothwendig erbitterte Feinde zuziehen mußte.

Jedem, der es fühlt: daß die Begründung anthropologischer allgemeiner Wahrheiten (im höchsten Sinne dieser Worte) — die wichtigste Tendenz der Geschichte, und namentlich der Biographie ausmacht, — drängt sich hier die fernere Frage auf: „War nicht dieser frühe „Kampf mit moralischen und physischen Stürmen die „beste Einleitung zu einem Leben, das ein fast ununter„brochner Kampf seyn sollte?“ — Wer es unter seiner Würde hält, die Lebensereignisse als weislich bestimmte Mittel zu betrachten, die den Menschen zu dem erziehen sollen, was er seinen Anlagen nach seyn kann und darf, dem geht so etwas nichts an, denn er wird — unbeschadet seines sonstigen Scharfsinns — eine Biographie, wie ein Zeitungsblatt oder ein Theaterstück lesen; wem es aber der Mühe werth scheint, Seckendorfs Leben in jener Hinsicht zu studieren, der wird sein Streben nicht unbelohnt sehn, — vorzüglich weil dieser General unter die (verhältnißmäßig) wenigen teutschen Geschäftsmänner in großen Wirkungskreisen gehört, von denen wir zusammenhängende Nachrichten haben, die uns mehr als die Außenseite des Berufslebens zeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

VII.

Hugo Blair.

(Geb. 1718. Gest. 1800.)

Wenige Tage vor dem Schluß des letzten Jahrhunderts, trat unter andern ein Mann vom Schauplatz ab, welcher, wenn gleich nicht durch ein politisch oder kriegerisch thatenreiches Leben berühmt, doch in die Reihe der Verdienten und Würdigen mit viel größerem Recht gestellt werden darf, als viele andre, an die man diese Namen verschwendet hat. Wenn nach der Behauptung eines — nach deutscher Art — zu früh vergeßnen Schriftstellers, Thomas Abbt's, der uns eine so treffende Würdigung des Verdienstes geliefert hat, das Verdienst des Asceten nicht unter die geringsten zu rechnen ist, weil er auf so verschiedne Classen von Menschen wohlthätig würkt — so darf das Verdienst des guten Asceten noch höhere Ansprüche machen. Und in diese Reihe gehören wenige mit so vollem Recht, als Hugo Blair. Man könnte aus dem, was von seinem Leben und Würken bekannt ist, zusammengenommen mit dem Denkmal, das er sich selbst in seinen Schriften gestiftet hat, die Hauptzüge zu dem Ideal eines vollkommnen Religionslehrers, dem billig in einem ge-

wissem Grade alle gleichen sollten, abziehen, und man würde dann in ihm zugleich einen Beweis haben, daß ein solches Gemälde kein bloßes Ideal geblieben sey.

Unter der Regierung Karl des ersten in England lebte Robert Blair, ein muthiger Vertheidiger der Freyheit, welche sich die Presbyterianer gegen die Beschränkungen der bischöflichen Kirche zu erhalten suchten. So wenig ihm dies eigentlich die Gunst des Königs verschaffen konnte, so ernannte ihn doch dieser selbst, wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften, seiner unverdächtigen Frömmigkeit, Klugheit und Gelehrsamkeit, zu einem höhern Amt, welches ihn oft in die Nähe der Person des Königs führte. Er hinterließ zwey Söhne, der ältere David Blair erbte den Geist des Vaters auf Sohn und Enkel fort. Der jüngere ward Kaufmann. Von diesem stammte der Mann, mit dessen Leben wir uns beschäftigen.

Hugo Blair ward am 7ten April 1718 zu Edinburgh gebohren. In seinem 14ten Jahr kam er in die humanistische Classe der Universität seiner Vaterstadt, und studirte sieben Jahr nach dem Plan, welcher jedem, der zu einem kirchlichen Amt in Schottland gelangen will, genau vorgezeichnet ist. Seine Lehrer bemerkten bald in ihm nicht gemeine Talente, und besonders erwarb ihm eine Abhandlung „über das Schöne" die Achtung des Professor Stevenson, welcher sie am Ende des Collegiums öffentlich vorlaß, und wie Blair her=

nach selbst mehrmals geäußert hat, dadurch die frühe Neigung zur schönen Literatur noch mehr in ihm belebte. Er war überhaupt weit entfernt, sein Studium bloß mechanisch zu betreiben. Sein innerer Trieb, sich mannichfaltig auszubilden, führte ihn bald über die Grenzen des Vorgeschriebenen hinaus. Er benutzte jede freye Stunde, sich Auszüge aus den besten Schriftstellern zu machen, oder sie nach seiner Manier umzuarbeiten und nachzuahmen. Eine Zeitlang zog ihn das Studium der Geschichte ganz besonders an. Er entwarf in Verbindung mit jungen akademischen Freunden chronologische Tabellen, die mit immer mehreren Rubriken und Daten bereichert wurden, je mehr der Umfang seiner eignen Geschichtskenntnisse sich erweiterte.

Im Jahr 1739 schrieb Blair eine Inauguralabhandlung von den Prinzipien des Naturgesetzes, und ward darauf zum Magister der freyen Künste promovirt. Nachdem er im Jahr 1741 bey der gewöhnlichen Prüfung des Presbyteriums, welches aus einer Comittee mehrerer Prediger und Aeltesten besteht, sehr ehrenvolle Beweise seiner Geschicklichkeit abgelegt hatte, erhielt er die Erlaubniß zu predigen.

Kaum hatte er die ersten Proben seines vorzüglichen Talents für die Kanzel gegeben, so bekam er einen Beruf zu einer Landpfarre in dem Kirchspiel Colleßie in Fife, die er im Jahr 1742 antrat, aber schon im folgenden Jahr mit der zweyten Stelle von Canongate

in Edinburgh vertauschte. Man stellte mit ihm zugleich einen der beliebtesten Geistlichen der Kirche auf. Aber dennoch ward er mit einer großen Stimmenmehrheit erwählt. Er blieb eilf Jahr in dieser Stelle. Der Stadtrath und die Generalversammlung von Edinburgh berief ihn im Jahr 1754 an die Lady-Yester Kirche, und im Jahr 1751 erhielt er durch die Versetzung an die Obere Kirche seiner Vaterstadt zugleich die höchste geistliche Würde von Schottland, dessen kirchliche Verfassung bekanntlich presbyterianisch ist. Blair war folglich nicht, wie in einigen deutschen Schriften gesagt ist, von der bischöflichen Kirche.

Er hatte bisher zwar unablässig studiert, sich auch immer ganz an die geschicktesten und für eigne Fortbildung am meisten gestimmten Männer angeschlossen. Allein, da er mit dem größten Fleiß alle seine Vorträge ausarbeitete, und durch seine bisher geführten Aemter sehr beschäftigt war, so hatte er außer ein Paar Gelegenheitsreden dem Publikum noch gar nichts von den Früchten seines Fleißes mitgetheilt. Bloß an einer Zeitschrift, welche unter dem Titel: Edinburgh-Review seit dem Jahr 1755 von einigen fähigen Köpfen herausgegeben wurde, nahm er Antheil, und übersetzte zuweilen einiges zum Behuf des Kirchengesangs. Jtzt begann erst seine literarische Laufbahn, auf welcher er sich nicht bloß in seinem Vaterlande, sondern auch in Deutschland den gerechten Beyfall der Kenner erworben hat.

Es war ihm seine alte Vorliebe für schöne Kunst und Wissenschaft immer geblieben. In der That sollte man auch glauben, daß gerade der geistliche Lehrstand recht sehr geschickt wäre, sie in jedem zu erhalten und zu nähren, der nur einigermaßen den Geschmack in seinen Lehrjahren gebildet hätte. Leider lehrt aber unter uns nur zu oft die Erfahrung das Gegentheil, und man glaubt wohl gar, daß die ästhetische Bildung mit den theologischen Studien in gar keinem Zusammenhang stehe.

Blair hatte sich vorzüglich mit den Werken der redenden Künste beschäftigt. Dies hing mit seinem Beruf, den er nie aus dem Auge verlohr, am genauesten zusammen. Er hatte seine Begriffe über die rhetorische Composition zuerst bey sich selbst ins Klare gebracht, und fühlte sich nun erst recht fähig, auch andern dadurch nützlich zu werden. Seine Freunde, denen er den Entwurf zu Vorlesungen darüber mittheilte, munterten ihn dazu noch mehr auf, er erhielt sehr leicht die Genehmigung der Universität, und eröffnete sie im Winter des Jahrs 1759. Man bemerkte bald den glücklichen Einfluß, und dachte darauf, der Einrichtung Dauer zu geben. Der Antrag wurde von der Regierung genehmigt, und seit dem Jahr 1762 stiftete diese auf der Universität einen eignen Lehrstuhl der Rhetorik und der schönen Wissenschaften, und ernannte unsern Blair zum ersten Professor derselben. Eine Frucht seiner Be-

mühungen in dieser Stelle nützlich zu werden, sind seine Vorlesungen über Rhetorik, auf welche wir in der Folge zurückkommen werden. Seine eignen trefflichen Compositionen, die er auch erst spät dem Publikum mittheilte, beweisen, wie sehr sich in ihm die Theorie mit der Kunst vereinigte.

Dies alles wußten andre mehr als er selbst. Er behielt ein gewisses Mißtrauen gegen sich selbst in seinem höchst bescheidnen Charakter, und er entschloß sich nur schüchtern, zuweilen unvorbereitet öffentlich zu sprechen. Es versammelten sich jährlich in Edinburg die Deputirten der verschiedenen Provincialsynoden, welche jederzeit einen Vorsteher (Moderator) wählen. So oft ihn die Wahl traf, so lehnte er sie jederzeit ab. Desto bereitwilliger war er bey allen wichtigen Angelegenheiten, seine Meinung mitzutheilen, und auf die Bildung seiner Amtsbrüder zu würken. Die große Mäßigung, womit er alles behandelte, erwarb ihm daher auch die Achtung aller Parteyen. So schritt er namentlich in den kirchlichen Angelegenheiten, was in England so leicht ist, nie über die Grenze. Er suchte allerdings die Kirche vor jeder sclavischen Abhängigkeit von bürgerlicher Gewalt zu bewahren. Aber auf der andern sah er auch wohl ein, daß, wenn demokratischer Einfluß zu stark würke, man dabey leicht der Achtung vergesse, welche man der Obrigkeit und den Gesetzen schuldig sey.

Blairs Gesundheit war mehr durch gute Lebensordnung, als durch innere Kraft seines Körpers dauerhaft. Man konnte seine Constitution mehr schwächlich als stark nennen. Erst in den späteren Jahren seines Lebens fühlte er sich unfähig selbst zu predigen, was ihn die Stelle, welche er zuletzt bekleidete, zwar seltner, aber doch von Zeit zu Zeit zur Pflicht machte. Man bemerkte, daß ihm gerade darum zuweilen sein hohes Alter beschwerlich schien. „Warum, sagte er oft, mußte ich von allen meinen Zeitgenossen fast allein übrig bleiben?" Unthätig war es deshalb nicht. Er besorgte alle seine übrigen Amtsgeschäfte, und ward durch Rath und Briefwechsel besonders vielen leidenden Personen, auch in entferntern Theilen des Königreichs nützlich. Den letzten Sommer widmete er der Herausgabe des letzten Bandes seiner Predigten, und fing den Winter gesund an. Aber nach einer kurzen Krankheit erlag sein Körper, und er starb am 27sten Dec. 1800 in vollstem Besitz seiner Geisteskräfte, und in der ruhigen Fassung, welche er sich durch Religion und Philosophie erworben hatte. Sein Tod verbreitete eine allgemeine Trauer, und die Vorsteher der Gemeine thaten alles, um sein Andenken zu ehren und zu erhalten.

Blair lebte mit einer verständigen und sehr achtungswerthen Gattin beynah ein halbes Jahrhundert in einer sehr glücklichen Ehe, die erst wenige Jahr vor seinem Tode durch ihren früheren Abschied getrennt ward.

Einen Sohn verlohr er in den Kinderjahren. Die einzige übrige Tochter blühte unter seinen Augen auf, geschmückt mit allen Zierden und Tugenden ihres Geschlechts. Aber schon im zwey und zwanzigsten Jahre ward sie ihren Eltern durch den Tod entrissen, und so gehörte Blairs übriges Leben seit dem Jahr 1770, bloß seinem Amt, seinen Freunden, und den Wissenschaften.

Als Schriftsteller ist Blair in England und Deutschland besonders durch eine doppelte Art von Werken bekannt geworden — als Aesthetiker und als Homilet.

Zu der ersten Classe seiner Werke gehören seine Vorlesungen über Rhetorik (Lectures on Rhetorik), welche er im Jahr 1783 durch den Druck bekannt machte, und die wenige Jahre darauf auch ins Deutsche übersetzt sind. Diese Vorlesungen sollten nach der eignen Angabe des Verfassers am Ende der ersten zuvörderst „Erörterungen über die Natur des Geschmacks und die Quellen des Vergnügens“ enthalten, welches uns die Werke des Geschmacks überhaupt gewähren. Dann wollte er nähere Betrachtungen über die Sprache an sich anstellen; Grundsätze der Schreibart überhaupt aufstellen; die eigentliche rhetorische Kunst nach den verschiedenen Arten öffentlicher Reden entwickeln, und endlich eine kritische Uebersicht der vornehmsten Gattungen der Composition, so wohl in gebundener als ungebundener Rede

liefern. Es begegnet sich daher der Verfasser oft mit Quinctilian in der Anordnung, und selbst der Bearbeitung der Materien. Aber er gehört zu den ächten Nachahmern der Alten, welche ihren Geist und Sinn dem Bedürfniß einer andern Zeit und eines andern Volks anzupassen verstehen. Er macht — nach seiner eignen Aeußerung — weniger Ansprüche an das Verdienst der Originalität, als eine zweckmäßige Benutzung auch fremder Ideen. Aber man wird überall finden, daß er selbst die von andern entlehnten Materialien neu bearbeitet, und in einem musterhaften dogmatischen Vortrage so auseinander gesetzt und eingekleidet hat, daß sie dadurch für jeden Leser, besonders aber auch für den jungen Redner an Fruchtbarkeit und Eindringlichkeit ungemein gewinnen.

Nach dem Jahr 1760 fingen die Bemühungen Makphersons, Ossians Lieder der Vergessenheit zu entreißen, und die Gesänge der Barden, welche man noch in den Hochländern Schottlands sang, zu sammeln, an, die allgemeine Aufmerksamkeit des literarischen Publikums zu erwecken. Blair und Home hatte den meisten Antheil daran, daß jener Gelehrte zuerst mit seinen Fragmenten alter Poesien ans Licht trat, und sie beförderten am thätigsten die Subscriptionen, durch welche er in den Stand gesetzt wurde, eine so sehr belohnte Reise in das Hochland zu unternehmen, und die Materialien zu sammeln, aus welchen hernach Fingal

und so manche andre liebliche Dichtungen unter Ossians Namen entstanden sind.

Diese Dichtungen nun zog Blair in der Folge vor die Prüfung einer echten Kritik, und würdigte ihre Verdienste in einer sehr ausführlichen Abhandlung, welche, man mag nun auf die Schönheit der Diction, oder die Feinheit des Geschmacks, oder die Schärfe der Kritik sehen, gewiß zu den vorzüglichsten Schriften dieser Art gehört, und zuerst den Ruhm ihres Verfassers auch über die Grenzen seines Vaterlands verbreitet hat. Sie schließt sich an die Abhandlungen des Herausgebers des Ossians an, und auch der deutsche Uebersetzer Denis, hat sie dem 3ten Bande seiner Uebersetzung vorausgeschickt, wobey man nur ungern einen Anhang vermißt, welcher sich bey dem englischen Original findet. Ist gleich durch sie der späterhin wieder erwachte Streit über die Echtheit Ossians nicht beygelegt, so gehört sie doch zu den Hauptactenstücken dieses noch unentschiednen Processes, und behält in Hinsicht auf die meisterhaften Entwickelungen der Schönheiten der caledonischen Barden ihren hohen Werth, wenn man auch über die Streitfrage selbst nicht Blairs Meinung beytreten sollte.

Ein noch weit ausgebreiteteres Publikum, interessirte Blair durch seine nach und nach herausgegebenen Predigten. Viele englische sowohl, als französische Prediger haben die Gewohnheit, eine gewisse Anzahl von Vorträgen, vielleicht kaum vierzig bis funfzig, sehr

sorg-

sorgfältig auszuarbeiten, die ihnen dann, weil sie sie immer wiederholen — zum Theil sogar bloß ablesen — für ihre ganze Amtsführung hinreichen. Diese Trägheit billigte der vortrefliche Mann nicht an andern; noch weniger erlaubte er sie sich selbst. Er arbeitete mit mühsamen Fleiß jeden Vortrag aus, und so hatte er bey seiner ungewöhnlich langen Amtsführung, da er ein Alter von 82 Jahren erreichte, eine außerordentliche Menge aufs Papier gebracht. Aber weit entfernt, alles, was er je geschrieben hatte, des Drucks werth zu halten, machte er die ausdrückliche Verordnung, daß nach seinem Tode nicht das geringste von seinem Nachlaß ins Publikum kommen, vielmehr vernichtet werden, und die letzte von ihm selbst mit großem Fleiß besorgte Sammlung, zugleich das Ende seiner literarischen Würksamkeit seyn sollte.

Er gab im J. 1777 — also, nachdem er schon beynah 60 Jahr alt war — den ersten Band, welcher funfzehn Predigten enthielt, heraus! Ein seltnes Beyspiel von Bescheidenheit — wenn man damit die Sucht so vieler deutschen Prediger vergleicht, welche selbst ihre unreifesten Versuche nicht früh genug ins Publikum bringen, und die ungeheure Menge von Predigten, mit welchen wir nach und nach wohl auskommen könnten, von Messe zu Messe zu vermehren, kein Bedenken tragen. Er hatte gar nicht die Absicht, mehrere folgen zu lassen. Es fand aber die erste Sammlung eine so ausgezeichnete

Aufnahme, daß ein Jahr später schon die zehnte starke Auflage erschienen war, der hernach noch eine große Menge gefolgt sind. Daher gab Blair den dringenden Anforderungen des Publikums nach, und gab in verschiedenen Zwischenräumen noch vier andre Sammlungen heraus, von welchen wir auch in Deutschland, außer einer sehr fehlerhaften und geschmacklosen Uebersetzung des ersten Bandes, eine andre desto vollendetere, dem Hrn. Hofprediger Sack, und den letzten Theil Herrn Prediger Schleyermacher zu verdanken haben.

Blair unterscheidet sich als Prediger von einem großen Theil der Engländer, durch den glücklichsten Verein, von Licht und Wärme — also gerade durch das, was billig für jeden Religionslehrer das beständige Ziel seiner Bestrebungen seyn sollte. Eine Menge der in neuern Zeiten auch ins Deutsche übersetzten Predigten, gleichen bey weitem mehr philosophischen Abhandlungen, als Lehrvorträgen, welche an eine vermischte Classen von Zuhörern gerichtet, und vorzüglich bestimmt sind, auf den Willen zu würken. Sie lassen den Leser kalt, und wenn man sie sich nach der, besonders in der bischöflichen Kirche angenommenen Sitte des bloßen Ablesens vorgetragen denkt, so können sie auch schwerlich auf die Empfindung der Zuhörer vortheilhaft gewirket haben. Zwar ist auch in den Blairschen Predigten, gerade die Bewegung und Rührung des Gemüths nicht das Hauptverdienst. Blair mochte zu gut den

geringen Nutzen solcher vorübergehenden Rührungen beobachtet haben, welche so leicht Gelegenheit geben, daß der Zuhörer sich erbaut und gebessert dünkt, ob er wohl nur in eine gewisse Bewegung gesezt ist. In der Regel spricht Blair mehr zu dem Verstande, und sucht eignes Nachdenken des Zuhörers in das Interesse des Gegenstandes zu ziehen, um Ueberzeugung hervorzubringen. Aber man merkt es ihm überall an, wie sehr er selbst von der Wahrheit und Wichtigkeit seines Gegenstands durchdrungen ist, und die sanfte Wärme seines eignen Herzens theilt sich dem unsrigen mit.

Ob gleich Blair alle Spitzfindigkeiten vermied, sich vielmehr einer gewissen edlen Einfalt befliß, so hat er gleichwohl bey seinen gedruckten Predigten mehr auf gebildete Leser, als auf den großen Haufen Rücksicht genommen. Er erklärte sich darüber selbst in einem Briefe an Herrn Sack, den schon genannten würdigen Uebersetzer seiner Predigten. „Die Kirche, sagt er, an welcher ich stehe, ist die vornehmste dieser Stadt, zu welcher die ersten obrigkeitlichen Personen sich halten, und die seit vielen Jahren von solchen, die sich durch Rang, Erziehung und feinern Geschmack unterscheiden, besucht wird. Predigten, wie die meinigen, würden andern Gemeinen dieser Stadt durchaus nicht angemessen gewesen seyn, und waren gerade für das Auditorium, vor welchem ich zu reden habe, eingerichtet. Auch ist bey ihrer Herausgabe meine Hauptabsicht gewesen, Reden

über religiöse Gegenstände einem Theil solcher Personen in die Hände zu bringen, die sonst nicht gewohnt sind, Vorträge dieser Art zu lesen, eine Absicht, die, wie ich hoffe, nicht ganz unerreicht geblieben ist."

Gewiß gehören auch Blairs Predigten in die Classe der ascetischen Schriften, welche man in die Büchersammlung aller Personen, die zu den gebildeten Ständen gehören, einführen möchte. Selbst die Aehnlichkeit, welche sie in vieler Hinsicht mit den Arbeiten, des noch unter uns lebenden Mannes, der, wie in vielen Stücken, so auch in dem hohen Alter, das er erreicht, dem treflichen Blair verglichen werden könnte — mit den Predigten unsres Spaldings haben, eignet sie zu dieser Stelle. Den Redner hört man jedoch fast noch öfter in jenem als in diesem, und die Predigten, in welchen man ihn am meisten hört, gehören vielleicht unter die, gegen welche die Kritik manche gegründete Einwürfe machen könnte. Der deutsche Uebersetzer, welchen Blair zu einem Urtheil aufgefordert hatte, machte ihm selbst diese Bemerkung, und der bescheidne Blair schrieb ihm zurück, daß er sie völlig gegründet finde. Im Allgemeinen aber muß gewiß jeder das Urtheil unterschreiben, welches Herr Sack von ihnen in der Vorrede zum ersten Bande gefällt hat. „Es scheint, sagt er, daß Blair vorzüglich Leuten aus der feinern und größern Welt nützlich werden wollte. Alle diese, wenn sie anders einen angebauten Verstand haben, und nicht so unglücklich

sind, an Ueberlegungen dieser Art gar keinen Geschmack mehr zu finden, werden diese Reden mit dem größesten Nutzen lesen. Sie werden dem Verfasser die richtigste Kenntniß des menschlichen Herzens und der Verirrungen und Verlarvungen desselben, so wie auch eine sehr vertraute Bekanntschaft mit den Sitten und dem Laufe der Welt nicht absprechen können; und sehr oft in den meisterhaften Schilderungen, die er entwirft, gerade sich selbst, ihre Absichten, ihre Wünsche, ihre Unruhen, ihre Thorheiten und ihre Leiden finden; sie werden durchaus die Gesinnung und die Tugend, die er empfiehlt, als eine solche anerkennen müssen, die nicht allein ihr Glück befördert, sondern die sie auch, aller Schwierigkeiten ihrer Lage ungeachtet, annehmen und ausüben können."

Der moralische Theil dieser Reden hat indes ohnstreitig einen weit entschiedneren Werth als der dogmatische. In Absicht dieses letztern scheint er dem System der Kirche fast ohne Ausnahme treu zu bleiben, und selbst manche Vorstellungsarten zu begünstigen, die bey der großen Klarheit seines Geistes in der That befremden. Indeß ist es doch nirgends zu verkennen, daß er den einzigen wahren und großen Zweck des Christenthums immer im Auge behalte. Aber bey den moralischen Materien, deren bey weitem die meisten sind, beweiset sich der richtige Verstand des Verfassers, besonders in der Genauigkeit, mit der er überall die besondre Pflicht

oder Tugend, von der er redet, bestimmt, und ihr ihren Umfang und ihr eigentliches Gebiet anweiset. Bey einer lebhaften und blühenden Einbildungskraft, die gewiß in Blair nicht bezweifelt werden kann, ist sonst in Vorträgen dieser Art nichts gewöhnlicher als Uebertreibungen, durch welche moralische Belehrungen so oft fruchtlos und nicht selten schädlich gemacht werden. Er aber hat mit gleicher Klarheit immer das ganze System menschlicher Pflichten vor Augen, und erlaubt es sich nie, die feine Grenzlinie zu überschreiten, die einem weniger geübten Auge oft so schwer zu entdecken ist. Wie unwillkührlich dann auch das Gemüth durch die Kraft und Anmuth des Vortrags hingerissen werden mag, so bleibt doch die kalt richtende Vernunft mit dem erwärmten Herzen in Uebereinstimmung, und das Nachdenken billigt, was die Vernunft beschlossen hatte. Mehrere dieser Reden kann man kaum treffender charakterisiren, als ein Recensent in dem Critical Review (1790 Nov.) gethan hat, der sie „elegante und edle Darstellungen wohl durchdachter philosophischer Ideen nennt."

Es ist so häufig der Fall, daß sich bey Männern von dem gebildetsten Geist und dem wohlgeordnetsten Geschmack, bey Schriftstellern, deren Werke den reinsten moralischen Geist athmen, in ihrem öffentlichen und häuslichen Leben kaum eine Spur davon findet. Dies ist bey denen, welche sich als Lehrer der Tugend und einer Religion, deren letzter Zweck doch die Hervorbringung

einer reinen Sittlichkeit bleibt, um so trauriger, je mehr sie dadurch denen, welche so gern an der Realität moralischer Principien und an der Wahrheit ächt sittlicher Charaktere zweifeln, Waffen in die Hände liefern. Aber eben daher bleibt ein Mann, der auch von dieser Seite als ein Muster aufgestellt werden kann, desto ehrwürdiger.

Dies gilt im ganzen Umfange von Hugo Blair. Es ist nur eine Stimme über ihn, daß er das selbst war, wozu er andre so gern gebildet hätte. Leider haben wir nur einen sehr kurzen Entwurf seines Lebens, und eine Charakterschilderung, welche sich zum Theil auf die Züge einschränkt, welche in keinem Bilde eines echten Religionslehrers fehlen sollten; aber daneben doch manche feine Bemerkungen über die, wenn ich so sagen darf — innere Organisation seines Charakters enthält *). Es müßte äußerst interessant seyn, nähere Nachrichten zu haben, wie ein Mann, dessen Seele so wohlgeordnet war, seinen Lebensplan ins Einzelne geführt, wie er seine Zeit eingetheilt, wie er über einzelne Theile seines Amts gedacht, was er für Erfahrungen gesammelt, wie er seinen jungen Amtsbrüdern nützlich geworden, was er für einen Plan in der Erziehung seiner

*) Sie ist von einem würdigen Geistlichen, Hrn. Finleyson, der einen Short account of H. Blairs Life and Charakter herausgab, ihm auch die Leichenrede hielt. Dies und die Vorreden zu der deutschen Uebersetzung seiner Predigten, waren die einzigen Quellen, aus welchen diese Biographie geschöpft werden konnte.

Tochter, oder bey dem Unterricht seiner Katechumenen befolgt habe, wie sich in manchen verwickelten Fällen, an denen es in einem so langen Leben unmöglich fehlen konnte, sein Charakter geäußert. In diese feinere Details läßt sich sein Biograph nicht ein. Er sagt uns nur im Allgemeinen, daß der Ruf, welchen er sich in seinem öffentlichen Wirkungskreise durch seine Vorträge und Vorlesungen erworben habe, durch die große Achtungswürdigkeit seines Privatcharakters kräftig unterstützt sey. Schon durch seine Familienverhältnisse hatte er ein lebendiges Gefühl für das, was dem geistlichen Stande wohlanständig ist, in sich erweckt. Sein Herz war aufs innigste von allen Verbindlichkeiten, welche Sittlichkeit und Religion uns auflegt, durchdrungen, und in seinem Umgang mit der Welt, durch denselben so feinen und geläuterten Geschmack, den seine Schriften ankündigen, geleitet, zeichnete er sich in seinem ganzen Leben durch Klugheit, Reinheit und würdige Schicklichkeit seines Betragens aus. Die Kräfte seiner Seele standen in einem vortreflichen Verhältniß, und daher entstand jenes schöne Gleichgewicht, das ihn vor den Verirrungen verwahrte, welche so leicht ausgezeichneten Köpfen, zu denen er gewiß gehörte, begegnen. Er war nicht gleichgültig gegen die hohe Achtung, die er als Mensch und als Schriftsteller genoß, und sah oft mit einer unverkennbaren Zufriedenheit auf seine zurückgelegte Bahn zurück. Aber sein Herz kannte keinen Neid,

und der Ruhm und das Glück andrer Menschen erfüllte ihn mit einer herzlichen Freude. Er liebte die Stille, und die wohlthuende Geräuschlosigkeit, in welcher der Mensch sich selbst angehört. Aber er war deshalb nichts weniger als mürrisch oder schwermüthig, oder einseitig. Er wußte vielmehr jedem Gegenstande, den seine Aufmerksamkeit auf sich zog — und alles Wissenswürdige zog sie auf sich — eine interessante Seite abzugewinnen.

Er war edel einfach in seinen Sitten; sanft, wenn er belehrte, mild, wenn er tadelte, ohne Zurückhaltung, wenn er sich seinen Freunden mittheilte, aber unbiegsam in allem, was er für Recht und Pflicht erkannte. In jedem Verhältniß war er ein leuchtendes Beyspiel der Tugend und Religiosität.

Wir enden diesen kurzen Ueberblick eines so würdigen Lebens, mit den Worten des Hrn. Finlayson, welche er den ersten Sonntag nach Blairs Begräbniß vor der verwaißten Gemeine sprach:

„Die allgemeine Verehrung, deren Blairs Lehrarbeiten genossen, waren einigermaßen eine Belohnung für die Anstrengungen, die sie ihm gekostet hatten. Aber seine vornehmste Belohnung bestand in dem Bewußtseyn, wie viel er beygetragen hatte, die ihn anvertrauten Gemeinen zu erbauen, und in den segenvollen Wirkungen, welche diese Arbeiten über sein eignes Herz verbreiteten. Denn er war für sich und unter den Seinigen betrachtet, das vollkommenste Bild jener Sanftmuth, Einfalt,

Freundlichkeit und Ruhe, welche seine Schriften empfehlen. Ob er gleich seine häuslichen Verhältnisse nach und nach aufgelöst sah, so hielt sich doch seine Seele, gestärkt durch religiösen Sinn, und aufrechtgehalten durch seine natürliche Anlage zur Zufriedenheit, standhaft an Gott, und er war im Stande, bis ans Ende in der thätigen und heitern Erfüllung der Pflichten seines Amts zu verharren. Es war natürlich, daß er bey solchen Anlagen und Fertigkeiten ein seltnes Maaß von Glückseligkeit genoß, und vielleicht hat es nur wenige Menschen gegeben, die vollkommen erfahren hatten, daß die Wege der Weisheit Friede sind, und alle ihre Pfade Freude."

Besonders erfreulich war es, ihn in den spätesten Zeiten seines Lebens zu sehen, wie er auf fast sechzig in dem Dienst der Religion verlebte Jahre zurücksah, und sich aller angenehmen Erinnerungen, die sie ihm gewährte, erfreute; wenn er in dem ehrwürdigen Alter von zwey und achtzig Jahren noch immer einen muntern und hellen Geist besaß, der die Lust seiner Freunde war; noch immer Sinn hatte für die Aufmerksamkeit, die sie ihm bewiesen, noch immer von Eifer für das Beste der Kirche glühte, und mit aller Kraft einer jugendlichen Ehrliebe, in der letzten Sammlung seiner Reden ein Werk bearbeitete, welches ihm neue Ansprüche auf die Dankbarkeit und Bewunderung der Nachwelt sichern konnte.

So wachsam und bereit, und die Lampe seines Lebens immer noch hell unterhaltend, fand ihn der Herr unsrer Tage, als er kam, ihm zu sagen: „Es ist genug!" um ihn nach einer einzigen schmerzenvollen Nacht, freundlich zur Ruhe zu rufen.

VIII.

Anton Possevin,

ein Jesuit.

(Geb. 1534. Gest. 1611.)

Man sagt, die Jesuiten haben den sinkenden Katholicismus wieder empor gehoben. Dieses Verdienst, wofür es ihre Lobredner halten, kann man ihnen nicht absprechen. Die Bettelorden, welche von ihrer Stiftung an bis auf die Reformation die einzige Stütze der päbstlichen Monarchie gewesen waren, hatten sich um alle Achtung gebracht. Die Schwärmerey, die ihnen bey ihrer Entstehung Ansehen verschafft, und die größten Köpfe unter ihren Zeitgenossen zugeführt hatte, war erloschen. Ihre tiefe Unwissenheit, so wie die Unbrauchbarkeit und Unverständlichkeit dessen, was sie noch zu wissen glaubten, machte sie zum Gegenstande der allgemeinen Verachtung, gab sie dem Spotte und dem Gelächter der Gelehrten Preis, und ihr Trotz, ihr Uebermuth, ihr Eigendünkel, ihre Grobheit und ihr Verfolgungsgeist bey den verworfensten Sitten erregte gegen sie den lauten Unwillen aller wohldenkenden und gesitteten Menschen. Weit entfernt mit ihren Zeitgenossen in der Cultur fortzuschreiten, standen sie selbst hinter den

ersten Lichtern ihrer aufkeimenden Orden so weit zurück, daß sie auch in diesen finstern Zeiten der Verachtung kaum entgangen seyn würden. Es war daher nicht zu verwundern, daß sie so hellsehenden, gelehrten und geistreichen Männern, wie Bilibald Pirkhaymer, Erasmus, Ulrich von Hutten und ihres gleichen ein leichtes und willkommnes Spiel des witzigen und launichten Spottes werden mußten.

Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Verfall der Mönchsorden, so wie der Geistlichkeit überhaupt den Reformatoren ihr Werk im hohen Grade erleichterte. Sie selbst waren diesem rohen, unwissenden, trägen und unsittlichen Haufen, die sich Geistliche nannten, an Kenntnissen, hellem Verstande, wahrer Frömmigkeit und warmen Eifer für die Beförderung einer wohlthätigen Religion unendlich überlegen, und der gemeine Christ, der das Heil seiner Seele von seinen vorgeblichen Seelsorgern vernachläßigt sahe, von ihrer rohen Unsittlichkeit, von ihrer Niederträchtigkeit und Gewinnsucht in dem schändlichen Ablaßhandel Zeuge war, fühlte das Bedürfniß eines bessern Unterrichts und eines vernünftigen Gottesdienstes, ging der neuen Lehre mit Sehnsucht entgegen, und nahm ihre Lehrer mit offnen Armen auf.

Die päbstliche Monarchie konnte selbst nicht mehr in den Ländern gehalten werden, wo die Waffen der Gewalt ihren gänzlichen Umsturz noch verzögerten; noch weni-

ger konnte sie das wieder erobern, was sie bereits verlohren hatte, wenn ihr nicht eine neue Stütze zu Hülfe kam. Da kam die Gesellschaft Jesu, und plötzlich schien ein neuer Tag über das zerrüttete Pabstthum anzubrechen. Sein noch immer weites Reich wurde mit einer Menge rastlos thätiger, kluger, gelehrter und scheinheiliger Vertheidiger angefüllt. Die Jesuiten sahen bald, daß die Bettelorden alles verdorben hatten. Sie glaubten daher, sich von ihnen nicht genug unterscheiden zu können. Sie wollten nichts mit ihnen gemein haben, wodurch man sie mit ihnen hätte auf Eine Linie stellen können, nicht allein keinen Chorgesang, sondern selbst nicht einmal die gewöhnliche Ordensterminologie; kurz nichts, was an das verachtete Mönchsthum erinnern konnte. Sie nannten ihre Häuser nicht Klöster, sondern Collegia, ihre Vorsteher nicht Prioren, Guardiane, sondern Rectoren, sie wollten nicht Mönche, sondern Väter der Gesellschaft Jesu heißen.

Man hat sich gewundert, wie eine so große Anzahl von Männern, die durch ihre Talente und Geburt so sehr hervorragten, ein Lainez, ein Salmeron, ein Borgia, sich an einen so unwissenden, einfältigen Bettler, an einen Ignaz von Lojola, anschließen konnten. Allein diese Verwunderung verschwindet, so bald man in die Vergangenheit zurückschauet, und einen Thomas von Aquino, einen Bonaventura, einen Roger Bakon und so viel andere Männer von

ausgezeichnetem Geiste, unter den ersten Schülern eines h. Franziskus und Dominikus findet. Das, was diese außerordentlichen Männer um ein solches Oberhaupt versammelt, ist die Schwärmerey, womit es die todten Gewässer der entschlafenen Thätigkeit eines erstorbenen Menschenalters in neue Bewegung setzt; und diese Schwärmerey, durch die sich der h. Ignatius von Lojola so sehr auszeichnete, gesellet sich am leichtesten zu der tiefsten Armuth des Geistes.

Die zehn Gefährten des Lojola fanden in ihrem Anführer alles, was ihnen versprach, in einer neuen Sphäre glänzen zu können. Die Aufmerksamkeit, die er durch seine abentheuerliche Heiligkeit, und selbst durch die Hindernisse erregte, die nur die Hartnäckigkeit seiner Schwärmerey besiegen konnte, mit ihm zu theilen, und sie zu der Ausführung großer Entwürfe zu benutzen, das bot ihrem Ehrgeiz genug glänzende Aussichten dar, um sie zu einer Verbrüderung mit einem solchen Haupte einzuladen.

Die äußersten Umrisse ihres Planes gingen auf eine genaue Vereinigung des Interesse ihres Ordens mit dem Interesse der päbstlichen Monarchie; und darauf mußten sie gehen, wenn seine Glieder einen sichern Platz finden sollten, worauf sie eine große und weitreichende Rolle spielen könnten. Um auf diesem Platze die Lücke der ausgearteten Bettelorden auszufüllen, die wankenden Theile des Gebäudes zu halten, und das verlohrne Land

wieder zu erobern, mußten sie sich durch eine mit dem Geschmacke der Zeiten harmonierende Gelehrsamkeit Achtung verschaffen, und diese mit einem blendenden Scheine der Heiligkeit, so wie mit einer zu der genauesten Einheit vereinigten Thätigkeit verbinden. Zu dieser vereinten Thätigkeit, die in den klügsten und geschicktesten Gliedern der Maschine durch Eine einzige Triebfeder bewegt wird, gehört eine unbedingte Unterwürfigkeit unter dem Willen des Einzigen, nach dessen Winke sich alle Räder des grossen Werkes regen müssen; und diese fanden sie in Lojolas Schwärmerey, die das größte Verdienst und die höchste Vollkommenheit in den blindesten leidenden und thätigen Gehorsam setzte.

Schon die Kindheit der neuen Gesellschaft kündigte sich durch die Talente und die Gelehrsamkeit ihrer hervorstechendsten Glieder an. Sie zogen dadurch die Augen der Welt auf sich, und machten sich, durch ihre Anwendung in der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend, nützlich und ehrwürdig. Dieses ganze Gepränge von Gelehrsamkeit hatte aber keine andere Bestimmung, als dem rohesten Aberglauben der Geheimnisse und Ceremonien, der Wunder und Legenden ihrer Kirche zu einer neuen und scheinbarern Stütze zu dienen. In diesem Geiste suchten sie sich alle neuen Kenntnisse, mit denen außer ihrem Schoße die Wissenschaften bereichert wurden, zuzueignen, um sowohl nichts von ihrem Ruhme zu verlieren, als auch ihre Lenkung nach dem Interesse

ihrer Gesellschaft und dem Interesse der päbstlichen Monarchie in den Händen zu behalten. Und so würden sie die Dauer ihrer Gesellschaft und der päbstlichen Herrschaft wahrscheinlich verewigt haben, wenn sie sich des Monopols der menschlichen Wissenschaften hätten bemächtigen können. Da aber nach und nach mitten in der katholischen Kirche durch die allgemeine Verbreitung der Aufklärung, wozu die ersten Funken außer ihr aufgingen, ein Licht zu glänzen begann, das sie nicht aufnehmen, aber auch nicht auslöschen konnten: so verschwand die Glorie, hinter welcher sich bisher ihre grenzenlose geistliche und weltliche Herrschsucht verborgen hatte. Mit ihnen sank von neuem der Katholicismus. Er sank vor der Masse von nützlichen und gereinigten Kenntnissen, welche immer mehr zu allen Ständen, Geschlechtern und Altern durchdrangen, und die mit dem Lichte, das von ihnen ausging, immer mehr die Nebel des Aberglaubens zerstreuten.

Wenn irgend Etwas neue Besorgnisse erregen, und die allgemeine Rückkehr zu dem alten Aberglauben und dem Joche der päbstlichen Herrschaft begünstigen könnte, so wäre es die Erlöschung des Lichtes in die zweifelhafte Dämmerung dunkler Gefühle, die beyden so erwünscht ist. Auf diese Seite scheint sich jetzt ein nicht unbeträchtlicher Theil der öffentlichen Stimmung in dem protestantischen Deutschlande und dem wiedergebohrnen Frankreich durch die poetische Ansicht des Christenthums hinzu-

hinzuneigen *). Nichts kann einer geheimnißvollen Dogmatik und einem ceremonienreichen Gottesdienste vortheilhafter seyn, als sie bloß von ihrer ästhetischen Seite zu zeigen. Wie könnten sie sich einem feinen Geschmacke, einem warmen Gefühle, und einer glühenden Einbildungskraft in einer täuschendern Gestalt empfehlen? Wohl uns, wenn dieser Kampf des Lichtes mit der Finsterniß der letzte ist, und wenn ihn unser Zeitalter glücklich besteht!

Mit ihrer bewunderten Gelehrsamkeit verbanden die Jesuiten eine seltene Thätigkeit und Geschicklichkeit in den mannichfaltigsten Weltgeschäften von den feinsten Künsten der Höfe und der Politik an bis auf den kleinsten Mechanismus der Betriebsamkeit in dem Kaufhandel, der politischen Oekonomie und allen Regierungsfächern. Man sah bey ihnen das, an dessen Möglichkeit jetzt so viele verdienstvolle Geschäftsmänner zweifeln, man sah einen abgeschiedenen Gelehrten aus seinem Kabinette, wo er an Folianten voll der spitzfindigsten Untersuchungen der scholastischen Philosophie und Theologie gearbeitet hatte, zu den verwickeltsten Geschäften und den

*) Diese Ansicht herrscht überall in Lavaters ascetischen Schriften, und sie ist es, die ihn auch für den abergläubischen Theil des katholischen Gottesdienstes so tolerant machte. Jetzt gebraucht sie Chateaubriant in seiner Atala und in seinem Genie du Christianisme zur Unterstützung des gröbsten Katholicismus.

schwierigsten Unterhandlungen übergehen, und in der Welt und an den Höfen mit mehr Leichtigkeit und Gewandtheit seine Rolle spielen, als viele, die ihr ganzes Leben auf diesem Schauplatze zugebracht haben.

So war Antonio Possevino; berühmt durch seine zahlreichen Schriften voll scholastischer Gelehrsamkeit, durch seine apostolischen Missionen und durch seine Unterhandlungen an den nordischen Höfen. In ihm läßt sich das Bild eines vollkommnen Jesuiten in seiner größten Vollständigkeit darstellen. In seinem thatenreichen Leben finden wir alle die Züge, woraus das Wesen seines Ordens zusammengesetzt ist, die uns die glückliche Ausführung der großen Entwürfe einer so merkwürdigen Gesellschaft begreiflich machen, und alle Räthsel in ihrer Geschichte lösen können.

Antonio Possevino war im Jahr 1534, sechs Jahr vor der Stiftung des Jesuiterordens, zu Mantua von ehrlichen Eltern aus dem Bürgerstande gebohren. Ihre Glücksumstände waren nur mittelmäßig; aber er verdankte ihnen, was mehr werth ist als Reichthum, eine sehr einnehmende Gestalt, die vortrefflichsten Geistesanlagen und eine sorgfältige Erziehung. Schon im sechszehnten Jahre seines Alters zeichneten ihn die Kenntnisse, die er sich durch einen anhaltenden Fleiß erworben hatte, so aus, daß seine Eltern anfingen, die größten Hoffnungen für das Glück ihrer Familie auf ihn zu bauen. Sie schickten ihn daher im Jahr 1550 nach

Rom, wo der Schutz, den der Pabst Julius der Dritte den Gelehrten angedeihen ließ, einem solchen aufblühenden Genie eine glänzende Laufbahn versprach.

Ihre Erwartungen wurden nicht getäuscht. Denn kaum hatte er Zeit gehabt, sich bekannt zu machen, als mehrere Kardinäle schon mit einander wetteiferten, ihn in ihre Dienste zu ziehen. Possevin zog den Kardinal Herkules von Gonzaga vor. Zu dieser Wahl bestimmte ihn nicht nur die nahe Verwandtschaft dieses Prälaten mit seinem Landesherrn, dessen Bruder er war, sondern auch, und zwar vorzüglich, der Ruhm seiner Klugheit und seiner Verdienste, der ihn zum vorsitzenden päbstlichen Legaten auf der Kirchenversammlung von Trident erhoben, und bis an seinen Tod erhalten hat.

Der Kardinal machte ihn Anfangs zu seinem Sekretär, und in diesem Posten, der ihm den sechszehnjährigen Jüngling täglich so nahe brachte, bemerkte er, zu welchen Erwartungen sein schon so reifes Genie berechtigte. Um es weiter ausbilden zu können, gab er ihm Gelegenheit, eine hohe Schule zu besuchen. Er sandte ihn als Begleiter seiner beyden Neffen Francesco und Scipio Gonzaga nach Padua, welches damals durch die Anzahl seiner Schüler und den Ruhm seiner Lehrer in dem höchsten Flore stand.

Die Lehrer, die er hier antraf, und von denen er für seine Fortschritte in den Wissenschaften so viel gehofft

hatte, entsprachen indeß nicht ganz seinen Erwartungen. Er fand sogar zwey unter ihnen, die der Lehre des Averroes zugethan waren, und das Gift dieses Ungläubigen unter ihre Schüler zu verbreiten wußten. Da diese Lehre die persönliche Fortdauer der menschlichen Seele nach dem Tode verwarf, so war sie bereits im Jahr 1516 auf der Lateranensischen Kirchenversammlung unter dem Pabst Leo dem Zehnten verdammt worden. Das hatte aber nicht gehindert, daß sie nicht noch immer, selbst unter den vornehmsten Gelehrten in Italien fortgepflanzt wurde. So fand es der junge Possevin auch in Padua, und er ließ diese Gelegenheit, seinen Eifer für die Reinigkeit des Glaubens auszuzeichnen, nicht unbenutzt.

Bisher hatte sich noch keine Neigung für die neue Gesellschaft Jesu in ihm geregt; er kannte sie noch nicht weiter, als aus dem allgemeinen Gerüchte. Bald aber brachte ihn, wie er sagt, die Gnade auf ihre nähere Spur. Sie kennen und sie lieben, war Eins. Ferand von Gonzaga, Statthalter von Mayland, der Vater seiner Zöglinge, war gestorben, und seine Wittwe rief ihre beyden Söhne, die Possevin bisher geführt hatte, von Padua ab, um sie mit sich nach Neapel, ihrem künftigen Wohnorte, zu nehmen. Possevin, so ungern er Padua verließ, konnte sich nicht entziehen, sie dahin zu begleiten. Hiehin wollte

ihn die Gnade haben, denn hier erwartete ihn seine Bekehrung.

Die Jesuiten hatten schon seit neun Jahren ein Collegium zu Neapel, wozu der h. Ignatius selbst, auf die Bitte des Herzoges von Monte Leone und des Prinzen Caraffa die evangelischen Arbeiter geschickt, und ihnen den berühmten P. Andreas Oviedo, der als Patriarch von Aethiopien im Geruch der Heiligkeit gestorben ist, zum Rektor gegeben hatte. Unter diesen fand sich der P. Petrella, der durch die Erbaulichkeit seines innern Lebens auf den neuangekommenen Possevin bald einen tiefen Eindruck machte. Er zögerte nicht, sich diesem heiligen Manne zu nähern, um ihn mit den Angelegenheiten seines Gewissens bekannt zu machen, und der schlaue Heilige, der in seinem jungen Freunde einen wichtigen Gewinn für seine Gesellschaft ahndete, säumte nicht, das mächtige Werkzeug des jesuitischen Bekehrungseifers bey ihm anzulegen.

Die Jesuiten haben ein unfehlbares Mittel erfunden, wodurch sie die Tauglichkeit eines Subjektes, das in ihren Kreis kömmt, mit Sicherheit erforschen, und, wenn sie es zu ihren Absichten tauglich befunden haben, zu sich herüberziehen. Das ist ihre so genannte Generalbeichte. In dieser muß der Candidat einen getreuen und bis in die kleinsten Umstände ausführlichen Bericht von seinem ganzen Leben, von seinen innersten Gedanken, von seinen geheimsten Wünschen,

Anschlägen und Entwürfen abstatten. Dieser Bericht dienet ihnen dann nicht allein, sich sein ganzes Herz aufschließen, und danach seine Tauglichkeit für ihren Orden zu beurtheilen, sondern auch nach dieser Kenntniß seines Innern den sichersten Weg zu finden, um am unfehlbarsten auf ihn zu wirken.

Possevin legte seine Generalbeichte in die Hände des Petrella nieder, und von diesem Augenblicke an war seine Eroberung für den Orden gewiß. Es währte indeß noch eine geraume Zeit, ehe er seine ersten Gelübde ablegte, und noch länger, ehe er das Kleid des Ordens annahm. Aber schon in Neapel trat er als ein eifriger Verehrer der Jesuiten auf. Die armen Väter hatten in dieser volkreichen Stadt, wo sie so viele Verehrer hatten, den Pfeilen der Verleumdung nicht entgehen können. Sonderbares Schicksal! daß die heilige Gesellschaft Jesu von ihrem Entstehen an bis zu ihrem Untergange immer von den besten Menschen ist verleumdet worden! Possevin schrieb ihre Apologie.

Nachdem er dem Orden durch diese Schrift öffentlich gehuldigt hatte, kehrte er nach Padua zurück. Hier sollte seine Bekehrung vollendet werden. Bey seiner Ankunft fand er einen Jesuiten, den P. Benedikt Palmio, im Besitz der allgemeinen Bewunderung. Diese Bewunderung hatte er sich durch seine großen Rednertalente erworben, und sie hatte bereits so stark auf eine große Menge junger Köpfe gewirkt, daß sich Possevin

bald mitten in einem Kreise von Jünglingen befand, die sich alle für den neuen Orden begeistert fühlten, und vor Begierde brannten, demselben einverleibt zu werden. Zu diesen gehörten drey Brüder, Achilles, Leo und Ludovico Gaillardi aus einer der angesehensten Familien, und von so ausgezeichneten Talenten, daß der berühmte P. Simon Rodriguez, der in Portugal, nach Montaignes Ausdrucke, die Schule der Dummheit eröffnete, woraus sich dieses bis dahin so blühende Reich noch nicht hat losmachen können, gesagt hatte, daß er schwerlich in ganz Italien drey so vollkommene Jünglinge zu finden gehofft hätte. Es war Ludovico, der jüngste von diesen drey Brüdern, und der, dessen Enthusiasmus am hellesten brannte, welcher den Possevin zu einem endlichen Entschluß brachte, seinen Eintritt in den Jesuiterorden mit dem ihrigen zu vereinigen.

Der P. Palmio eilte dem P. Lainez von dieser reichen Beute für ihre Gesellschaft Nachricht zu geben, und die Freude, die der General darüber empfand, war so groß, daß er die neuen Proselyten nach Rom beschied, um daselbst ihr Noviziat unter seinen Augen zu halten, und ihre ersten Gelübde in seine eigenen Hände abzulegen. Er schickte die jungen Jesuiten einstweilen in das römische Collegium. Aber mit dem P. Possevin hatte er weitaussehendere Absichten, die sich bald näher entwickelten.

Schon hatten sich die Jesuiten über ganz Italien ausgebreitet, nur Savoyen und Piemont fehlte ihnen noch. Der Herzog von Savoyen, Emanuel Philibert, war bisher mit in den Krieg zwischen Spanien und Frankreich verwickelt gewesen, der endlich im Jahr 1559 durch den Frieden von Cateau Cambresis auf eine vortheilhaftere Art für ihn war beendigt worden, als er es hatte hoffen können. Während des Krieges waren die Thäler von Piemont, die von den so genannten Waldensern bewohnt wurden, von ihm abgefallen. Er hatte sie zwar durch den Frieden wieder erhalten, allein er glaubte auf ihren sichern und ruhigen Besitz nicht sehr rechnen zu können. Die Abneigung der Thalbewohner gegen die savoyische Regierung hatte ihren Grund in den grausamen Verfolgungen, welche sie wegen ihrer Abweichungen von dem Glauben der katholischen Kirche von ihr erlitten hatten. Man konnte also erwarten, daß ihre Zurückführung zu der herrschenden Kirche sie auch wieder zu der Anhänglichkeit an ihren alten Landesherrn zurückbringen werde; und daß derjenige, der sich dieses Verdienst um den Hof von Turin erwürbe, auf seine unbeschränkte Dankbarkeit werde Anspruch machen können.

Auf diese Aussicht bauete der hellsehende General seine Hoffnung, die Jesuiten in die Staaten des Herzogs von Savoyen einzuführen. Er entwarf dazu sogleich den Plan, zu dessen schleuniger und glücklichen Aus-

führung er in der Person des P. Possevin seinen Mann gefunden zu haben glaubte. Diese Wahl wurde durch alle Umstände gerechtfertigt. Der Eintritt desselben in den Orden der Jesuiten war noch ein tiefes Geheimniß; kein Mensch außer dem Orden kannte den P. Possevin als einen Jesuiten. Wer konnte also besser mit dem Scheine der Unpartheyligkeit die Gesellschaft Jesu als das vollkommenste Muster der Heiligkeit empfehlen, als ein Fremder, der, wie man glauben mußte, nicht in der geringsten Verbindung mit ihr stand.

Auch war vielleicht keiner, der einen so scheinbaren Vorwand hatte, den Hof zu Turin zu besuchen, und der Verstellungskunst genug besaß, unter diesem Vorwande seine fremde Rolle zu spielen, als Possevin. Bereits während seines Aufenthaltes zu Padua hatte der Kardinal von Gonzaga ihm die Komthurey des heil. Antonius von Fossan verschafft, er war daher von dieser Zeit an bloß unter dem Namen des Komthur von Fossan bekannt, und er blieb es auch, so lange seine Obern das Incognito für den neuen Jesuiten für nöthig hielten. Nach seiner schleunigen und geheimen Abreise von Padua nach Rom war er von dem Schauplatze so völlig verschwunden, daß man ihn für todt hielt. Man hatte sogar schon seine Komthurey an einen andern vergeben, als der todtgeglaubte Komthur von Fossan auf einmal wieder erschien, und seine Rechte auf seine Pfründe geltend machte.

Er konnte dieses nirgends anders als an dem Hofe von Turin thun. Und das war der Vorwand, unter welchem er sich dahin begab, um unter der Leitung seines Generals an dem Interesse seines Ordens zu arbeiten. Der Herzog, dem die Unterjochung der piemontesischen Thäler am Herzen lag, verfehlte die Gelegenheit nicht, einen so feinen und durch seine Heiligkeit sich auszeichnenden Geistlichen, als der vermeinte Komthur von Fossan, um diese Sache zu Rathe zu ziehen. Der verkappte Jesuit gab seiner Antwort eine so schlaue Wendung, daß der Herzog dem Fallstricke, womit er ihn in die Hände seiner Ordensbrüder brachte, nicht entgehen konnte.

Die verschmitzte Politik der Jesuiten hat von jeher alle andern Geistlichen ihrer Kirche herabzusetzen gewußt, und es ist nicht zu leugnen, daß sie mit den Meisten ein leichtes Spiel hatte. Die h. Väter ließen dann aus der Verdorbenheit aller andern Religionsdiener die Folge ziehen, daß sie selbst die einzigen tüchtigen Arbeiter in dem Weinberge des Herrn, und so die einzigen Retter der Kirche und der Staaten seyn könnten. In diesem Geiste begann Possevin seine Antwort auf die Fragen des Herzogs. Er fing damit an: „daß die Staaten und ihre „Regenten nur in der Erhaltung der wahren Religion „und in der Ausrottung der Ketzerey ihre Sicherheit und „Ruhe finden könnten. Er gestand zugleich, mit einer „Miene des Bedaurens, daß die meisten Geistlichen und

„Mönche sich ihres Standes und Namens unwürdig „machten, und, was das schlimmste sey, durch ihre „falsche Lehre und ihr verderbliches Beyspiel das Volk „in Irrthum und Sittenlosigkeit gestürzt haben.“

Hier war es nun der rechte Ort, wo er das Lob seines Ordens einschalten, und so die Niederlassung desselben in den Staaten des Herzogs von Savoyen unvermerkt herbeyführen konnte. Sein Biograph, der Jesuit Dorigny, macht es ihm zum Verdienste, „daß „er die Gelegenheit der Kirche und seiner Gesellschaft zu „dienen, auf eine geschickte Art benutzte.“ Er setzt hinzu: „er konnte dieses mit so viel mehr Freyheit thun, „da man nicht wußte, daß er ein Jesuit sey. Die Je„suiten hatten damals noch kein besonderes Ordenskleid, „woran ihn der Herzog hätte erkennen können, und „der heilige Mann hielt es dem Dienste Gottes nicht für „zuträglich, sich so frühzeitig kund zu geben.“ Er benutzte also diesen glücklichen Umstand zum Besten seiner Gesellschaft, deren Stifter zur Absicht gehabt, tugendhafte und gelehrte Männer zu bilden, die man dem Irrthume und der Sittenverderbniß, die in diesen letzten Zeiten die Kirche verwüsteten, entgegen setzen könnte, und daß er dazu Collegien und Seminarien angelegt habe, worin die Jugend zur Frömmigkeit und zu den Wissenschaften erzogen würden.

Ein so schlaues Benehmen konnte seinen Zweck nicht verfehlen. Der Erfolg davon übertraf auch alle Erwar-

tungen der Jesuiten. Der Herzog war über das Gute, was er aus dem Munde des P. Possevin von dieser ganz neuen Art von Ordensgeistlichen gehört hatte, so entzückt, daß er auf der Stelle einen Sekretär rufen ließ, und ihm befahl, nach den Vorschlägen des Komthurs an alle Generale von den Orden, die Klöster in seinen Staaten hatten, zu schreiben. Mit diesen Briefen ging zugleich ein Befehl an den Magistrat von Anecy, und ein Schreiben an den P. Lainez, General der Jesuiten, ab. In dem erstern ermahnte er den Magistrat, das Collegium, das sie in ihrer Stadt zu errichten gedächten, den Jesuiten zu übergeben, in dem letztern ersuchte er den General, ihm Ordensgeistliche zu schicken, die nach der Regel seiner Gesellschaft in den zwey Collegien arbeiten könnten, die er in den Thälern zu stiften beschlossen hatte.

So hatten also die Jesuiten durch die Geschicklichkeit Possevins in Savoyen und Piemont festen Fuß gefaßt, und man konnte sich auf sie verlassen, daß sie bald mehr Land gewinnen würden. Der Herzog hatte bereits eine so große Meinung von ihnen, daß er den P. Lainez ihren General auf seiner Reise zu dem Religionsgespräch zu Poissy, wohin er auf Befehl des Pabstes den Kardinal Hippolytus von Este begleiten mußte, an seinem Hof, der damals zu Rivoli war, einladen ließ, und die Gegenwart eines solchen Mannes konnte nicht anders, als die Bewun-

derung für die Gesellschaft, deren Haupt er war, vermehren.

Bisher hatte Possevin zunächst nur für seinen Orden gearbeitet. Von nun an betritt er einen größern Schauplatz; er arbeitet für die Erweiterung der päbstlichen Monarchie. Seine ersten apostolischen Feldzüge waren gegen die Bewohner der piemontesischen Thäler und die Hugenotten in Frankreich gerichtet. Daß in beyden die katholische Religion sich aufrecht erhalten hat, lehrt zwar die Geschichte; sie kann uns aber nicht genau berichten, wie weit dieses seinem Verdienste zuzuschreiben ist, oder was andere Ursachen dabey gewirkt haben. An Eifer, Thätigkeit und allen Arten jesuitischer Kriegeslisten hat er es gewiß nicht fehlen lassen. Indeß waren nicht weniger als drey Besuche in den Thälern nöthig, um sie wenigstens zu einer scheinbaren Unterwerfung zu bringen; bey jedem Besuche war der Glaubensprediger mit einer starken bewaffneten Mannschaft begleitet, und jeder Zug endigte sich mit Todesstrafen, Scheiterhaufen und einem Blutbade. Eine solche Bekehrung hatte immer zur Folge, daß die vermeinten Neubekehrten zu ihrem vorigen Glauben wieder zurückkehrten, sobald sie die bewaffnete Macht verlassen hatte, und endlich nicht anders als durch Anlegung einiger Festungen in den Zugängen zu ihren Thälern in dem Gehorsame erhalten werden konnten. So ist die Lage der Sachen in den unglücklichen Thälern bis auf die Ein=

nahme von Savoyen und Piemont in den neuesten Zeiten geblieben. Der heimlich immer in ihnen fortgepflanzte reformirte Gottesdienst hat nie unterdrückt werden können, so oft auch eine bigotte und grausame Regierung die Wiederholung eines Blutbades nach dem andern unter ihren frommen und gedrückten Bewohnern erneuert hat.

Sein Apostelamt in Frankreich fing Possevin im Jahr 1562 in Lyon an. Diese große und volkreiche Handelstadt enthielt wegen ihrer Nachbarschaft von Genf und wegen ihres Verkehrs mit diesem Hauptsitze der neuen Lehre so viel Freunde der Reformation, daß der entscheidendste Schlag für die Sache der Reformation in Frankreich am meisten von ihr aus zu besorgen war. Hier mußte er also eilen, dem unterliegenden Katholicismus zu Hülfe zu kommen. So wenig er auch von der französischen Sprache verstand, so zögerte er doch nicht, den Feind mit den zwey neuen Werkzeugen der jesuitischen Bekehrungskunst, den öffentlichen Katechismuslehren und den Controverspredigten anzugreifen.

Die Jesuiten glaubten es, den Reformatoren abgesehen zu haben, wie viel mit den Katechisationen auszurichten sey. Allein das, was bey den Reformatoren einem lang vernachlässigten und seit der Reformation zuerst beherzigten dringenden Bedürfniß der Volksbildung abhelfen sollte, hatte bey ihnen einen bloß polemischen Zweck. Um nicht einen Augenblick damit zurückzubleiben,

mußte einer ihren ersten Heroen die Hand an dieses ihren Absichten so unentbehrliche Werk legen. Dem P. Heinrich Canisius, der sich durch bewunderte Werke der Gelehrsamkeit berühmt gemacht hat, war das kleine Geschäft eines kleinen Katechismus nicht zu klein. Aber welcher Katechismus! der gleichwohl bis zu ihrer Aufhebung von den Jesuiten bey ihrem Unterricht in den Anfangsgründen der Religion überall zum Grunde gelegt wurde. Er enthielt nichts als die Lehren der katholischen Kirche mit Stellen der Kirchenväter und Concilien belegt.

Mit diesem Buche arbeitete Possevin in seinen Katechisationen an der Befestigung der treugebliebenen Katholiken und der Bekehrung der abgewichenen Ketzer. Um sich das Ansehen der unwiderleglichsten Gründlichkeit zu geben, mußte ihm überall ein Mönch mit einem Haufen Bücher zur Seite stehen, und den Kirchenvater zureichen, woraus er der Länge nach die in dem Volkslehrbuche angeführten Stellen vorlas.

So verhaßt ihn diese polemischen Katechisationen machten, so wurde er es doch durch seine Controverspredigten noch mehr. Er selbst, oder doch seine Verehrer schienen den Haß seiner Gegner so sehr zu fürchten, daß sich in jeder Predigt zwey Maltheserritter, nach seinem Biographen ohne sein Vorwissen, mit bloßen Schwerdtern vor die Kanzel stellten, und dadurch den Verdacht veranlaßten, als wenn der Mann Gottes vor den Angriffen der erboßten Ketzer nicht sicher sey.

Alle diese Bemühungen hatten indeß einen schlechten Erfolg. Denn bald fiel die Stadt Lyon in die Hände der Reformirten. Der Graf de Sault, der darin als königlicher Gouverneur das Commando über die Truppen führte, war selbst insgeheim ein Freund der Reformation, und wartete nur auf den Zeitpunkt, sich öffentlich zu erklären. Dieser erschien in dem nämlichen Jahre 1562, und Lyon fiel in die Hände der Hugenotten.

Dieser Anfall hatte für den P. Possevin die Folge, daß er nicht länger in Lyon sicher war. Er wurde sogleich nach dem Ausbruche der Revolution in den erzbischöflichen Pallast in Verwahrung gebracht, aus welchem er verkleidet auf einem Fischerkahne über die Saone entrann, und nicht ohne Gefahr endlich wieder glücklich in Chambery ankam.

Im folgenden Jahre 1563 kam ein Frieden zwischen den Hugenotten und der königlichen Partey zu Stande, unter dessen Schutze Possevin sein Apostelamt wieder in Frankreich antreten konnte. Seine geistlichen Arbeiten begannen wieder in Lyon. Dieses Mahl beschränkte er sie aber nicht auf den unfruchtbaren Boden dieser mit hartnäckigen Ketzern angefüllten Stadt. Er durchreisete das ganze Königreich nach allen Richtungen, und verherrlichte seinen Eifer für das Interesse des Pabstthums zu Bayonne, Rouen, Marseille und andern großen Städten dieses damals durch kirchliche und poli=

politische Parteyen zerrütteten Reiches. Seine Thaten waren indeß überall nur von der gemeinsten Art, unter denen hie und da einige, — die Bekehrung von ein Paar Mördern im Gefängnisse, eines zum Strange verurtheilten Missethäters, dem er noch auf der Leiter die Beichte hörte, und die Absolution ertheilte, — so sehr sie von den Lobrednern seines Ordens erhoben werden, höchstens dem zuschauenden Pöbel ein unterhaltendes Schauspiel gaben.

Nur zwey Begebenheiten verdienen darunter allenfalls ausgezeichnet zu werden; die eine zu Lyon, die andere zu Marseille, weil sie den apostolischen Charakter seines Ordens ins Licht setzen.

Es war zu erwarten, daß ein Heiliger, wie Possevin, nicht ohne Wunder bleiben werde. So kam dann eines, so klein und bey einer so geringfügigen Gelegenheit es immer seyn mochte. Er hatte alle fremden Sprachen immer mit der größten Leichtigkeit gelernt; nur mit der französischen konnte er nicht fertig werden. Er hatte gegen sie, wegen der Menge Selbstlauter, die sie oft in einer Sylbe zusammen drängt, einen unüberwindlichen Widerwillen gefaßt. Einsmals, als er sich mit diesem Gedanken beschäftigt hatte, schlief er ein. Ihm träumte, daß ein Mann seinen Kopf sanft anfaßte, und auf die Seite zurecht legte. Als er erwachte, fand er seinen Widerwillen verschwunden. Er legte sich mit solchem Eifer und Fleiß auf die französische Sprache,

daß er es in kurzer Zeit zu der größten Vollkommenheit darin brachte.

In Marseille besuchte er den Hafen, und fand daselbst eine Anzahl von mehr als drey Tausend Galeerensklaven, die bis dahin ohne allen Gottesdienst gelebt hatten. Was aber noch schlimmer war, als alles andere; es waren unter ihnen eine große Menge der neuen Lehre zugethan, und hatten damit einen beträchtlichen Theil ihrer Unglücksgenossen angesteckt. Zum Glück war eben der Erzbischof von Aix, der Kardinal Strozzi, der Gouverneur der Provinz, und der General der Galeeren zu Marseille. Von diesen erhielt er, daß sogleich ein Priester bey den Galeerensklaven angestellt und auf den See-Etat gesetzt wurde. Und nun fing er selbst sein Bekehrungswerk an, und setzte es mit so vieler Thätigkeit fort, daß sie insgesammt das nächste Osterfest nach den Gebräuchen der Kirche begehen konnte. Er hatte sich mehrere Priester aus der Stadt zugesellet, und nachdem sie dem ganzen Haufen, von denen er selbst die dreyhundert der Kapitana übernommen hatte, die Beichte gehört, so sollten sie nun zum Tische des Herrn zugelassen werden. Dieses gab Gelegenheit zu einem Schauspiele, das wegen seiner Neuheit und Größe auch einen gleichgültigen Zuschauer anziehen mußte. An dem Morgen eines schönen Tages wurde ein Altar im Angesicht des weiten Meeres errichtet. An diesem hielt Possevin ein feyerliches Hochamt, nach dessen Endigung

sich der große Haufen der alt- und neugläubigen Unglücklichen unter dem Geräusche ihrer Ketten, mit denen sie zwey und zwey angeschmiedet waren, dem Fuße des Altars näherten, um das Abendmahl aus seiner Hand zu empfangen.

Nachdem Possevin zehn Jahre auf seiner Mission in Frankreich zugebracht hatte, rief ihn ein neues wichtiges Geschäft seines Ordens wieder nach Rom zurück. Der h. Franz Borgia, dritter General des Jesuiterordens, war gestorben, und es versammelte sich eine Congregation, welche ihm einen Nachfolger geben sollte. Possevin eröffnete die Sitzung mit einer lateinischen Rede, die mit allgemeinem Beyfall angehört wurde. Die Wahl fiel auf den P. Eberhard Mercurian, einen Mann, von dem die Geschichtschreiber des Ordens sagen, daß er der Idee, die sich der heil. Ignatius von einem Vorsteher seiner Gesellschaft gemacht hatte, am vollkommensten entsprochen habe. Possevin stand bey dem neuen General in so hoher Achtung, daß er von ihm zu dem Posten eines Sekretärs des Ordens erhoben wurde; einem Amte, das nur den ausgezeichnetsten Männern gegeben wird, weil derjenige, der es bekleidet, der Vertraute ist, auf dem die vornehmsten und geheimsten Angelegenheiten des Ordens beruhen.

So wichtig seine Geschäfte in diesem Amte waren, und mit so vielem Glück er sie ausrichtete, so viel er

auch außer ihnen durch seine Verbindungen mit vielen Personen vom ersten Range in der Kirche wirkte: so hielt doch Gregor der dreyzehnte, der damals auf dem römischen Stuhle saß, seine Talente und seinen Eifer für seinen eingeschränkten Wirkungskreis viel zu groß, als daß er ihn nicht hätte zu einem höhern Geschäfte bestimmen sollen. Und dieses war nichts geringeres, als eine für die katholische Religion in Schweden zu bewirkende Revolution.

Dieses ist die merkwürdigste Periode von Possevins thatenreichen Leben. Hier tritt, wie das in der Geschichte der Jesuiten so oft der Fall ist, der bloße Ordensbruder in die große Kette der allgemeinen Weltgeschichte. Hier eröffnet sich ein Schauspiel, in welchem die jesuitische Politik alle Hinterlist, alle Künste der Verstellung, alle Ränke des versteckteften Betruges erschöpft hat. Und doch wurden ihre so wohl entworfenen, mit so viel Thätigkeit und Schlauigkeit in Bewegung gesetzten Entwürfe durch das gerade und standhafte Betragen ihrer Gegner vereitelt.

Die Lage der Umstände an dem schwedischen Hofe schien im Jahr 1577 dem Interesse des römischen Hofes so günstig, daß sie die Hoffnung des Pabstes, dieses verlohrne Stück seines weiten Reiches wieder zu erobern, und die Finger auch wieder in die Beutel der Gläubigen dieses nicht reichen Landes zu bringen, von neuem belebte. Erich der vierzehnte war entthront und in

das Gefängniß gesperrt, woraus man seinen Bruder Johann, Herzog von Südermannland, befreyet hatte, um ihn auf den schwedischen Thron zu setzen. Katharina, die Gemahlin des neuen Königs, und die Schwester Sigismund Augusts, des letzten Königes von Polen von dem Jagellonischen Stamme, war katholischer Religion. Sie war ihrem Gemahl freywillig in sein Gefängniß gefolgt, und hatte alle Drangsale des Kerkers als eine getreue Gattin mit ihm getheilt. Die Zuneigung, die eine so großmüthige Liebe in dem Herzen eines Mannes von dem Charakter des Herzoges erwecken mußte, nebst den einsamen Gesprächen eines langen Gefängnisses, von denen gewiß auch die Religion nicht ausgeschlossen war, konnten sehr wohl in ihm den Wunsch erregen, ihre Zärtlichkeit auch dadurch zu erwiedern, daß er sich ihrer Religion, so weit es sein Gewissen zuließ, zu nähern suchte.

Die katholischen Umgebungen der Königin säumten nicht, die guten Gesinnungen des Königes, so bald er den Thron bestiegen hatte, mit der gewohnten Thätigkeit des Religionseifers zu benutzen. Auf einmal strömte eine Fluth von Missionarien nach Schweden zu, um an der gänzlichen Bekehrung des Königes und des Reiches zu arbeiten. Insonderheit fanden sich mehrere Jesuiten ein, und unter diesen der P. Nicolai. Dieser ränkevolle und in der tiefsten Verstellungskunst vollendete Meister kam über Norwegen nach Schweden, und er-

schien in Stockholm unter der Maske eines lutherischen Geistlichen. Er hatte diese Verkleidung gewählt, um in der schwedischen Kirche ein geistliches Lehramt zu erhalten, und mitten in ihrem Schooße eine unverwahrte Jugend desto sicherer zu berücken. Sein Vorhaben glückte ihm, er wurde vom Könige zum Professor der Theologie zu Upsala ernannt, und er wußte seine wahre Gestalt in dieser Stelle so geschickt zu verbergen, daß es lange währte, ehe die gutmüthigen und verdachtlosen Schweden sie entdeckten. Der König hatte selbst eine Liturgie für die schwedischen Kirchen aufgesetzt, die weder ganz katholisch noch ganz protestantisch war. Der P. Nicolai vertheidigte sie gegen die Angriffe zweyer wegen ihrer protestantischen Rechtgläubigkeit abgesetzte Prediger. Auch das verrieth ihn noch nicht; denn er vertheidigte eine Lehrform, die der damals noch nicht allgemein verdächtige König selbst entworfen hatte.

So war die Lage der Sachen in Schweden, als der Pabst Gregor der dreyzehnte es für die rechte Zeit hielt, mit einem entscheidenden Schritte vorwärts zu gehen. Er beschloß, einen Nuntius nach Schweden zu schicken. Und wer konnte dazu geschickter seyn als Possevin?

Die Sache mußte noch mit dem größten Geheimniß behandelt werden. Der Nuntius durfte noch nicht in seinem Charakter, nicht in dem Kleide seines Ordens auftreten. Um indeß in einem Charakter zu erscheinen,

der ihn bey seinen verhaßten Arbeiten unverletzlich machte, wußte der Pabst für ihn die Würde eines Gesandten der verwittweten Kaiserin Maria, Tochter Karls des fünften und Wittwe des verstorbenen Kaisers Maximilian des zweyten zu erhalten.

Diese Sendung war eine Folge von einem Schritte des Königes, der sie nothwendig zu machen schien. Der P. Nikolai hatte den König überredet, einen Vertrauten an den Pabst abzuschicken, um mit ihm über seine Aussöhnung mit dem römischen Stuhl zu unterhandeln, und der König hatte dazu den berühmten Graf Pontus de la Gardie gewählt. Da sein eigentliches Geschäft noch das tiefste Geheimniß bleiben sollte: so mußte er es unter dem Vorwande verstecken, den Pabst zu bewegen, sich bey dem spanischen Hofe wegen der Bezahlung einiger auf das Königreich Neapel angewiesenen Einkünfte zu verwenden, die die Königin von Schweden zu fordern hatte.

Der Gesandte brachte vier Artikel mit, welche er dem Pabst zur Bewilligung vorlegen sollte, und diese Bewilligung war die Bedingung, unter welcher sich der König anheischig machte, die katholische Religion wieder in Schweden einzuführen. Diese Artikel enthielten wesentliche Abänderungen der Grundsätze der römischen Kirche; und da an ihnen der ganze Plan scheiterte, so verdienen sie hier vollständig angeführt zu werden.

1. Der Adel sollte nicht in dem ruhigen Besitze der geistlichen Güter gestört werden;
2. man sollte den Layen das Abendmahl unter beyderley Gestalten verstatten;
3. der Gottesdienst sollte in der Landessprache gehalten werden;
4. die Bischöfe und Priester sollten nicht genöthigt werden, ihre Weiber zu verlassen.

Man sieht aus diesen Artikeln, wie sehr es der König für zuträglich hielt, das Interesse aller Stände seines Reiches, und das, was man ihre Vorurtheile nannte, zu schonen, wenn er sollte hoffen können, in der Ausführung seines Vorhabens glücklich zu seyn. Er sahe wohl vorher, wie schwer der Pabst daran gehen würde, diese Bedingungen, die der katholischen Kirche an das Herz griffen, zu bewilligen. Er war indeß bereit, die Schwierigkeit, die sie machen würden, wenigstens bey den härtesten, auf eine andere gute Art zu vermindern. So sollten zwar die Bischöfe und Priester, die man in dem Besitze ihrer Pfründen fand, ihre Weiber behalten, allein künftig sollten keine andere als ehelose zu denselben zugelassen werden. Er wollte ferner dem Adel die geistlichen Güter, in deren Besitze sie waren, nicht mit Gewalt nehmen; allein er hoffte, sie durch sein Beyspiel zu bewegen, sie freywillig wieder heraus zu geben. Er gab ihnen dieses Beyspiel, indem er versprach, den jährlichen Einkünften von hundert

Tausend Thalern, die die Krone von geistlichen Gütern einzog, zum Besten der Kirche zu entsagen.

So nachgebend der König über diesen wichtigen Punkt war, so unerschütterlich bestand er auf den übrigen Artikeln. Und das waren gerade die, welche der päbstliche Stuhl am wenigsten nachlassen konnte, nachdem er sich einmal, vielleicht mit nicht genug vorausſehender Politik, durch die Kirchenversammlung von Trident die Hände gebunden hatte.

Der König kannte ohne Zweifel seine Lage besser, als fremde italiänische Ordensbrüder, die an den blinden Gehorsam gegen den päbstlichen Despotismus gewöhnt waren. Seine vorsichtige Klugheit hielten sie für feige Unentschlossenheit, und um diese durch einen Machtstreich zu besiegen, und den König wider seinen Willen in die Nothwendigkeit zu stürzen, zu gewaltsamen Maaßregeln zu schreiten, drangen sie immer heftiger in ihn, seinen Uebertritt zu der katholischen Kirche zu beschleunigen. Und bald wurden ihre Bemühungen mit einem glücklichen Erfolge gekrönt. Der König legte sein Glaubensbekenntniß in die Hände des P. Possevin nieder, und der Apostel hatte das Vergnügen, in den Zimmern des Königes die erste Messe zu lesen.

Der Nuntius hielt das für eine gewonnene Schlacht, und eilte nach Rom, um selbst das Glück zu haben, den heiligen Vater mit dieser frohen Nachricht zu erfreuen.

Armselige, kurzsichtige Politik des jesuitischen Machiavelismus! Das, was den Jesuiten die Aussicht zu einem vollständigen Siege eröffnen sollte, verschloß sie auf immer. Es thut der geraden Ehrlichkeit wohl, die Arglist so in ihren eigenen Schlingen gefangen zu sehen.

Der Uebertritt des Königes war kein Geheimniß geblieben, und wahrscheinlich hatten ihn die Jesuiten selbst nicht sehr gewissenhaft verhehlt. Die Nachricht, die sich davon verbreitete, begann die protestantischen Fürsten, den schwedischen Reichsrath und die Geistlichkeit in Schweden zu beunruhigen. Man lud den berühmten Gottesgelehrten David Chyträus aus Rostock ein, nach Schweden zu kommen, und sich den Unternehmungen der Jesuiten zu widersetzen, und von allen Seiten liefen dringende Vorstellungen bey dem Könige ein, die seine Entschlossenheit immer mehr erschütterten.

Den meisten Eindruck auf das Gemüth des Königes machten die Schritte des Herzogs, George Johann von Zweybrück. Dieser Fürst war sein Schwager, und hatte durch diese Verwandtschaft ein näheres Interesse an der Erhaltung der protestantischen Religion in Schweden. Er erklärte sich nicht allein auf das nachdrücklichste gegen den König, sondern er verband sich auch durch Briefwechsel mit dem Herzog Carl von Südermannland, seinem Bruder.

Der Graf de la Gardie war indeß aus Rom zurück gekommen, und hatte in Ansehung der Bewil-

ligung der erwähnten vier Artikel eine abschlägige, oder, wie die Jesuiten behaupten, aufschiebende Antwort mitgebracht. Die Absicht seiner Sendung war in Schweden kein Geheimniß mehr, und der Herzog von Südermannland drang so nachdrücklich in den Grafen, daß er kein ander Mittel für seine eigene Rettung fand, als dem Könige selbst zu rathen, von seinem Vorhaben, die katholische Religion in Schweden wieder einzuführen, abzustehen.

Als Possevin nach Schweden zurück kam, fand er alles an dem Hofe verändert. Der König hatte seinen katholischen Hofgottesdienst einstellen lassen, und besuchte wieder die lutherischen Kirchen, und bald erhielten alle Jesuiten, mit Einschluß des P. Nikolai, Befehl, das Königreich zu verlassen.

Diese plötzliche Veränderung in dem Betragen des Königs war selbst den Jesuiten unbegreiflich. Possevin hält die Gesinnungen desselben für aufrichtig; und in dieser Voraussetzung, weiß er es sich nicht zu erklären, wie er auf einmal davon habe abgehen können. Das Räthsel läßt sich vielleicht am besten lösen, wenn man annimmt, daß außer den oben angeführten Gründen, insonderheit der Wunsch auf den König gewirkt habe, seinen Sohn Sigismund nach dem Tode des Stephan Bathori auf den polnischen Thron erhoben zu sehen, ohne den schwedischen aufzugeben. Er glaubte beyde Absichten mit einander vereinigen zu können,

wenn er die katholische Religion in Schweden unter einer Form wieder einführte, die den Ständen annehmlich scheinen könnte. Dazu entwarf er die vier Artikel, die, wenn sie bewilligt würden, die Unterwerfung des Reiches unter den päbstlichen Stuhl befördern, und, wenn sie von dem Pabste verworfen würden, die Zurücknahme seiner Anerbietungen würden rechtfertigen können.

Possevin trat seine Abreise aus Schweden an; allein er ging nicht unmittelbar nach Rom zurück, sondern verweilte noch eine geraume Zeit, bald in Polen, bald in Siebenbürgen, um für das Interesse seiner Kirche thätig zu seyn. In Polen fand er an verschiedenen Orten durch die Nachsicht des Hofes die protestantische Religion nicht allein, sondern so gar die neuen Arianer ausgebreitet, seitdem Socin, Blandrata und Bernardin Ochini darin eine sichere Aufnahme gefunden hatten. Er war schon auf seiner ersten Rückreise nach Rom für die Ausbreitung der katholischen Religion in Polen so thätig gewesen, als für ihre Einführung in Schweden. Er hatte ein Seminarium für junge Missionarien in Braunsberg, so wie ein anderes in Ollmütz, zur Erziehung der schwedischen Jugend unter der Anführung der Jesuiten angelegt. Auf dieser zweyten Rückreise sorgte er für die Stiftung neuer Collegien seines Ordens zu Wilna, Crakau und mehrern anderen Orten.

Kaum war Possevin in Rom angelangt, als ihn schon eine neue, weit schwierigere, weit gefährlichere, aber für das päbstliche Interesse eben so fruchtlose Sendung erwartete, als die schwedische. Der Pabst bestimmte ihn zu einer Gesandtschaft an den russischen, oder wie man damals noch sagte, den moskowitischen Hof. Die Veranlassung dazu war folgende:

Iwan Basiljewitsch beherrschte Rußland unter dem Namen eines Großfürsten oder Zaars. Dieses rohe Haupt einer rohen Nation verband mit dem wilden Ungestüm eines ungebildeten Charakters so große Regenteneigenschaften, daß man kein Bedenken getragen hat, ihn seinem berühmtern Nachfolger Peter dem Großen, dem er in so vielen Stücken glich, an die Seite zu setzen. Er hatte die Grenzen seines Reiches durch die Eroberung der Königreiche Kasan und Astrakan erweitert. Stolz auf dieses Glück wendete er seine Waffen von Osten nach Westen, und that einen feindlichen Einfall in Liefland, das damals ein Theil des polnischen Reiches war. Allein er fand bald, daß er die Mittel zu einer solchen Unternehmung schlecht berechnet hatte. Seine Eroberungssucht, die mit den schwachen, östlichen Barbaren, ohne Artillerie und Kriegeskunst, ein leichtes Spiel gehabt hatte, fand an dem König Stephan Bathori einen Gegner, der ihm an Muth und Klugheit gleich, und an Kunst, Erfahrung und Bildung unendlich überlegen war.

Schon im Jahr 1580 war Liefland wieder erobert, und im folgenden drang der König von Polen mit einem ansehnlichen Heere in Rußland ein. Dieses jetzt so ungeheure Reich hatte damals noch enge Grenzen und wenig Hülfsmittel; seine Finanzen waren durch Iwans Kriege erschöpft, die Pest hatte die Bevölkerung vermindert, und verschiedene Provinzen droheten Aufstand. Der Zaar schien nicht zu retten; er konnte weder einen glücklichen Krieg, noch einen erträglichen Frieden hoffen; denn Bethlem Gabor war schon bis Plezkow, der Hauptfestung des russischen Reiches vorgedrungen. Alle seine Schritte waren Siege, keine Friedensvorschläge fanden bey ihm Gehör, und Iwan hatte ihm kein Heer entgegen zu setzen.

In dieser äußersten Noth fiel Iwan auf ein Mittel, dessen Erfindung allein schon die Fruchtbarkeit des Geistes und die Vielseitigkeit der Klugheit dieses rohen Genies anzeigen würde, wenn man seine tiefe und schlaue Politik nicht noch mehr aus seinem nachfolgenden Betragen kennen lernte. Er wandte sich an den Pabst, und ersuchte ihn um seine Vermittelung zur Wiederherstellung des Friedens mit dem Könige von Polen. Dieses Gesuch war mit der Vorspiegelung einer einzuleitenden Vereinigung der griechischen Kirche in Rußland mit der lateinischen begleitet.

Diese Vereinigung war von jeher immer die letzte Zuflucht der griechischen Kaiser gewesen, wenn ihre

Schwäche sie genöthigt hatte, den Beystand des Oberhaupts der lateinischen Kirche zu suchen. Possevin rechnet nicht weniger als vierzehn solcher Vereinigungsversuche, die immer fruchtlos abgelaufen waren, weil beyde Theile nur einander überlisten wollten, und die von dem bedrängten Theile aufgegeben wurden, so bald entweder die Noth vorüber war, oder die Hülfe nicht schleunig genug erfolgte.

Der Pabst ließ sich durch diese Erfahrungen nicht abhalten, an die Möglichkeit der Vereinigung, wenigstens eines Theils der griechischen Kirche mit der seinigen zu glauben; und Possevin wurde mit dem Auftrage den Frieden zwischen Stephan Bathori und Iwan zu vermitteln, als päbstlicher Nuntius an beyde abgeschickt. Er fand den Erstern bey der Belagerung der Festung Plezkow, welcher Iwan wegen der Schwäche seines Heeres nicht zu Hülfe kommen konnte.

Die Friedensunterhandlungen wurden zu Chiwerowa Horka, einem elenden Dorfe, nicht weit von Porkow, wohin sie aus einem andern noch elendern waren verlegt worden, worin die Kosaken nicht so viel über der Erde gelassen hatten, woran man ein Pferd hätte anbinden können, den 13. December 1581 eröffnet. Der Friede kam nach vielen Bemühungen des Vermittlers zu Stande. Stephan Bathori unterhandelte mit so vieler Ueberlegenheit, daß Iwan sich entschließen mußte, in die Wiedervereinigung von Lief-

land mit dem Königreich Polen zu willigen. Possevin getraute sich kaum diese Nachgiebigkeit des Zaars zu hoffen, und er führt einen Umstand an, woraus er ihn sich allein erklären zu können glaubt, und der uns zugleich von dem wilden und grausamen Charakter Iwans einen empörenden Beweis geben kann.

Iwan begegnete einst seiner Schwiegertochter in einem Kleide, das er nicht für anständig genug hielt. Er gab ihr sein Mißfallen in dem ersten Aufbrausen seines Zornes durch eine Ohrfeige zu erkennen. Auf diese schimpfliche Behandlung folgte sogleich ein Schlag mit seinem Zepter, den er beständig in den Händen trug, und welcher nichts anders als ein oben zugespitzter dicker Hirtenstock war. Der Schlag warf die Prinzessin zu Boden, und da sie eben schwanger war, so hatte er eine frühzeitige Entbindung zur Folge, die ihr das Leben kostete. Der Prinz Iwan, ihr Gemahl, stürzte bey diesem Vorfalle herbey, und machte seinem Schmerze durch heftige Vorwürfe gegen seinen Vater Luft. Ein nicht ganz gefühlloser Vater würde diesen ersten Ausbruch eines so gerechten Gefühls einem Sohne und einem Gatten verziehen haben. Allein der Unmensch, dessen Zorn sich in Wuth verwandelte, wurde dadurch noch mehr aufgebracht, und in der Entrüstung stieß er seinem unglücklichen Sohne die Spitze seines mörderischen Zepters in den Kopf. Er starb wenige Tage nachher. Die Reue des Vaters blieb nicht aus, und da sie so heftig war,

wie

wie alle Leidenschaften eines ungestümen Charakters in rohen Menschen, so ging sie in Wahnsinn über. Dieser Vorfall ereignete sich während der Unterhandlungen zu Chiwarowa. Die Gelübde und Büßungen brachten endlich einige Ruhe in das Gewissen Iwans; aber es blieb ihm noch eine Abspannung, die dem Nachgeben mehr Platz in seinem Gemüthe zuließ, als man sonst an ihm gewohnt war.

Nachdem Possevin den ersten Theil seiner Sendung glücklich zu Stande gebracht hatte, mußte er nun an den zweyten gehen. In diesem bot er alle seine Unterhandlungskünste auf, er verschwendete alle seine Talente, und dennoch scheiterte er. Er wurde mit den größten Ehrenbezeugungen an Iwans Hofe aufgenommen, und zu Festen gezogen, die von aller rohen Pracht eines noch barbarischen Volkes glänzten. Er hat uns zwey Gastmähler in seinen Commentariis de rebus moscoviticis beschrieben, die ihm und seinem Gefolge noch vor der Eröffnung der Friedensunterhandlungen gegeben wurden, und die uns zu einer Probe von den damaligen Sitten des russischen Hofes dienen können.

In dem ersten, wozu sechzig Gäste eingeladen waren, hatte ein junger russischer Herr vom Hofe im Namen des Zars den Vorsitz. Er saß dem Nuntius zur Seite, und ihm war aufgetragen, die zahlreichen und seltsamen Gebräuche, die dabey gewöhnlich waren, zu

beobachten. Bey jedem Gange, worin neue Speisen aufgetragen wurden, stand er nebst allen Gästen auf, entblößte sein Haupt, und rief aus: „Iwan Wasilijewitsch — und hier sagte er mit einer possierlichen „Ernsthaftigkeit die ganze lange Reihe der zarischen Ti„tel her, — bewirthet euch und giebt euch dadurch ein „besonderes Zeichen seiner Gnade.“ Als aber das ausgesuchteste Gericht erschien, stand er auf, rief mit einer freudigen Entzückung: Clab da sal, d. i. Brod und Salz. Mit diesen geheimnißvollen Worten endigten damals die Russen alle ihre feyerlichen Mahlzeiten. Sie glaubten, daß sie die geheime Kraft haben, alle Arten des Zaubers zu zerstören, seitdem ein gewisser Mönch, Namens Sergius, den sie für einen Heiligen hielten, damit den Teufel aus seiner Zelle gebannt hatte, worin er den Großfürsten Demetrius bewirthete.

Die Unterhandlungen wegen der Vereinigung der beyden Kirchen waren in drey Audienzen beendigt. Diese Audienzen waren eigentlich eine Art von theologischen Disputirübungen, worin der Zar selbst das Wort führte. Sie blieben, wie alle solche streitbaren Religionsgespräche, ohne Nutzen, und sie waren mit einem Gegner von Iwans Charakter so gefährlich, daß der Opponent ein entschlossener Märtyrer seyn mußte.

Ein solcher war Possevin, und es fehlte nicht viel, so hätte ihm seine Geschicklichkeit im Disputiren das Leben gekostet. Er hatte seinen Gegner durch einen

Einwurf in die Enge getrieben. Dieser fühlte seine Verlegenheit, und das brachte ihn in Wuth. Er erhob sich von seinem Throne, und jedermann glaubte, daß es um den Nuntius geschehen sey, und daß er ihn mit dem verhängnißvollem Zepter durchbohren würde. Nur seine Unerschrockenheit rettete ihn, indem er mit großer Gegenwart des Geistes durch ein schmeichelhaftes Kompliment den aufgebrachten Despoten wieder besänftigte.

Alles, was Possevin durch so viele Mühe und Gefahren erhielt, war, daß ihm Iwan eine Gesandtschaft an dem Pabst mitgab; die sich eine geraume Zeit in Rom aufhielt, bald vergessen wurde, und endlich unbemerkt wieder abzog. So endigte sich eine Sendung, von welcher man sich so viel versprochen, und die so glänzend angefangen hatte. Der verschlagene Barbar hatte die Meister in der feinsten Politik überlistet. Er hatte seinen Zweck erreicht, und so hatte er sie nicht weiter nöthig.

Nach der Beendigung einer so mühevollen und gefährlichen Arbeit, auf welche noch fünf Jahre eines für die Ausbreitung seines Ordens thätigen Aufenthaltes in Polen und Siebenbürgen folgten, wurde Possevin endlich von dem General Claudius Aquaviva wieder nach Rom im Jahr 1587 zurückgerufen. Der Pabst Gregor der dreyzehnte, der ihn nach Polen gesandt hatte, war im Jahr 1585 gestorben, und Stephan Bathori, an den er gesandt war, bald

bald nach ihm im Jahr 1586. Er konnte nun auf eine lange Ruhe Anspruch machen, um in dem Schooße der Muße von so schweren Geschäften auszuruhen. Allein für einen Mann von seinem Geiste, und von seinem Eifer gab es in seinem Orden keine Ruhe. Er wurde nach Padua geschickt, wo er vier Jahr hindurch mit großem Beyfall lehrte. Hier bildete er den h. Franciscus de Sales, und dieses Verdienst gereichte ihm in seiner Kirche zum größten Ruhme.

Allein dieses Amt beschäftigte einen Mann von seiner Thätigkeit bey weitem nicht genug. Die Jesuiten haben sich immer für die Stützen des Katholicismus und die einzigen Werkzeuge seiner Ausbreitung angesehen, und welcher Orden konnte das mit mehr Recht? In dieser Ueberzeugung fing Possevin nun an, die Werke auszuarbeiten, worin er den Plan vorzeichnen wollte, nach welchem die ganze gelehrte Bildung aller Stände in solche Grenzen eingeschlossen werden sollte, die sie auf immer in dem einmal festgesetzten Glauben der römischen Kirche erhalten könnten.

Zu dem Ende unternahm er zwey große Werke, die den Rechtgläubigen die Bücher vorschreiben sollten, aus welchen sie alle ihre Wissenschaft zu schöpfen hatten, seine Bibliotheca selecta und seinen Apparatus sacer. Er ist so weit entfernt, diese Absicht zu verhehlen, daß er vielmehr ausdrücklich einem seiner Freunde schreibt, wie er mit Schmerz bemerkt habe, daß Conrad Ges=

ners Bibliothek, woraus auch katholische Gelehrte ihre Bücherkenntniß schöpften, mit den gefährlichsten Büchern für den Glauben und die Sitten angefüllt sey; daß er dadurch auf den Gedanken gekommen, einige Gelehrte seines Ordens, unter andern den Franz Turriano, und den Christoph Clavius, zu bewegen, sich mit ihm zu der Unternehmung eines ähnlichen Werkes in dem Geiste der katholischen Kirche zu vereinigen; daß er aber, da er von ihnen keinen Beystand erhalten, sich habe entschließen müssen, es allein zu unternehmen.

Man kann nicht leugnen, daß ein solches Werk zu der Verewigung der Knechtschaft des Geistes in dem Katholicismus vollkommen richtig berechnet gewesen wäre, wenn nur die irrgläubigen Schriften, die es mit Stillschweigen überging, von dem Angesicht der Erde hätten vertilgt werden können. Auch erhielt es einen so großen Beyfall, daß es der Pabst Clemens der achte im Jahr 1593 auf seine Kosten in dem Vatikan druk-ken ließ.

Seine gelehrten Arbeiten wurden indeß bald von neuem durch einen Auftrag in politischen Angelegenheiten unterbrochen. Denn es schien, als wenn keine wichtige Weltbegebenheit die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich ziehen sollte, an welcher er nicht Theil nähme. Dieser Auftrag betraf eine Unterhandlung mit dem Herzog von Nevers, Ludewig Gonzaga.

Heinrich der vierte hatte Frankreich durch seine Abschwörung der reformirten Religion die Ruhe wieder gegeben, die es so lange entbehrt hatte. Dadurch hatte er die Absichten seiner Feinde, insonderheit des spanischen Hofes, den Krieg in diesem zerrütteten Reiche zu verewigen, nun gänzlich vereitelt. Es blieb ihrer elenden Politik kein anderes Mittel übrig, als Zweifel an der Aufrichtigkeit der Bekehrung des Königes in der ganzen katholischen Welt zu verbreiten. Diese Zweifel konnten nicht besser, als durch die Absolution des Pabstes widerlegt werden. Wenn es also das Interesse der Feinde des Königes erforderte, seine Absolution zu hindern, so mußte ihm alles daran gelegen seyn, sie zu beschleunigen. In dieser Absicht hatte er im Jahr 1594 den Herzog von Nevers, als außerordentlichen Botschafter nach Rom geschickt. Diese Gesandtschaft setzte den Pabst in die äußerste Verlegenheit. Der Vater der Gläubigen wollte es mit den Spaniern nicht verderben, er konnte aber auch nicht hoffen, einen König von Heinrichs des vierten Charakter ungestraft beleidigen zu können. In dieser Noth nahm er seine Zuflucht zu dem P. Possevin, der es bey dem Herzog, dessen Gunst er in einem hohen Grade besaß, dahin brachte, daß er mit einer geheimen Audienz des Pabstes zufrieden war. Dieser kleinliche politische Krieg konnte indeß nicht lange dauren; im folgenden Jahre erhielt der König die Absolution.

Das letzte politische Ereigniß, wovon er, wo nicht Theilnehmer, doch ein naher Zuschauer war, erwartete ihn in Venedig, wo er sich aufhielt, um den Druck seines Apparatus sacer zu besorgen. Es waren die Streitigkeiten des Pabstes, Paul des fünften, mit dieser damals noch mächtigen Republik. Er wurde während denselben nach Rom geschickt, man weiß aber nicht, ob mit Aufträgen des Senates oder bloß der dortigen Jesuiten, die sich zwischen dem Senate und dem Pabste in einem peinlichen Gedränge befanden. Wenn es die letzten waren, die ihn an den Pabst in dieser Verlegenheit abschickten, so hatte er nicht Zeit, ihnen nützlich zu seyn. Denn er erfuhr bald, daß seine Ordensbrüder die Staaten der Republik hatten verlassen müssen. Er hatte noch den Schmerz zu erleben, daß sie die Erlaubniß zur Rückkehr, weder durch die Vermittelung des Königs, noch durch die Verwendung des Pabstes erhalten konnten. So richtig beurtheilte der staatsklugste Senat die Gefährlichkeit des staatsklugsten Ordens.

Seine letzte Arbeit waren die Ausarbeitung der Annalen seiner Unterhandlungen, wozu ihn der berühmte Kardinal Cäsar Baronius, sein Ordensbruder, vergebens aufgemuntert hatte, die er aber, nachdem er sich nach Loretto in die Einsamkeit zurückgezogen, auf Befehl des Pabstes Paul des fünften

übernehmen mußte. Er hatte sie kaum beendigt, als er im Jahr 1611 starb.

Man wird vielleicht erwarten, daß wir das Leben dieses merkwürdigen Mannes mit der Schilderung seines Charakters beschließen. Allein ein Mann, der seine Eigenthümlichkeiten dem Despotismus eines Ordens aufopfern, und die Talente seines Geistes, so wie die Neigungen seines Herzens, stets einem fremden Interesse unterordnen muß, kann nur den Charakter dieses Ordens haben. Der Hauptzug in dem seinigen kann allein daraus hervorgehen, daß er einen solchen Orden hat wählen und in seinem Sinne handeln können.

Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle

seit dem Jahr 1802.

12. Johann August Schlettwein starb den 24sten April zu Dahlen im Meklenburgischen, alt 71 Jahre, vorher Professor der ökonomischen Fakultät zu Gießen, und Darmstädtischer Regierungsrath, und durch viele gelehrte Schriften im Publikum bekannt.

13. Karl Traugott Gottlieb Schönemann starb den 2ten Mai als Doktor der Rechte und außerordentlicher Professor der Philosophie zu Göttingen. Er war 1766 geboren, des berühmten Jani zu Eisleben Schüler, darauf studierte er in Göttingen seit 1785, und ward Mitglied des philologischen Seminars. Als solcher schrieb er eine Abhandlung de geographia Homeri, die den Preis erhielt, Er ward 1788 Sekretär und 1797 Kustos bey der Universitätsbibliothek, und besaß von ihr die genaueste Kenntniß. Im Anfange der 90 schrieb er mehrere gelehrte Schriften über Materien aus der Patristik, der Kirchengeschichte und dem Kirchenrecht. Seit 1792 studierte er die Rechte, und wurde 1797 Doktor, und in demselben Jahre erhielt er die Professur der Philosophie. Er machte sich besonders um die Diplomatik verdient, die er mündlich und schriftlich lichtvoll, zweckmäßig und nach der besten Methode vortrug. Er besaß einen viel umfassenden Fleiß, thätigen und alles ordnenden Kopf, und einen graden, festen Charakter. Die Wissenschaft verliert viel an ihm, durch anstrengendes, übertriebenes Arbeiten derselben schadete er seiner Gesundheit.

14. Gardin Dumesnil starb den 6ten Mai zu Velogne in Frankreich. Er war vorher Professor der Rhetorik zu Paris, und ist Verfasser der auch in Deutschland durch den jüng. Ernesti bekannten Synonimes latins.

15. Erich Magnus, Baron Stael von Holstein starb den 9ten Mai unweit Copal, auf der französischen Gränze. Er war ein Mann von ausgezeichneten Talenten und der feinsten Politik. Gustav der 3te, König von Schweden, sandte ihn als Gesandtschaftskavalier zu der schwedischen Legation in Paris, und erhob ihn bald darauf (1783) zum königlichen Botschafter. 1786 verheyrathete er sich mit der Tochter des ehmaligen Minister Necker, einer Frau, deren Geist und Geschmack das Publikum aus ihren Schriften kennt, und in deren Gesellschaft er eben zu seinem Schwiegervater reisen wollte, als ihn der Tod übereilte. Er spielte als schwedischer Minister eine besonders glänzende Rolle während der konstituirenden Versammlung, und erwarb sich einen sehr bedeutenden Einfluß. 1792 wurde er zurückberufen, aber 1793 von dem Regenten wieder nach Paris gesandt, wo er einen Traktat zwischen Schweden und Frankreich schloß, den aber der Regent nicht ratificirte. 1795 trat er eigentlich erst wieder als schwedischer Ambassadeur in Paris auf, und negociirte einen Traktat, der Schweden fast einen Krieg von Rußland zuzog, und Frankreich von Schweden trennte. Er mußte 1796 Paris verlassen, wurde aber 1798 wieder zum bevollmächtigten Minister daselbst ernannt, und blieb in diesem Posten bis 1799.

16. Justus Friedrich Zehelein starb den 13ten Mai zu Neustadt am Kulm im 42sten Jahre seines Alters. Sein Geburtsort war Baireuth, wo er den 21sten April 1768 geboren ward, nach geendigten Studien daselbst Landschaftsregistrator wurde, darauf aber 1791 die Stelle eines gräfl. Pappenheimischen Regierungsrathes erhielt, welches Amt er bis 1800 bekleidete, wo ihn der König von Preußen

zum ersten Justizamtmann zu Neustadt erhob. Er war ein guter Dichter, und im Publikum durch eine Sammlung Gedichte bekannt, Virtuose auf den Violoncell, ein trefflicher Zeichner, und vereinigte damit einen liebenswürdigen Charakter und eine seltne Thätigkeit in seinem Posten.

17. Friedrich Anton, Freiherr von Heinitz, starb den 15ten Mai im 77sten Jahre seines Alters als königl. preußischer geheimer Staats- Kriegs- und dirigirender Minister bey dem Generaldirektorium, Ritter des schwarzen und rothen Adlerordens, Chef des Bergwerks- Hütten-, wie auch des Münzdepartements, Curator der Akademie der Künste und der Bauakademie rc. rc. Nachdem er mehrere Jahre bey dem Bergwesen in Kursachsen gedient hatte, rief ihn Friedrich der Große in die preußischen Staaten, denen er 25 Jahre hindurch durch unermüdete Thätigkeit genutzt hat. Er verband mit dieser Thätigkeit eine große Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, ächte Religiosität, Wohlwollen und ein feines Zartgefühl. Wie er überhaupt allen denen, die in seinen Departements arbeiteten, unvergeßlich seyn wird, so werden sich besonders die Meister und Zöglinge der schönen Künste dankbar seiner Vorsorge und seiner Unterstützung erinnern.

18. Karl Jakob Christian Klipfel, königl. preußischer geheimer Kammerrath, starb den 16ten Mai 1802. Er war geboren den 31sten Jul. 1726 auf dem Königstein, ward als Blumenmahler bey der Meißner Porzellanfabrik angestellt, im siebenjährigen Krieg durch sein vortreffliches und nur durch eignen Fleiß erlerntes Flügelspiel Friedrich dem Großen bekannt, von diesem deshalb nach Berlin berufen, wo er der Porzellanfabrik wichtige Dienste leistete, und immer an den Konzerten und dem nähern Vertrauen des großen Königs Theil hatte.

19. Franz Xaver von Feller, Exjesuit, starb den 23sten Mai zu Regensburg im 68sten Jahre seines Alters.

Er war Verfasser des bekannten Journal historique et literaire, Luxemb. 1774—94. 70 Bände, und vieler andern Schriften, die zusammen wohl an 120 Bände betragen, und worunter besonders merkwürdig sind: das Dictionaire historique. 8 Bände. der Catechisme philosophique. 3 Bände u. a. Er wurde zuletzt von dem Fürstbischof von Regensburg unterhalten.

20. Karl Traugott Thieme, Mag. der W. W. und Rektor zu Löbau, starb daselbst den 30sten Mai im 57sten Jahre seines Alters. Er war den 28sten Jan. 1745 zu Kaniz bey Oschatz geboren, wo sein Vater Prediger war. In seinem 17ten Jahre kam er auf die Landschule zu Meißen, und 1766 auf die Universität zu Leipzig. 1772 ward er Katechet an der dasigen Petrikirche, 1777 Rektor zu Lübben, 1784 Rektor zu Merseburg, bis er 1790 in sein letztes Amt versetzt wurde. In allen seinen Geschäften bewieß er eine musterhafte Gewissenhaftigkeit und Treue, und hat sich auch bey dem großen Publikum durch Herausgabe vieler mit Beyfall aufgenommenen Schriften, worunter besonders der sächsische Kinderfreund, und die Nahrung für den gesunden Menschenverstand bekannt ist, ein dankbares Andenken erworben.

21. Christian Wilhelm Oemler, herzogl. Sachsen Weimarscher Consistorialrath und Superindent, starb den 2ten Jun. zu Jena. Er wurde 1766 Archidiakonus daselbst, und machte sich durch einen langen Diensteifer um seine Gemeinde verdient. Das Publikum kennt ihn aus vielen Schriften, und schätzt besonders seine Beyträge zur Pastoraltheologie. Er starb im 74sten Jahre seines Alters.

22. Johann Christian Gottlieb Ernesti, Professor der Beredtsamkeit in Leipzig, starb den 5ten Jun. bey Leipzig in einem Alter von 47 Jahren. Er war 1756 zu Arnstadt geboren, wo sein Vater Superintendent war, besuchte das dasige Lyceum, und kam dann nach Leipzig, wo

er den Unterricht eines Morus, Dathe, Thalemann, dessen Schwiegersohn er wurde, Reiz und vornehmlich seines Oheims, des großen Ernesti benutzte. Nach vollendeten Studien erhielt er 1777 die Magisterwürde, und habilitirte sich 1779 durch seine Dissertation: de usu vitae communis ad interpretationem N. T. — 1782 wurde er der Erbe der Tochter Ernesti's, und bekam das Rittergut Kahnsdorf, auf welchem er oft seine kränkliche Gesundheit zu stärken pflegte, und wo er auch sein Leben, zu früh für die Gelehrsamkeit, beendigte. 1782 wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie, und 1801 A. W. Ernesti's Nachfolger in der Professur der Beredsamkeit. Er war ein braver Mann, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein thätiger Lehrer und ein feiner und gründlicher Sprachforscher. Er hat sich durch mehrere Schriften den Dank der Freunde der alten Literatur erworben, besonders durch die Bearbeitung der lateinischen Synonimen des, einen Monat vorher verstorbnen, französ. Gelehrten Dumesnil. Seine besten Arbeiten sind seine technologischen Lexica über die griechischen und römischen Rhetoriker. Mit ihm verlischt die berühmte Familie der Ernesti's in Leipzig.

23. J. E. Wichmann, königl. großbrittannischer Leibmedikus, starb den 11ten Jun. zu Hannover. Er war ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, unermüdeter Thätigkeit, und dem edelsten Herzen, der während seiner langen Praxis Unzähligen Rettung und Hülfe verschaffte, und auch den Armen nie seinen Beystand versagte.

24. Burchard Alexius Konstantius, Freiherr von Krüdener, russisch kaiserl. Geheimerath, außerordentlicher Botschafter am königl. preußischen und kurfürstl. sächsischen Hofe, des Wladimir-, rothen Adlerordens und Johanniter-Ritter, starb den 14ten Jun. zu Berlin in einem Alter von 58 Jahren weniger eilf Tagen. Er war aus Livland gebürtig, und stand als Gesandter in Kurland, Vene-

dig und Kopenhagen, wohin er 1798 zum zweitenmal ging. Er verband gründliche Gelehrsamkeit und die ausgebreitetsten Kenntnisse der verschiedensten Art mit den trefflichsten Eigenschaften des Herzens, so daß sein Andenken in den Herzen aller derer, die ihn kannten, nicht vergehn wird.

25. Friedrich August Ludwig von Burgsdorf, königl. preußischer geheimer Forstrath und Oberforstmeister in der Kurmark, ordentliches Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften, der Gesellschaft naturforschender Freunde ꝛc. starb den 19ten Jun. zu Berlin in einem Alter von 55 Jahren. Durch seine gründlichen Schriften hat er sich um die Forstwissenschaft überhaupt, durch seine lange und ausgezeichnete Amtsführung aber, und durch die Aufsicht über die Bildungsanstalt tüchtiger Forstmänner, um die preußischen Staaten insonderheit vorzügliche Verdienste und bedeutende Ansprüche auf das dankbare Andenken der Nation erworben.

26. Josepha, Fürstin von Palm, Gräfin zu Mühlhausen, des Sternkreuzordens Dame ꝛc. starb den 19ten Jun. zu Wien. Ihr edler, liebenswürdiger Charakter, ächte Frömmigkeit, stille, geräuschlose Wohlthätigkeit gegen Arme, und ihre Berufstreue als Mutter und Gattin machten diese Frau bey ihrem Leben zum allgemeinen Gegenstand der Bewunderung, und sichern ihr die Verehrung und das dankbare Andenken der Nachwelt.

27. Johann Jakob Engel wurde 1741 den 11ten September in der Meklenb. Schwerinschen Stadt Parchim geboren. Sein Vater, Senior des Parchimschen Ministeriums und Pastor, war ein gelehrter und denkender Mann, und seine Mutter, die noch lebt, ist eine sehr geistvolle, edeldenkende, überaus wohlthätige Frau, die allgemeine Achtung genießt. Schon früh bemerkten Engels Eltern, und besonders sein Großvater Brasch, ein reicher Kaufmann und Rathsherr in Parchim, — dem Engel in seinem Lorenz

Stark ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, — die auffallendsten Proben seiner außerordentlichen Geisteskräfte. Er zeigte nicht nur früh ein überaus schnelles und starkes Gedächtniß, sondern auch einen für sein Alter höchst seltnen Beobachtungsgeist und Witz. Bis in sein 9tes Jahr besuchte er die damals sehr herabgekommene Schule seiner Vaterstadt; dann brachte ihn sein Vater nach Rostock zu seinem Bruder, der damals Prof. der Philosophie war, Johann Ludwig Engel. Der kaum 9jährige Knabe correspondirte schon fleißig mit seinen Eltern. In Rostock erhielt er meist Unterricht von Studenten; doch besuchte er auch die öffentliche Schule. Im Jahr 1758 starb sein Onkel. Engel verfertigte auf den Tod dieses Mannes ein 2 Bogen in Fol. starkes Trauergedicht, das schon seine künftige Größe als Schriftsteller ahnen läßt. Bald darauf bezog er die Akademie zu Rostock, und widmete sich da zwey Jahre lang ganz den theologischen Wissenschaften. Von da ging er nach Bützow, wo er einige Zeit kränkelte. Hier legte er sich mehr auf Philosophie, besonders auf Physik, und wurde 1763 im Jul. Doctor der Philosophie. Seine Dissertation handelte: de caussa fluxus siphonis bicruralis in vacuo continuati. Von seinem 19ten Jahre an unterstützte er seinen Vater, so oft er ihn von Rostock und Bützow aus besuchte, te, im Predigen, und fand den ausgezeichnetsten Beyfall. Als im Jahr 1763 das Friedensfest nach dem siebenjährigen Kriege gefeyert wurde, hielt er in der Bützowschen Stadtkirche eine Friedensrede, die in Folio gedruckt erschien. Diese Rede fand einen fast unglaublichen Beyfall, und erwarb ihm die Achtung und Liebe der Einwohner der Stadt. Er verließ dann Rostock, und würde sich noch näher zum Predigtamte vorbereitet haben, wenn nicht damals der bekannte Superintendent Zachariä (Verfasser des Bußkampfs und anderer hyperpietistischer Schriften) alle die verketzert und von geistlichen Aemtern entfernt hätte, die sich nicht völlig nach

seinen Grillen und sonderbaren Meinungen bequemten. Engel ging daher etwa ums Jahr 1765 nach Leipzig. Hier legte er sich noch weiter auf die Philosophie, besonders aber auch auf das Studium der griechischen und der neueren Sprachen, wobey ihn Eschenburg und einige andre kräftig unterstützten. Er sagte selbst oft, daß er sich da erst zum Gelehrten gebildet hätte; aber die außerordentliche Anstrengung schwächte auch seinen sonst festen Körper, und er litt bald viel an der Hypochondrie. Durch schriftstellerische Arbeiten, besonders Uebersetzungen, durch Privatunterricht, und später durch einige öffentliche Vorlesungen sicherte er sich seine Subsistenz. Er wurde durch seine Schriften, worunter auch eine Uebersetzung von Eulers Briefen gehört, bald rühmlich bekannt, und erwarb sich die Freundschaft vieler gelehrten und verdienten Männer. Er erhielt nun einen Ruf als Professor nach Göttingen, als Bibliothekar nach Gotha, als Erzieher eines Grafen nach Paris, und als Professor am Joachimsthalschen Gymnasium nach Berlin. Dem letztern gab er den Vorzug, weil seine Mutter dies wünschte. In Berlin lehrte er mit dem größten Beyfall, ward bald Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften, und schrieb mehrere seiner allgemein bekannten Werke. Später wurde er Lehrer des allgeliebten jetzigen Beherrschers der preußischen Monarchie in der Moral, in der Aesthetik und andern Wissenschaften; auch die übrigen Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses unterrichtete er. Dadurch wurde er dem König Friedrich Wilhelm dem 2ten bekannt, der ihn zum Ober-Director des großen Berliner Theaters machte, wozu er, als Verfasser der Mimik vor allen tüchtig schien. Er behielt diesen Posten bis zum Jahr 1794. Da nöthigten ihn mancherley Umstände, besonders der vielfache Verdruß, der mit dieser Stelle verbunden war, und den seine wankende Gesundheit nicht länger ertragen konnte, seinen Posten niederzulegen. Er begab sich mit dem Entschluß, nie

nach

nach Berlin zurückzukehren, nach Schwerin, wo er ruhig und sehr eingezogen lebte, und sich auf den Umgang mit seinem Bruder, den verstorbnen Doktor K. C. Engel und einiger wenigen Freunde einschränkte. Er schrieb hier den Fürstenspiegel und einige andre später gedruckte Schriften.

Aber bald nach dem Regierungsantritt des jetzt regierenden Königs, erhielt er ein sehr gnädiges Einladungsschreiben nach Berlin zurückzukehren. Es wurde ihm außer dem Gehalt von der Akademie der Wissenschaften noch eine ansehnliche Pension zugesichert, und so konnte er der so herablassenden Einladung eines Königs, um dessen frühere Bildung er sich verdient gemacht hatte, und den er innig ehrte und liebte, nicht widerstehen. Nur war seine Gesundheit sehr geschwächt, er litt an der Hypochondrie, und war nicht im Stande, einen Posten zu bekleiden, der eine regelmäßige und ununterbrochne Thätigkeit foderte; aber er sollte auch bloß den Musen leben, sich um die Akademie der Wissenschaften noch verdienter machen, und als Schriftsteller nützen. Diesen Foderungen seines erhabnen Gönners that er gewissenhaft Genüge. In Berlin genoß er die Achtung der vorzüglichsten Köpfe, und stand mit ihnen in genauer Verbindung. Hätte seine Kränklichkeit seiner Thätigkeit und der gemeinnützigen Anwendung seiner seltnen Talente nicht so große Hindernisse in den Weg gelegt: so würde er unter einem Monarchen, der jedes Verdienst zu schätzen weiß, und der auch ihm so viele Beweise der Werthschätzung gegeben hatte, einen weit ausgedehnteren Wirkungskreis erhalten haben. Er arbeitete indeß als Schriftsteller fast über seine Kräfte, und beschleunigte dadurch sein Ende. Seine bejahrte Mutter, die nicht wußte, daß seine Gesundheit so gänzlich zerrüttet war, lud ihn zu einem Besuch ein, weil sie ihn vor ihrem Tode noch einmal zu sehen wünschte. Er setzte sich über alle Schwierigkeiten und Besorgnisse hinweg, machte unter den heftigsten Schmerzen die Reise, kam ganz

erschöpft in seiner Vaterstadt an, und starb nach einem fast 4 wöchentlichen Aufenthalt den 28sten Jun. 1802, von allen beweint, die ihn genauer kannten, und bedauert von allen, die seine klassischen Schriften zu schätzen wissen.

Sein Werth als Schriftsteller und Philosoph ist längst entschieden, und seine Schriften sind zu bekannt, als daß ein Verzeichniß derselben nöthig wäre. Er war ein genauer Kenner der Alten, und wußte ganze Stellen aus den Dichtern, und besonders aus dem Plato auswendig. Unter den neuern war Leibnitz sein Liebling, auch Garve'n schätzte er sehr. Aber auch von Seiten seines Charakters verdient er Achtung. Er war ein edler, menschenfreundlicher Mann; und wenn Redlichkeit, Wahrheitsliebe, edle Freymüthigkeit, Sinn für alles Gute und Schöne, und fester Wille es möglichst zu befördern; wenn kindliche Liebe, Wohlthätigkeit und unveränderliche Treue in der Freundschaft Züge eines achtungswürdigen Charakters sind, so besaß ihn Engel. Daß er diese besaß, werden alle bezeugen, die ihn genauer kannten, ohne deshalb blind gegen manche Fehler zu seyn, von denen er nicht frey war. Eine ausführlichere Biographie, die der neuen Ausgabe seiner Schriften, welche die Myliussche Buchhandlung in Berlin zu veranstalten angefangen hat, beygefügt werden dürfte, wird seinen Werth nicht blos als Schriftsteller, sondern auch als Mensch noch genauer bestimmen. Seine Verehrer haben noch ein Trauerspiel und einige andre zum Druck von ihm selbst vorbereitete Schriften zu erwarten *)

*) Wir glauben den Verdiensten eines solchen Mannes eine genauere Anzeige der Lebensumstände schuldig zu seyn, und waren zur Mittheilung derselben durch die gütigen Nachrichten eines Freundes des Verstorbenen, des Herrn Prediger Wagner in Parchim, am besten in Stand gesetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuere Verlagsbücher
der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.

Becker (K. F.) Erzählungen aus der alten Welt. Für die Jugend. 1ster Theil. Ulysses von Ithaka. 8. 1 thlr.
— — — — 2ter Theil. Achill 8. 1 thlr.

Beschreibung des Hallischen Waisenhauses und der übrigen damit verbundenen Frankischen Stiftungen nebst der Geschichte ihres ersten Jahrhunderts. Zum Besten der Vaterlosen. Mit erläut. Kupf. und Vignetten. gr. 8. 1 thlr.

Bogatzky's (C. H. von) Lebenslauf von ihm selbst beschrieben. Für die Liebhaber seiner Schriften, und als Beytrag zur Gesch. der Spenerschen theol. Schule herausg. gr. 8. 16 gr.

Dictionaire, nouveau, françois allemand et allemand françois contenant tous les mots usités des deux langues par Franc. Roux, dixième edit. gr. 8. 2 thlr. 20 gr.

Fabri (M. J. E.) kurzer Abriß der Geographie, 8te verbesserte Auflage. 8. 7 gr.

Fulda (F. Ch.) Gespräche und kleine Schauspiele für Jünglinge von reiferem Alter, 1. Samml. 8. 20 gr.

Junker (F. A.) biblischer Catechismus für Volksschulen, 7te Auflage. 8. 2 gr.
— — Handbuch der gemeinnützigen Kenntnisse für Volksschulen. Beim Unterrichte als Materialien und bei Schreibeübungen als Vorschriften zu gebrauchen, 1ster Theil. 5te Auflage. gr. 8. 14 gr. alle 3 Theile 1 thlr. 20 gr.
— — Exempeltafeln; das ist: 136 Tafeln mit 1800 abgesondert ausgerechneten zweckmäßigen Exempeln. Ein unentbehrliches Hülfsmittel beym Rechenunterrichte in Volksschulen, und daher als Anhang zu dessen Handbuche gemeinnütziger Kenntnisse. 2te Auflage. 8.

Justini, historiarum libri XLIV. in usum stud. juvent. denuo singulari cura recogniti. Editio quarta. 8. 4 gr.

Kleins (E. F.) Grundsätze des Preußischen Civilrechts. gr. 8. 1 thlr. 12 gr.

Kochs (J. E. A.) Erfahrungen über die Wirkungskräfte des Gesundbrunnens und des Bades zu Lauchstädt in ältern und neuern Zeiten. gr. 8. 8 gr.

Niemeyers (Dr. Aug. Herm.) vollständige Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Königl. Pädagogiums zu Halle. Nebst einer Geschichte desselben in seinem ersten Jahrhundert. gr. 8. 10 gr.

Niemeyers (Dr. Aug. Herm.) Ansichten einer Geschichte der deutschen Pädagogik im 18ten Jahrhundert. Nebst fortgesetzter Nachricht von den bisherigen Ereignissen und Veränderungen im königl. Pädagogium. gr. 8. 6 gr.

— — Zuschrift an Theologie Studirende, über die Vorbereitung zum theol. Examen und die Benutzung der Candidatenjahre. Nebst einem Abdruck der neuesten Instruction der Consistorien über die theolog. Prüfungen in sämmtlichen preuß. Landen. 8. 8 gr.

— — Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Schulmänner. Vierte verbesserte Aufl. 1ster u. 2ter Th. gr. 8. 2 thlr. 16 gr. (in Commiss.)

Numa Pompilius et Guillaume Tell, par Florian, a l'usage de la jeunesse dans les Ecoles. 8. 14 gr.

Schulbuch (neues französisches) für Anfänger und untere Schulklassen, 3te verbesserte Aufl. 8. 9 gr.

Sieferts (Ph.) neue Auswahl vorzüglicher Stücke aus den besten französischen Schriftstellern für die oberen Classen. Mit histor. literär. Nachrichten über die Verfasser, 1ster und poetischer Theil. 8. 1 thlr. 4 gr.

— — — — 2ter prosaischer Th. 8. 1 thlr. 4 gr.

Stengels (C. L.) Beiträge zur Kenntniß der Justizverfassung und der juristischen Literatur in den preußischen Staaten. 12ter 13ter 14ter 15ter Band.

auch unter dem Titel:

Stengels neue Beiträge zur Kenntniß der Justizverfassung und juristischen Literatur in den preuß. Staaten, 6ter 7ter 8ter 9ter Band. gr. 8. 6 thlr.

Specialkarte von den zum Herzogth. Magdeburg gehör. Saalkreis nach einer genauen Vermessung des Terrains zusammen getragen und herausgeg. im Jahr 1801. Royalfolio. 16 gr.

Vaters (J. C.) Commentar über den Pentateuch. Mit Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten, der eingeschalteten Uebersetzung von Dr. Alex. Geddes's krit. und exeget. Anmerkungen und einer Abhandl. über Moses und die Verfasser des Pentateuchs, 1 u. 2 Theil. gr. 8. 1 thlr. 16 gr.

Wochenblatt (Hall. patriot.) zur Beförderung wohlthätiger Zwecke, herausgeg. von Dr. A. H. Niemeyer und H. B. Wagnitz. 3 Jahrgänge, jeder Jahrgang 1 thlr. Pränumeration zum 4ten Jahrg. 16 gr. (in Commission).

Xenophontis Memorabilium Socratis dictorum libri IV. Cum Indice verborum et phrasium. 8. 10 gr.

Inhalt
des dritten Stücks.

Ueber die Schwierigkeit militairischer Biographien. S. 265

VI. Charakteristische Züge und Ereignisse in der Geschichte des kaiserlichen Feldmarschalls Grafen von Seckendorf. Uebersicht der Hauptmomente aus der Geschichte seines Lebens. 276

Charakteristische Züge. Jahre der Erziehung und Vorbereitung zum Berufsleben. 285

VII. Hugo Blair. Von E. U. 303

VIII. Anton Possevin, ein Jesuit. Vom Herrn Prof. Eberhardt in Halle. 323

Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle, seit dem Jahr 1802. Schlettwein — Schönemann — Dumesnil — Magnus — Zehelein — Anton — Klipfel — v. Feller — Thieme — Demler — Ernesti — Wichmann — Konstantius — v. Burgsdorf — Josepha — Engel. 369—374

XVI
XVII
XVIII

Der Biograph.

Ersten Bandes. Viertes Stück.

Halle, in der Waisenhaus-Buchhandlung 1802.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich wenigstens acht, höchstens zwölf Stück, brochirt, in farbigem Umschlag. Vier Stücke machen einen Band von wenigstens 1 Alph. 8 Bogen. Der Preis des ganzen Bandes von vier unzertrennlichen Stücken ist 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr., wofür man ihn durch alle Buchhandlungen bekommen kann.

Der Biograph liefert in steter Abwechslung theils längere, theils kürzere Biographien merkwürdiger Menschen aus allen Ständen, deren Namen Kronos auf seine Zeittafel der drey letzten Jahrhunderte eingeschrieben hat. Mit eigentlichen Biographien wechseln von Zeit zu Zeit historische Abhandlungen, die mit der Biographik in enger Verbindung stehn, Beurtheilungen und kurze Auszüge aus neu erscheinenden biographischen Werken, so weit sie den Zeitraum, welchen sich der Biograph gesetzt hat, betreffen. Jedem Stück folgt ein historischer Anzeiger, welcher die im Lauf des Jahrs vorgekommenen Todesfälle solcher Personen enthalten soll, die auf irgend eine Art verdienen, von der achtsamen Muse der Geschichte auf ihrer Tafel für den künftigen Biographen des neunzehnten Jahrhunderts angemerket zu werden.

Ein literarischer Anzeiger wird als Beylage gratis ausgegeben, worin neue Bücher von den Herrn Autoren und Verlegern bekannt gemacht werden können. Bekanntmachungen, die nicht über 12 Zeilen betragen, kosten 8 Gr. oder 36 Kr. rhein. Längere zahlen für die Zeile 9 Pfen. oder 3 Kreuz. Die Anzeigen werden portofrey nebst den Einrückungskosten an die Verlagshandlung eingesendet, wofern man nicht mit ihr in Rechnung steht.

Moliere.

(Geboren zu Paris 1620, gestorben daselbst 1673.)

Es ist in unsern Tagen unter Personen von Einsicht und Geschmack wohl so ziemlich außer Zweifel gesezt, daß ein wohlgeordnetes Theater zur Sittenbildung einer Nation ungemein viel beitragen könne, und daß dieser Ruhm in mehr als einem Betrachte vornehmlich dem Lustspiele gebühre *). Gewiß also verdient ein Mann, der unter seinem Volke den Namen eines Vaters der Komödie erwirbt, daß man ihn einen vorzüglichen Antheil an der Bildung desselben zuschreibe; und so hat auch der Vater der französischen Komödie, die in der Folge so vielen andern Nationen zum Muster gedient hat, gegründeten Anspruch auf Bekanntschaft und Achtung bei der Nachwelt.

Jean-Baptiste Poquelin (denn den Namen, unter welchem er sich verewiget hat, nahm er erst in der Folge an) wurde zu Paris im Jahre 1620 ge-

*) Kurz, aber sehr gut findet man dieses gezeigt in der kleinen Schrift (von Mackensen): Untersuchung über den deutschen Nationalcharakter, in Beziehung auf die Frage: Warum gibt es kein deutsches Nationaltheater? Wolfenbüttel, bei Albrecht, 1794.

boren. Sein Vater, gleiches Namens, ein Tapetenwirker seiner Profession, war Kammerdiener [Valet de chambre-tapissier du Roi] an dem Hofe Ludewigs des Dreizehnten, und betrieb nebenbei in seinem eigenen Hause einen Handel mit Trödelwaaren; die Mutter, Anna, geborene Boutet, war auch eines Tapetenwirkers Tochter.

Da die Geschäfte des alten Poquelin gewisser Maßen Familiensache geworden waren (denn auch schon sein Vater war Tapetenwirker, Trödelhändler und königlicher Kammerdiener gewesen), so konnte ihm freilich wohl nichts natürlicher scheinen, als daß sein einziger Sohn auch dazu bestimmt werden müsse. Der Knabe ward also bei guter Zeit in die Lehre genommen, und konnte in einem Alter von vierzehn Jahren außer dem, was unmittelbar zu der Profession und dem Handel gehörte, nichts, als nothdürftig lesen und schreiben. Seine Aeltern hätten sich nicht einfallen lassen, in ihrem Sohne etwas Anderes zu denken, als was in ihrer Sphäre lag, am allerwenigsten das, was er einst wurde. Die guten Leute waren zufrieden, wenn sich der Knabe in Werkstatt und Kramladen gelehrig zeigte, und standen am Ziele ihrer Wünsche, als sie vom Hofe die Zusicherung erhielten, daß er dem Vater künftig auch in der Kammerdiener-Stelle folgen solle. Ein zufälliger Umstand mußte in dem Knaben den Keim wekken, den sein Genius in ihn gelegt hatte.

Sein Großvater Boutet, ein leidenschaftlicher Liebhaber theatralischer Vorstellungen, nahm den Enkel, den er außerordentlich liebte, fleißig mit nach dem Hôtel de Bourgogne in das Schauspiel. Ein solcher Zug großväterlicher Liebe war nun aber gar nicht nach dem Sinne des alten Poquelin. Dieser besorgte nämlich, daß der Knabe durch den öftern Besuch des Schauspiels zu sehr zerstreuet, und von dem Eifer in seiner Lehre abgezogen werden möchte, gab auch diese Besorgniß eines Tages dem Schwiegervater zu erkennen. Sie wollen mir doch, setzte er etwas bitter hinzu, nicht etwa gar einen Komödianten aus dem Jungen machen? „Nun, „versetzte Boutet, und was wäre das denn für ein „Unglück? Wollte doch der Himmel, daß nur einmahl „ein Bellerose aus ihm werden könnte!“ (So hieß nämlich der geachteteste unter den damahligen Schauspielern im Hôtel de Bourgogne.) Diese Antwort wirkte mehr, als sie eigentlich wirken sollte: der Knabe, der zugegen war, faßte die Worte des Großvaters auf, und kam dadurch in der Stille auf den Gedanken, daß er doch wohl zu etwas Besserm, als zum Tapetenmacher geboren sein könne; und diesem Gedanken nachhängend, fing er an, der väterlichen Handthierung abgeneigt zu werden, und mit Widerwillen in der Werkstätte zu sein. So kann oft ein kleiner Umstand, ein absichtlos hingeworfenes Wort menschliche Gemüther und Schicksale wenden!

Das französische Theater lag um diese Zeit noch zum Theil in seiner Krise, nachdem es sich seit der Mitte des vorhergehenden Jahrhunderts aus dem Zustande der völligen Rohheit herausgewunden hatte. Das Trauerspiel war seit einigen Jahren durch Peter Corneille zu einem bewundernswürdigen Grade der Kultur emporgehoben worden; auch hatte dieser unter Begünstigung des Kardinals Richelieu, eines lebhaften Theaterfreundes, vornehmlich dazu beigetragen, daß sich zuerst im Jahre 1625 eine stehende Truppe in der Hauptstadt niederließ, wo vorher nur herumziehende Banden ihre elende Waare feil gehalten hatten. Das Lustspiel hingegen lag noch beinahe gänzlich darnieder. Was man Komödien nannte, waren meistens unförmliche Gewebe seltsamer Begebenheiten, und an Charakterstükken fehlte es fast ganz und gar. Dabei war der Geschmack in dieser Gattung noch äußerst roh und ungebildet: man hing sklavisch an dem italiänischen Gusto, und auf der Bühne figurirten die ehrbaren Gebrüder Hanswurst und Pikkelhering. Zwar hatte Corneille auch im Komischen einige frühern Versuche gemacht, die gegen die alten Possenreißereien schon sehr glücklich abstachen; bald aber hatte er sich ausschließlich für jene andere Gattung bestimmt, zu welcher er sich mehr geeignet fühlte. Die echte Komödie harrete also noch dessen, den die Tragödie so glücklich im Corneille gefunden hatte, ihres eigentlichen Schöpfers. Wer

hätte damahls denken mögen, daß einer der geringsten unter den gegenwärtigen Zuschauern, daß der kleine Tapetenmacher-Bursche dieß einst werden solle? Aber wie oft finden sich nicht die trefflichsten Anlagen da, wo man sie gerade am wenigsten suchen würde; und wie Mancher, der sich in der Welt kaum bis zur Mittelmäßigkeit erhub, würde in dem Fache, wofür er eigentlich geschaffen zu sein schien, in der vordersten Reihe glänzen, hätte das Glück so günstig für ihn die Umstände geleitet, wie für den jungen Poquelin!

An einem Abende, wo er auch mit in dem Schauspiele gewesen war, saß er, wie in tiefen Gedanken verloren, mit gesenktem Kopfe da. Der Vater bemerkte es, und fragte ihn, was er denn nur seit einiger Zeit so schwermüthig und in sich gekehrt sei. Jetzt konnte der Knabe nicht länger an sich halten, und gestand frei heraus, er habe keine Lust zur Profession, und werde es dankbar erkennen, wenn ihn der Vater wolle studiren lassen. — Vielleicht würde diese Herzenserleichterung mehr geschadet als gefruchtet haben, wäre nicht der Großvater dabei zugegen gewesen. Dieser, schon vorher mit dem Anliegen seines Enkels vertraut, nahm jetzt das Wort, und suchte die Neigung desselben durch triftige Gründe zu unterstützen. Der Vater, wiewohl nicht ohne den innern Widerstand eines Bürgers, der in seiner gutmüthigen Einfalt das Glück seines Kindes hingeopfert glaubt, wenn es nicht wieder das wird, was

Vater und Großvater gewesen sind, gab endlich nach, und that den Knaben auf das Collegium von Clermont, eine den Jesuiten gehörige Lehranstalt zu Paris.

Poquelin war nicht von der Art so vieler jungen Genies, die im Vertrauen auf ihre Kraft vor ernster Arbeit und regelmäßigem Studiren einen Ekel haben, und so zuletzt doch nur beweisen, was auf dem rechten Wege aus ihnen hätte werden können. Er verband mit hervorstechenden Talenten und brennender Wißbegierde einen strengen und ausdauernden Fleiß, und sammelte während seiner fünf Vorbereitungsjahre einen solchen Schatz von wissenschaftlichen Kenntnissen, daß er nachmahls unter allen Dichtern jenes goldenen Zeitalters der französischen Literatur in Ansehung gründlicher Gelehrsamkeit den Vorrang behauptet hat. Mit vorzüglichem Eifer trieb er außer der Rechtswissenschaft, die sein Brotstudium ausmachte, ältere und neuere Sprachen, die sogenannten schönen Wissenschaften und die Philosophie. In der letztern war sein Lehrer der berühmte Gassendi; und die Philosophie, die derselbe vortrug, nicht eine tiefgeschöpfte spekulative, sondern vielmehr die heitere aus der Schule Epikurs und Demokrits, hatte auf die künftigen Arbeiten, so wie auf die Lebensweise des Schülers einen wesentlichen Einfluß. Uebrigens führte Poquelin auf dem Collegio genauen Umgang mit einigen andern guten Köpfen unter den jungen Studirenden, unter andern

mit Chapelle, seinem nachmahligen vertrauten Freunde, und mit Bernier, von denen in der Folge dieser durch seine Reise in das Reich des Groß-Moguls, jener als epigrammatischer Dichter berühmt geworden ist. Auch gründete sich hier seine, für ihn nachher so vortheilhafte Bekanntschaft mit Armand von Bourbon, Prinzen von Conti, der ebenfalls zu der Zeit im Collegio von Clermont studirte.

Als er seine Studien vollendet hatte, und jetzt eben im Begriffe stand, eine Advokatenstelle anzutreten, geschahe es (1641), daß Ludewig XIII. Kränklichkeits halber sich nach Narbonne begab. Da nun der alte Poquelin wegen eingetretener Altersschwäche unvermögend, die Reise mitzumachen, und sein Sohn ihm adjungirt war, so mußte dieser dem Hofe folgen. Auch versahe er nach erfolgter Zurückkunft in die Residenz, bei zunehmender Schwäche des Vaters bis zu dessen Tode den Dienst, und führte nachher zeitlebens den Titel eines königlichen Kammerdieners, ohne jedoch die damit verbundenen Geschäfte ferner verrichten zu dürfen. Wenn durch diesen Aufenthalt am Hofe Poquelin von der einen Seite in seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen unterbrochen wurde, so diente ihm derselbe von der andern Seite dazu, seiner alten Liebe zu dem Theater neue Nahrung zu geben; und es mußte sich bald fügen, daß er sich ganz für dasselbe bestimmte.

Seit nämlich der Geschmack an Schauspielen, hauptsächlich durch Richelieus Vorliebe für die dramatische Kunst, in Frankreich allgemeiner geworden war, bildeten sich in der Hauptstadt von Zeit zu Zeit kleine Theater-Gesellschaften; und von einer derselben ward Poquelin in ihr Interesse gezogen. Man spielte nicht ohne Beifall, erhielt mehr und mehr Zuschauer, und kam dadurch auf den Gedanken, von dem, was bisher nur zur eigenen Uebung und Unterhaltung geschehen war, auch Erwerb zu ziehen. Der Gedanke ward ausgeführt, und ein gemiethetes Haus in der Vorstadt Saint-Germain zum Theater umgeschaffen.

Poquelin eröffnete seine theatralische Laufbahn zugleich als Schauspieler und als Dichter. Freilich aber konnten die ersten Autor-Versuche des jungen Genies, das nicht einmahl gute vaterländische Muster vor sich hatte, nichts anderes als unzeitige Früchte sein. Es ist bei den Werken der Kunst, vornehmlich der dramatischen, durch eine lange Erfahrung bestätiget, daß der mittelmäßige Kopf von Anfang an streng nach den vestgesetzten Regeln arbeitet, mithin der Kritik nicht leicht wesentliche Blößen gibt, aber auch bald die geringe Höhe erreicht, deren er fähig ist; daß hingegen das Genie, weil es sich seinen eigenen Weg bahnt und sich nicht an die Regeln bindet, in der ersten Gährung des aufbrausenden Geistes mancherlei wilde Auswüchse hervortreibt, dafür aber mit der zunehmenden Reife des

Geschmacks und der Urtheilskraft auch reife Früchte erzeugt, die allein der Bewunderung der Zeitgenossen und der Nachwelt würdig sind, wie wir hiervon unter Andern an unserm Schiller das Beispiel haben. — Von Poquelins dramatischen Erstlingen, die noch sehr nach den italiänischen Quellen schmeckten, woraus sie geschöpft waren, hat sich wenig mehr, als einige Titel erhalten. Der Dichter selbst hat sie nicht der Aufbewahrung werth geachtet, indeß doch Einiges daraus, was ihm noch brauchbar schien, bei seinen spätern Arbeiten wieder benutzt *).

In dem alten Athen galt es gar nicht für etwas Anstößiges, wenn der dramatische Dichter zugleich Acteur war; und man weiß, daß selbst der edelste unter den griechischen Dichtern, auch noch in seinen höhern Jahren, die Bühne betrat. Poquelin wußte das eben so gut, und konnte seinerseits kein Bedenken haben, dem Beispiele jener alten ehrwürdigen Meister zu folgen. Aber seine Landsleute waren keine Athenienser. Das Schauspiel besuchten die Leute wohl gern; aber der

*) Zweie von jenen Stükken, le Médecin volant und la Jalousie de Barbouille, sind ohne Zuthun des Verfassers noch in neuern Zeiten abschriftlich in einigen Händen gewesen. Von ersterm kommen einzelne Sätze in dem Médecin malgré lui vor; das andere hat zu dem dritten Akte des George Dandin die Grundlage gegeben. Drei andere, le Docteur amoureux, les trois Docteurs rivaux und le Maître d'école sind bloß dem Namen nach bekannt.

Schauspieler war ihnen doch immer eine verrufene Person. Es konnte daher nicht fehlen, daß besonders Poquelins Familie an der neuen Laufbahn ihres jungen Mitgliedes ein großes Aergerniß nahm. Der gute alte Vater zumahl, der schon in das Studiren seines Sohnes mit Mühe gewilliget hatte, hielt ihn bei der nun erwählten Lebensart vollends gar für verloren, und bot Alles auf, ihn von einem Wege zurückzugewinnen, den er nach seinen Begriffen als einen Weg der Schande und des Verderbens ansahe. Jener ließ sich nun zwar weder durch gute Worte noch durch Versprechungen bereden, diesen Weg zu verlassen, den sein Genius mit so starker Stimme ihn gehen hieß; indeß gab er doch, so gut er konnte, dem Vorurtheile nach, und vertauschte den Namen seiner Familie gegen den, mit welchem ihn die Nachwelt nennt. Muthmaßlich (denn selbst hat er sich, so viel man weiß, nie ausdrücklich darüber erklärt) entlehnte er denselben von einem frühern Theaterdichter, der Moliere geheißen, und im ersten Viertel des Jahrhunderts geblühet hatte. Uebrigens war dieser Namenwechsel gar nicht etwa ein neuer Einfall: alle damahligen Schauspieler im Hôtel de Bourgogne führten angenommene Namen, und unter den Italiänern hatte schon vorlängst dieselbe Gewohnheit geherrscht.

Der neue Moliere, der gleich unter seinen Mitgenossen vortheilhaft hervorstach, trug hauptsächlich dazu bei, daß die Gesellschaft bald den übrigen pariser

Neben-Theatern den Rang ablief, und unter dem Namen „l'illustre Théâtre“ bekannt wurde *). Man kann es der Eitelkeit junger Leute, die sich in ihrem Verhältnisse gefielen, wohl zu Gute halten, daß sie ein so vielversprechendes Prädikat entweder selbst annahmen, oder sich doch gefallen ließen. Indeß konnten sie den Anforderungen, die man deßhalb an sie zu machen berechtiget war, unmöglich ein Genüge leisten, und sich namentlich mit den geübten Schauspielern im Hôtel de Bourgogne bei allen guten Anlagen doch auf keine Weise messen. Auch mußte schon der Umstand dem guten Fortgange der Gesellschaft im Wege stehen, daß sie unter keinem eigentlichen Oberhaupte versammelt war, und die einzelnen Mitglieder den Weisungen des an Kenntniß, Urtheil und Geschmack ihnen allen überlegenen Moliere nicht immer Gehör gaben, woraus denn mancherlei Mißhelligkeiten entstanden, wie das bei Privat-Theatern der gewöhnliche Fall ist. Inzwischen hielt sich die Gesellschaft doch bis zum Beginn der traurigen

*) Nach Voltaires Angabe findet sich dieser Name an der Spitze eines i. J. 1645 gedruckten Trauerspiels „Artaxerxes“, welches einen gewissen Magnon zum Verfasser hatte. Es scheint daher ein kleiner Irrthum zu sein, wenn es in Molieres Charakteristik von Hrn. Prof. Jakobs (Nachtr. zu Sulzers Theorie ꝛc. 4. Bd, S. 8.) heißt, die Gesellschaft habe unter dem Namen de l'illustre Théâtre nur einige Monate hindurch, und zwar erst i. J. 1650, gespielt.

und für die Kunst überhaupt höchst ungünstigen Jahre, wo Paris und ganz Frankreich von bürgerlichen Kriegen heimgesucht wurde [1648 — 1652]. Diese Jahre der öffentlichen Unruhe benutzte Moliere in stiller Eingezogenheit zu seiner eigenen Fortbildung, und insbesondere zu Entwerfung vollkommnerer Theaterstükke. Nach Wiederherstellung der Ruhe im Lande rieth man ihm, vor der Hand in der Provinz sein Glück zu versuchen; und der Prinz von Conti, der ihm noch von den Schuljahren her günstig war, auch das illustre Théâtre einigemahl in seinem Palloste hatte spielen lassen, versprach ihm, dieses Glück zu befördern, wenn er nach Beziers kommen wolle, wohin er selbst eben als Statthalter der Provinz Languedoc abzugehen im Begriffe stand.

Diesen Aufmunterungen zufolge sammelte Moliere die noch vorhandenen Mitglieder des illustre Théâtre, warb neue hinzu, und verließ als nunmehriges Oberhaupt der Gesellschaft mit derselben gegen Ende des Jahres 1653 die Hauptstadt. Die Reise ging zunächst nach Lyon, wo man den Unbesonnenen oder die verrückten Plane [l'Etourdi ou les contre-temps], das älteste von Molieres bessern Stükken, mit so großem Beifalle gab, daß eine andere herumziehende Truppe, die sich dort aufhielt, von Stund an alle Zuschauer verlor, und sich genöthiget sahe, die Stadt zu räumen. Hierauf bezog Molieres

Gesellschaft mehrere Städte des Reichs, und fand allenthalben, wohin sie kam, eine so ehrenvolle Aufnahme, wie sie sich nur immer wünschen konnte. Bloß in Bordeaux ward sie bei der Vorstellung der Thebaide, eines von ihrem Führer selbst verfertigten Trauerspiels, ausgezischt; ein Unfall, der den Dichter keinesweges muthlos machte, ihm aber zur Lehre diente, seinen ganzen Fleiß der komischen Muse zu widmen.

Im folgenden Jahre [1654] ging nun die Gesellschaft nach Beziers, wo sie zuerst vesten Fuß faßte, da sie unter vortheilhaften Bedingungen von dem Prinzen und den Landständen in Dienste genommen wurde. Hier fand sie Zeit und Gelegenheit, sich durch fortgesetzte Uebung immer weiter auszubilden; und Moliere setzte sich in der Gunst des Prinzen, der mit dessen trefflichen Eigenschaften immer vertrauter ward, mit jedem Tage vester. Zum Beweise dieser Gunst trug ihm der Prinz nach einiger Zeit das Sekretariat an seinem Hofe an. Moliere liebte aber die Unabhängigkeit, und gefiel sich in seiner Lage zu wohl, als daß er die Stelle hätte annehmen mögen. Seine Freunde zwar verdachten es ihm sehr, daß er einen so vortheilhaften Antrag von sich abgelehnt habe; er aber wußte sich mit guten Gründen zu verantworten. „Man müsse, sagte „er, nie einen Posten, für welchen man passe, gegen „einen andern vertauschen, den man nicht genug kenne. „Er sei jetzt, wenn er der öffentlichen Meinung trauen

„dürfe, vielleicht ein ziemlich guter Autor, werde aber „vielleicht ein sehr schlechter Sekretär sein. Als Schau„spieler habe er den Prinzen für sich eingenommen; in „ernsten Geschäften, wenn er sie schlecht betreibe, könne „er ihn leicht gegen sich einnehmen. Zudem sei er als „ein Sonderling und halber Misanthrop gar nicht zu „dem nähern Umgange mit einem großen Herrn gemacht; „es fehle ihm die in einem solchen Verhältnisse nöthige „Geschmeidigkeit. Und, was wichtiger sei als alles „Andere, er sei es seiner Gesellschaft schuldig, bei ihr „auszuhalten, und müsse sich ein Gewissen daraus ma„chen, sie in einer fremden Gegend, wohin er sie ge„führt, nun im Stiche zu lassen."

Nachdem Moliere gegen vier Jahre in Languedoc zugebracht hatte, riethen ihm seine Freunde, sich nun wieder der Hauptstadt zu nähern; und dahin stand sein eigener Wunsch. Die Truppe zog demnach zu Ende des Jahres 1657 von Beziers ab, brachte die Karnevalszeit des folgenden Jahres in Grenoble, den Sommer aber in Rouen zu, und kam endlich im Herbste [1658] zu Paris an, wohin Moliere schon von Rouen aus in der Stille kleine Reisen gemacht, und auf Empfehlung von dem Prinzen von Conti bei dem Herzoge von Orleans, einzigem Bruder des jungen Königs [Ludewigs XIV.], Zutritt erhalten hatte. Der Herzog ernannte die Gesellschaft zu seiner Hof-Truppe [Troupe de Monsieur], und Molieren zum Di-

rector derselben, stellte ihn auch in dieser Qualität dem Könige und der Königinn Mutter vor.

Es war am 24. October des gedachten Jahres, daß die Truppe zum ersten Mahle in Paris, und zwar in Gegenwart des ganzen Hofes spielte, wozu der Saal der Leibwache im alten Louvre war eingegeben worden. Man debütirte mit dem Nikomedes, einem Trauerspiele von Corneille. Mit Schüchternheit betrat Moliere die Bühne, nicht allein wegen der Gegenwart des Hofes, sondern auch, weil sich alle Schauspieler vom Hôtel de Bourgogne unter den Zuschauern befanden, und er wohl wußte, wie sehr diese ihm und seinen Leuten überlegen waren, zumahl im Trauerspiele *). Wirklich fiel die Probe eben nicht zum Besten aus; aber ein glücklicher Gedanke Molieres machte Alles gut. Nachdem nämlich das Trauerspiel zu Ende war, trat er noch einmahl hervor, dankte dem Könige in den schmeichelhaftesten Ausdrükken, „daß er und sein Hof, an vollendete Muster in theatralischen Vorstellungen gewöhnt, eine Gesellschaft von Anfängern seiner Gegenwart habe

*) Wenn man sich dessen erinnert, was oben von dem bisherigen Zustande der französischen Komödie gesagt worden ist, und hinzurechnet, daß weiland Richelieus Vorliebe für das Trauerspiel sich dem Hofe und den pariser Publikum mitgetheilt hatte: so wird man es begreiflich finden, warum Moliere nicht gleich zu Anfang mit einem Lustspiele erschien, was er sonst freilich wohl lieber gethan haben würde.

würdigen wollen", und bat um Erlaubniß, „noch eins von den kleinen Lustspielen, die ihm in der Provinz einigen Beifall verschafft, folgen zu lassen". Dieß geschahe, und man gab den verliebten Doctor, eine von Molieres Jugendarbeiten. — Die verbindliche Anrede hatte den Hof eingenommen, den Schauspielern aber vom Hôtel de Bourgogne zum wenigsten Stillschweigen aufgelegt; und was dem Trauerspiele an gutem Erfolg abgegangen war, das ersetzte das Nachspiel, wenigstens durch den Reiz der Neuheit, da man seit geraumer Zeit auf der pariser Bühne nur ernste Stükke gesehen hatte.

Der König, zum Beweise seiner Zufriedenheit, gab der Gesellschaft sofort Antheil an dem von italiänischen Schauspielern seit einigen Jahren besessenen Théâtre du petit Bourbon, mit der Verordnung, daß beide Truppen dort wechselsweise spielen sollten, die prinzliche Dienstags, Donnerstags und Sonnabends, die italiänische an den übrigen Tagen der Woche. Moliere gab daselbst zur ersten Vorstellung, am 3. November, den Etourdi, worauf er im December das Schauspiel le dépit amoureux folgen ließ, ein Stück, welches auch bereits in den Provinzen war gegeben worden. Als man im October 1660 das prächtige Vordergebäude des Louvre aufzuführen anfing, und deßhalb das petit Bourbon abbrechen mußte, ward beiden Truppen auf Königs Befehl der große Saal im Palais

royal

royal angewiesen, welchen bereits Richelieu zum Theater hatte einrichten lassen; und hier haben beide bis zu Molieres Tode ihre Vorstellungen gegeben.

Moliere, dessen Truppe im August 1665 mit einem Jahrgelde von siebentausend Livres in des Königs eigene Dienste trat, genoß für seine Person seit 1663 eine jährliche Pension von tausend Livres. Mehr hat er auch an stehendem Gehalte nie vom Hofe gehabt. Allein mit seinem ererbten Vermögen, dem Ertrage seiner Schriften und dem, was das Theater für ihn abwarf, brachte er es immer zu einer jährlichen Einnahme von dreißigtausend Livres: eine Summe, womit sich damahls zum wenigsten doppelt so viel ausrichten ließ, als in neuern Zeiten. Welchen edeln Gebrauch er von diesem seinem Vermögen machte, wird hernach angeführt werden. Er selbst hatte bei aller seiner Eleganz und großen Ordnungsliebe doch eingeschränkte Bedürfnisse, und war ein für seinen Stand und seine Lage sehr mäßiger Mann, konnte also um desto freier zum Besten Anderer aufgehen lassen. — In seinen spätern Jahren besaß er ein eigenes Wohngebäude in der Straße Richelieu, und ein Landhaus zu Auteuil an der Seine.

In ältern Ausgaben seiner Werke, so wie in andern Schriften und auf Bildnissen, wird Moliere, wie man weiß, als Edelmann angegeben, ohne daß bei seinen Biographen auch nur mit einer Sylbe einer

Standeserhöhung gedacht würde. Es gehörte aber mit zu dem vormahligen französischen Ceremoniel, Männer von politischer oder literarischer Wichtigkeit mit dem Prädikate des Adels zu beehren; und eitele Menschen trugen kein Bedenken, sich solches sogar selbst beizulegen. Man findet in dem edelmännischen Bürger (12. Sc. des 3. Acts) eine Stelle, wo der Dichter selbst über diese Thorheit seines Zeitalters spöttelt.

Moliere, der dem andern Geschlechte nie abhold gewesen war, wünschte nach seinem Etablissement in Paris, neben seinem schriftstellerischen und theatralischen Glükke nun auch häusliches Glück zu genießen. Bei seiner Truppe befand sich bereits seit der Zeit, wo sich dieselbe als Privat-Gesellschaft bildete, eine gewisse Mamsell Bejart, welcher er ganz besonders viel Gefälligkeiten erzeigte. Diese hatte schon damahls, als Moliere ihre Bekanntschaft machte, von einem Herrn von Modene aus Avignon, mit dem sie in einem geheimen Einverständnisse gelebt, eine natürliche Tochter, zu der Zeit ein Kind von ohngefähr anderthalb Jahren. Diese Kleine pflegte, seit sie reden konnte, Molieren immer ihren Mann zu nennen. Man lachte über die kindliche Naivität; und Moliere selbst hätte sich nicht träumen lassen, daß aus dem Scherze einmahl Ernst werden sollte. Nun war das Kind zu einem Mädchen herangewachsen, das nicht minder durch Geistesgaben als durch äußere Reize die Aufmerksamkeit auf sich zog,

und also wohl im Stande war, einen Mann zu fesseln, der nicht unter die kalten Philosophen gehörte. Kurz, Moliere glaubte nunmehro in der jüngern Mamsell Bejart nichts gewisser, als das Glück seines Lebens zu finden. Die Mutter aber bezeigte, als er sie seine ernsthaften Absichten nur erst ganz entfernt merken ließ, gegen alles Denken und Erwarten die heftigste und ungestümste Widerspenstigkeit. Sie wäre, wie es schien, lieber selbst Molieres Gattinn, als seine Schwiegermutter geworden. Er, der des Herzens der Tochter auf das untrüglichste versichert sein zu können meinte, hielt nun das Jawort eines unartigen, halsstarrigen und undankbaren Weibes weiter nicht für nöthig, schloß Jener unbewußt mit seiner Geliebten den Bund (1661), und ließ davon nicht eher etwas laut werden, als bis kein Einspruch mehr die Sache ändern konnte. Die Folge lehrte nur allzusehr, daß die Wahl doch nichts weniger als glücklich gewesen war.

Die Sensation, welche Molieres Theater bei dem pariser Publikum machte, war der Zeit und den Umständen nach verschieden. Bei mehreren Stükken nahm man anfangs daran Anstoß, daß sie in Prosa abgefaßt waren: denn vor Moliere war man mit dieser Form noch nicht vertraut, wenigstens nicht bei Stükken von fünf Akten. Aus dieser Ursache wollte 1665 Dom Juan, das erste längere französische Stück der Art, und noch zwei Jahre später selbst der Geizhals gar

nicht gefallen. Allmählig gewöhnte man sich an den natürlichen Gang der ungebundenen Rede, wie denn der Geizhals bei der neuen Vorstellung im September 1668 den verdienten Beifall fand. Das meiste Glück machten immer solche Stükke, denen der Geist der Zeit ein besonderes Interesse gab. Einen ungemein glänzenden Erfolg hatten daher die lächerlichen Preciösen [les Précieuses ridicules], welche bereits in der Provinz gegeben waren, und nun in veränderter Gestalt am 18. November 1659 zum ersten Mahle auf der pariser Bühne erschienen. Der Zulauf war so groß, daß man das Stück vier Monate hindurch ununterbrochen gab, und schon bei der zweiten Vorstellung den Einlaßpreis, der sonst nur 10 Sous für das Parterre betrug, verdoppeln mußte. Bei einer von diesen Vorstellungen, rief ein alter Mann mit entzückter Stimme aus dem Parterre: „Brav, Moliere, brav! Das „heiß' ich doch echte Komödie!“ Das Stück hatte aber nicht bloß den Beifall der Menge, sondern auch die heilsamste Wirkung. Vergebens rüsteten sich gleichzeitige Schriftsteller *), die Preciösen, Modenärrinnen der damahligen Zeit, die mit ihrer Belesenheit prangten, und im gemeinen Leben die Sprache schwülstiger Roma-

*) Unter andern ein gewisser Anton Bodeau, welcher les véritables Précieuses, und selbst der berühmte Saumaise [Claudius Salmasius], welcher einen Procès des Précieuses drukken ließ.

nen im Munde führten, gegen den Stachel der Satire in Schutz zu nehmen. Die Thörinnen waren nun einmahl verdienter Maßen lächerlich erschienen; und der affektirte Ton verschwand nicht allein in Kurzem aus der Gesellschaft, sondern allmählig auch aus den Büchern. So viel hatte Moliere zur Reinigung des vaterländischen Geschmakkes durch dieses einzige Stück beigetragen! — Indeß war die Menge doch noch viel zu weit zurück, als daß er immer da hätte Beifall finden sollen, wo er ihn gerade am meisten verdiente. Das höhere Komische, was einigen seiner Lustspiele einen so vorzüglichen Werth gibt, faßten die Leute nicht; sie sahen in der Regel ein Stück desto lieber, je mehr es sich dem Burlesken näherte, und verstanden sich besser auf das Lachen als auf das Bewundern. Daher gefiel z. B. der Unbesonnene weit mehr, als der Misanthrop. Dieses Meisterstück, welches am 4. Jun. 1666 zum erstenmahl auf die Bühne kam, ward so kalt aufgenommen, daß es schon bei der dritten Vorstellung keine Zuschauer mehr fand, und konnte nur erst nach ein paar Monaten (am 9. Aug.) durch ein weit geringeres Stück, den Arzt, er mag wollen oder nicht [le Médecin malgré lui; nach der frühern Ueberschrift der Holzhakker, le Fagotier], wieder gehoben werden, oder vielmehr dabei mit durchschleichen. Ja, in der Mitte des Jahres 1661 ward Molieres Theater einmahl ganz verlassen, und blieb es bis zum 26. December des folgen-

den Jahres, wo es ihm durch die Weiberschule gelang, dasselbe von neuem emporzubringen, und seine Truppe, die schon förmlich gegen ihn in Aufruhr war, wieder zu besänftigen. Die Veranlassung zu jenem Verfalle gab ein unter dem Namen Skaramuz bekannter italiänischer Pantomim, der, nachdem er sich in Paris ein Vermögen gesammelt, welches ihm auf 10 bis 12000 Livres jährlicher Einkünfte brachte, damit nach seiner Vaterstadt Florenz gezogen, jetzt aber, weil er dort seine Rechnung nicht gefunden, wieder nach Paris zurückgekommen war, und nun hier seine von makaronischen Versen begleiteten italiänisch-französischen Possenspiele zum Besten gab, wobei ihm das Volk schaarenweise zuströmte. So ungeläutert und wetterwendisch war noch der Geschmack des großen Haufens! — Von allen diesen und ähnlichen Kämpfen war und blieb doch das endliche Resultat, daß Moliere die echte Komödie in seinem Vaterlande in Kredit und Aufnahme gebracht hatte.

Während nun seine Truppe fortfuhr, das komische Spiel zu kultiviren, behielt im Hôtel de Bourgogne die tragische Muse die Oberhand. Jede Truppe hatte gewissermaßen ihr eigenes Publikum; und diese Verschiedenheit des Spiels und des Beifalls, erzeugte begreiflicher Weise eine gegenseitige Eifersucht. Darum war nun auch Moliere darauf bedacht, auf seinem Theater ernsthafte Vorstellungen zu geben. Nur fehlte es

ihm dazu an neuen Stükken: denn er selbst war zur Verfertigung solcher nicht geeignet, und fast alle Tragödiendichter brachten ihre Werke im Hôtel de Bourgogne an. Nun erinnerte er sich im Jahre 1664; gerade zu einer Zeit, wo die Schauspieler im Hôtel de Bourgogne mit Aufführung eines neuen Stükkes umgingen, eines jungen Dichters, der ihm das Jahr zuvor auf Boileaus Empfehlung ein Trauerspiel unter dem Titel „Theagenes und Chariklea" zur Ansicht gebracht, welches zwar an sich selbst nicht gar viel getaugt, aber doch ein großes Dichtertalent verrathen hatte. Er ließ sofort den Jüngling aufsuchen, und gab ihm zu einem Trauerspiele „die Thebaide, oder die feindseligen Brüder" den Plan, dessen eigene Bearbeitung er vormahls zu Bordeaux mit so schlechtem Erfolge hatte aufführen lassen. Das Trauerspiel ward binnen einigen Wochen vollendet; Moliere berichtigte selbst die jugendlichen Versehen, und beschenkte den Jüngling mit hundert Louisd'or. Nun ward das Stück aufgeführt, und mit Rücksicht auf die Jugend des Verfassers sehr beifällig aufgenommen. Der junge Dichter war kein anderer, als Racine, der also seinen ersten Ruhm einem guten Theile nach Molieren zu danken hatte. Schade, daß bald nachher ein unseliges Mißverständniß, wobei wenigstens Moliere völlig unschuldig war, die Herzen beider Dichter trennen mußte! Racine hatte nämlich 1666 sein Trauerspiel Alexan-

der, welches auf Molieres Theater ohne Beifall geblieben war, auf Zureden seiner Freunde, die ihm glaubhaft machten, die Schuld des Mißfallens liege einzig und allein an den Schauspielern, zu der Truppe im Hôtel de Bourgogne getragen, wo es auch wirklich mehr Glück machte. Nun ergingen nach der Zeit über seine Andromache, die er 1667 folgen ließ, mehrere bittere Kritiken, unter andern eine Parodie des Stücks; und dem Dichter gab sein böser Genius den Gedanken ein, kein anderer Mensch als Moliere könne diese Parodie gemacht haben. Er irrte sich aber: denn ein Schauspieler, Namens Subligny, war Verfasser der Satire. — Glücklicher war Moliere in seinen Bemühungen um das Wohl eines andern jungen Menschen, des bekannten Baron, oder, wie er eigentlich hieß, Michael Boyrou, den er als einen elfjährigen Knaben von der elenden Truppe einer gewissen Schauspielerinn Raisin, wo seine außerordentlichen Anlagen hätten zu Grunde gehen müssen, mit Genehmigung des Königs weg und zu der seinigen nahm, und mit väterlicher Sorgfalt erzog und bildete, und der in der Folge ein so großer Schauspieler wurde, gleich bewundert auf der komischen und tragischen Bühne.

Die Werke Molieres, wie wir sie jetzt haben *), enthalten dreißig dramatische Stükke, deren

*) Die vorzüglichste Ausgabe ist bis jetzt die von Le Bret, welche 1785 in 6 Quartbänden mit Kupfern zu Paris erschienen

einige, wie z. B. Dom Garcias von Navarra, Dom Juan und das Impromptu de Versailles, erst nach seinem Tode im Druck erschienen sind; daneben Dedikations-Schreiben an Personen des königlichen Hauses und Vorreden zu einigen seiner Dramen, unter welchen letztern sich besonders die treffliche Vorrede zum Tartüff auszeichnet; ferner einige Bittschriften an Ludewig XIV., und endlich einige Gelegenheitsgedichte, z. B. ein Dankgedicht an den König für die 1663 erhaltene Pension, und ein Lobgedicht auf den berühmten Mahler Mignart. — Außerdem würden wir noch aus dem Fache der alten Literatur eine Arbeit von Moliere haben, wenn sie nicht durch einen sonderbaren Vorfall vernichtet worden wäre. Er hatte nämlich den Lukrez, welcher von den Schuljahren her unter seine Lieblingsschriftsteller gehörte, übersetzt, und zwar so, daß die philosophischen Stellen in ungebundener Rede, die mahlerischen aber metrisch ausgedrückt waren. Diese Arbeit, worauf der Dichter mit Zuziehung seines Freundes Rohaut vielen Fleiß gewandt hatte, war beinahe vollendet, und lag in einzelnen Heften da. Zum Unglükke ergreift der Bediente eines Tages, als er seines Herrn Perrükke akkommodiren will, eines von den Heften, und verbraucht es zu Haarwik-

ist. Eine neue haben wir von dem französischen Gelehrten Cailhava zu hoffen.

keln. Moliere, der leicht in Hitze gerieth, nahm hierauf die ganze Arbeit, und warf sie ins Feuer.

Den Stoff zu seinen dramatischen Werken schöpfte Moliere nicht durchgehends aus sich selbst. Seine große Belesenheit in ältern und neuern Sprachen führte ihm manche Gegenstände herbei, die er bald mehr bald minder bei seinen Arbeiten anzuwenden wußte. So benutzte er bei der Männerschule des Terenz Adelphi, und bei Skapins Schelmstreichen [les Fourberies de Scapin] dessen Phormio, bei dem Amphitryon des Plautus Lustspiel gleiches Namens, und bei dem Geizhalse dessen Aulularia. Bei der erzwungenen Heurath und dem Dom Juan legte er italiänische, bei dem Dom Garcias ein spanisches Original zum Grunde. Bei dem unwilligen Liebespaare scheint er Horazens berühmte 9. Ode des 3. Buches, und bei den Lästigen [les Fâcheux] dessen 9 Satire des 1. Buches im Sinne gehabt zu haben. Selbst gleichzeitige Schriftsteller mußten ihm Materialien hergeben, wie er denn z. B. in Skapins Schelmstreichen zwei ganze Scenen aus dem verspotteten Pedanten, einem schlechten Stükke seines Jugendfreundes Cyrano von Bergerac, verarbeitete. Er hatte die Maxime: „Es muß dem Dichter frei stehen, „das Brauchbare zu nehmen, wo er es findet.“ Wo aber Moliere auch immer Fremdes entlehnen mochte: nirgends trat er sklavisch Andern nach; allenthalben er-

blickt man die Meisterhand, die das Entlehnte mit großer Kunst umzuschaffen und gleichsam zu naturalisiren wußte *).

Bei Abfassung seiner Stükke, zumahl wenn er sie ohne Drang und aus eigenem Geistestriebe schrieb, wandte er den sorgsamsten Fleiß an. Er las sie, ehe er sie dem Publikum mittheilte, seinen Freunden vor, hörte deren Urtheile, und berichtigte danach. Gemeinverständliche Scenen las er bisweilen selbst seinen Domestiken vor, und in die Schauspielproben ließ er die Kinder seiner Kamraden kommen, um zu sehen, welchen Eindruck die Vorstellung bei den Geringeren machen werde.

Hervorstechende Züge seines dramaturgischen Charakters sind: der aus einer lebendigen Einbildungskraft herrührende Reichthum an Materie, womit er seinen Gegenstand behandelt; seine auf umfassender Menschenkenntniß beruhende glückliche und bestimmte Zeichnung der heterogenesten Charaktere; die unermüdliche Thätigkeit, worinn er seine Personen zu erhalten weiß; der einem jeden einzelnen Charakter angemessene Ton und Ausdruck; sein feiner, geläuterter Geschmack

*) Als 1668 Amphitryon erschienen war, gedachte die grundgelehrte Madame Dacier in einer eigenen Dissertation zu beweisen, daß das Stück dem lateinischen Originale weit nachstehe. Da sie aber erfuhr, daß Moliere bereits die gelehrten Weiber unter der Feder habe, blieb sie mit ihrer Dissertation wohlweislich zurück.

und seine natürliche, korrekte Sprache; endlich seine unübertreffliche Kunst im Dialogisiren. — Man hat Molieren den französischen Terenz genannt; und man scheint damit zu wenig gesagt zu haben. Die Römer hatten vor ihrem Terenz einen Plautus; für die Franzosen war Moliere Terenz und Plautus in Einer Person.

Allgemeine und herrschende Fehler wird man an ihm nicht entdekken. Indeß ist nicht zu leugnen, daß sich deren im Einzelnen finden, und daß seine Stükke nicht durchgehends von gleichem Werthe sind. Das würde bei einem so fruchtbaren Schriftsteller schon an und für sich begreiflich genug sein; es sind aber auch noch besondere Ursachen vorhanden. Zu Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn war seine Sprache und sein Styl noch nicht ganz rein und fehlerfrei, zumahl in der gebundenen Schreibart. Daher finden sich in dem Unbesonnenen und in dem unwilligen Liebespaare noch häufige Verstöße gegen Grammatik und Ausdruck. Der Hahnrei in der Einbildung [le Cocu imaginaire], vom Monat Mai 1660, ist hiervon schon beträchtlich freier; und je länger sich der Dichter in dem feinen Umgange der Hauptstadt und des Hofes bildete, desto korrekter wurde seine Sprache und sein Styl. Demnächst flossen manche seiner Stükke nicht aus ganz freier Wahl, wie ihm denn z. B. die stattlichen Nebenbuhler [les Amans magnifiques]

und die Gräfinn von Escarbagnas vom Könige selbst aufgegeben wurden. Ferner machten bei manchen die Umstände eine so große Eil nöthig, daß der Dichter, so leicht er auch sonst arbeitete, doch unmöglich etwas vollkommenes liefern konnte. Zu dem Amor als Arzt, 1665 auf Verlangen des Königs geschrieben, hatte er nicht mehr als fünf Tage Zeit; und die Lästigen, die er auf des Finanz-Ministers Fouquet Auftrag zu einem Feste verfertigte, welches derselbe im August 1661 dem Hofe gab, mußten binnen vierzehn Tagen entworfen, geschrieben und einstudirt sein. Eben solche Eilfertigkeit war Ursache, daß die Prinzessinn von Elis, ein zu einer Hoffeierlichkeit im Mai 1664 verfertigtes komisches Ballet, in Versen angefangen und in Prosa vollendet wurde. — Nicht ohne Grund hat man Molieren vorgeworfen, daß er Verwikkelungen oft besser anzulegen als zu beendigen wisse, und bisweilen den Knoten mehr zerhaue als auflöse, wie das z. B. im Unbesonnenen, im Hahnrei in der Einbildung, im Geizhalse und im Tartüff der Fall ist. Wenn man ihm aber das zum Vorwurfe macht, daß er bisweilen zum Niedrigen und Platten herabsinke, wie ihm dieß selbst sein Freund Boileau (Art poét. III. 391—400.) aufrückt, so thut man ihm Unrecht. Denn nicht zu gedenken, daß es ihm, der nicht auf seinen Dichterruhm allein, sondern auch auf Verdienst für seine Truppe bedacht sein mußte; wohl nicht zu verargen war,

wenn er sich hie und da nach dem Sinne und Geschmakke der Menge richtete, so hat er sich auch das Burleske nur in seinen Possenspielen, wie z. B. im Arzte er mag wollen oder nicht, im Herrn von Pourceaugnac, in Skapins Schelmstreichen und der Gräfinn von Escarbagnas, nirgends aber in seinen eigentlichen Lustspielen erlaubt. — Uebrigens war Moliere durchaus nur im Gebiete der komischen Muse zu Hause; Stükke, wobei es lediglich auf zarte und sentimentale Empfindungen ankam, wollten ihm so wenig wie Trauerspiele glükken. Das bewies seine Prinzessinn von Elis, und Psyche, eine zu einer Hoffeierlichkeit im Januar 1670 verfertigte tragische Oper, wobei ihm Corneille, Quinault und Lülly halfen, so wie sein heroisches Singspiel Melicertes (M. Dec. 1666), welches dermaßen mißrieth, daß er es mit zwei Akten ruhen ließ, und nicht der Beendigung werth achtete. — Vorzüglich geschätzt unter seinen Lustspielen sind die Preciösen, die Männerschule, der Geizhals, Georg Dandin, Tartüff, der edelmännische Bürger, mit Ausschluß des letzten Akts, und die gelehrten Weiber. Für sein vollendetes Meisterstück aber hat die Kritik einstimmig den Misanthropen erklärt.

Man könnte bei so entschiedenen Verdiensten nicht gemäßigter in der Meinung von sich, und von aller falschen Selbstgenügsamkeit freier sein, als es Moliere

war. Boileau sagt (Sat. II, 91—94) mit Anspielung auf ihn: „der große Geist strebe umsonst, das „Ideal der Vollkommenheit zu erreichen, welches er sich „vorgesetzt; immer sei er mit seinen Arbeiten unzufrie„den; er gefalle aller Welt, nur sich selber nicht." Bei Lesung dieser Stelle ergriff Moliere mit inniger Wärme die Hand seines Freundes, und rief aus: „Sie hät„ten nichts Wahreres sagen können! Zwar bin ich nicht „aus der Zahl der großen Geister, von welchen Sie da „reden; aber so wie ich bin, habe ich wirklich in mei„nem Leben nichts gemacht, womit ich völlig hätte zu„frieden sein können." — Aus dieser Bescheidenheit floß seine große Aufmerksamkeit und Achtung gegen die Kritik. In dem dritten Akte des Dom Juan strich er gleich nach der ersten Aufführung beinahe die ganze zweite Scene, weil man ihm vorstellte, der Innhalt könne den Schwachen ein Aergerniß geben; und im Tartüff (3, 7.) vertauschte er aus gleichem Grunde einen offenbar witzigern Vers gegen einen mattern *). Selbst aus hartem und übertriebenem Tadel, dergleichen nicht selten über ihn erging, wußte er für seine Geistesbildung Nutzen zu ziehen.

*) Die Worte nämlich, welche Tartüff nach des Damis Entfernung aus seines Vaters Hause ausruft „O ciel, pardonne-lui la douleur qu'il me donne!" hießen nach der frühern Lesart so: O ciel, pardonne-moi comme je lui pardonne!

Aller dieser Bescheidenheit und Nachgiebigkeit aber ungeachtet, durfte man ihn doch in gewissen Fällen nicht leicht ungestraft antasten. Seiner satirischen Laune stand eine oft sehr empfindliche Rache zu Gebot, worinn er sich dann weder durch Stand und Ansehen, noch selbst durch Einfluß bei Hofe irren ließ. Benserade hatte ihn bei einer gewissen Gelegenheit gereizt; und er rächte sich dadurch, daß er Verse in dessen schwülstigem Geschmakke verfertigte und ingeheim ausstreuete, zu welchen er sich erst dann öffentlich bekannte, nachdem der ganze Hof sie gelesen und dem vermeinten Verfasser darüber die schmeichelhaftesten Lobeserhebungen gemacht hatte, die derselbe auch ohne Umstände angenommen, wodurch er natürlicher Weise nun zwiefach lächerlich wurde. Der gelehrte Menage und der Abbé Cotin — beide schlechte Dichter, der Letztere besonders auch ein schlechter Mensch — hatten dem Herzog von Montausier, einem Manne von finsterer Tugend, einzureden gesucht, er sei das Original zu dem Misanthropen gewesen *), sich auch sonst schon durch hämische

Kritiken

*) Der Herzog, gereizt durch die Neugierde, sein angebliches Portrait zu sehen, ging gegen seine sonstige Gewohnheit (denn er war ein erklärter Feind des Theaters) selbst in das Schauspielhaus, als das Stück gegeben wurde, und fand die Schilderung seiner so wenig unwürdig, daß er beim Hinausgehen zu einem Freunde sagte, „er wolle wünschen, diesem molierischen „Misanthropen ähnlich zu sein."

Kritiken als Molieres Gegner bewiesen. Beide bekamen ihren Lohn in den gelehrten Weibern. Jenen kopirte der Dichter in der Person des Badius, diesen unter dem Namen Tricotin, welchen er nachher zur Verdekkung der Personalität in Trissotin umschuf. Die elenden Verse, welche dieser Trissotin herliest, gehörten von Wort zu Wort dem Cotin an, in dessen Werken [Oeuvr. de Cotin, Par. 1663.] sie damahls bereits gedruckt standen; und selbst der Zank zwischen ihm und Badius war nichts, als treue Kopie eines kurz zuvor bei einer Prinzessinn von königlichem Geblüte zwischen Cotin und Menage vorgefallenen Auftrittes *).

Das alles ist bei einem Manne von Molieres Geist ganz begreiflich, steht auch gar nicht mit dem Charakter des rechtschaffenen Mannes in Widerspruch. Man hat daher nicht nöthig, mit Einigen anzunehmen, daß der König, unter dessen Schutze freilich Moliere

*) Denn Menage und Cotin, obgleich gemeinschaftliche Feinde Molieres, waren doch gegen einander auch keine Freunde. Der elende Cotin, der, unbedachtsam genug, mit Menage, Moliere und Boileau anband, hatte schon durch des Letztern Züchtigung allen Kredit verloren; durch Molieres Satire gerieth er aber vollends in so allgemeine Verachtung, daß er darüber wahnsinnig wurde, und in diesem Zustande 1682 gestorben ist. Damahls hatte, wie man sagt, bereits der Abbé Cassagne durch Boileaus Geißel das Leben eingebüßt. Kenner der ältern und neuern Literargeschichte werden hier mehr als Eine Parallele ziehen können.

dergleichen Selbstgenugthuung sicherer wagen konnte, ihn in verschiedenen Fällen selbst dazu aufgewiegelt habe, was ja ohnehin, wenn es gegründet wäre, weder dem Einen noch dem Andern zur Ehre gereichen würde. Molieren aber gereicht es allerdings zur Ehre, daß, so wie er sich Personal-Satire durchaus nie anders als defensiv erlaubte, er sich dabei auch mehrentheils in den Schranken hielt, die der gerechte Feind auch gegen den ungerechten nicht überschreiten soll. Es ist nur Ein Fall bekannt, wo er die Persönlichkeit zu weit trieb. Der Dichter Boursault, der in der Kritik der Weiberschule sein Bild zu finden gemeint, hatte ihn in einer Spottkomödie, die le Portrait du Peintre ou la Contre-critique betitelt war, und im Hôtel de Bourgogne aufgeführt wurde, empfindlich angegriffen: dafür ward er in dem Impromptu de Versailles mit Namen genannt und auf die schimpflichste Art durchgezogen. Moliere fühlte selbst nachher den Mißbrauch der Kunst, und ließ das Stück bei seinen Lebzeiten nicht drukken.

Achtet man übrigens darauf, was für Gegner eigentlich seiner Personal-Satire ausgesetzt sein konnten, so waren es, wie zum Theil schon die angeführten Beispiele zeigen, überhaupt nur entweder Menschen, die bei Ohnmacht und Verdienstlosigkeit Stolz und Anmaßung blikken ließen, oder kleinliche und hämische Neider seines Ruhms, oder endlich boshafte Verleumder seines mora-

lischen Charakters. Von Leuten, die ihm, sowohl durch Talent und Verdienst, als auch durch Offenheit und Charaktergüte, einmahl Achtung eingeflößt hatten, duldete er nicht allein harten Tadel, sondern selbst offenbare Beleidigungen mit einem hohen Grade von Großmuth. Racine, von dessen Bruch mit Moliere bereits die Rede gewesen ist, ging in der Folge so weit, daß er sich ein Betragen erlaubte, welches des sonst edeln und rechtschaffenen Mannes durchaus unwürdig war. Er trat nicht allein 1668 nach Erscheinung des Geizhalses unter die lauten Tadler dieses Stücks, sondern er machte auch die Dü Parc, die beste Schauspielerinn bei Molieres Truppe, von derselben abwendig, und zog sie nach dem Hôtel de Bourgogne über. Moliere, so sehr ihn die undankbare Gesinnung seines Jüngers schmerzen mußte, rächte sich großmüthig dadurch, daß er nun um so mehr für dessen Ruhm eiferte. Er ließ nicht allein Racinens wahrem Verdienste immerfort Gerechtigkeit wiederfahren, sondern als derselbe noch im gedachten Jahre [1668] in seinen Plaideurs einen verunglückten Versuch in der Komödie gewagt hatte, ging er bei der wiederholten Vorstellung des Stücks selbst in das Schauspielhaus, und behauptete dem allgemeinen Urtheile zum Trotze ganz laut, das Stück sei gut, und verdiene nichts weniger als den erlittenen Tadel.

Moliere war frei von jener so vielen Künstlern eigenen einseitigen Vorliebe für ihren Stand, und von

einer gewissen Anwerbungssucht, die man dem Director eines Theaters, wo nicht gut heißen, doch leicht verzeihen würde. Eines Tages kam ein junger Mensch von zwei und zwanzig Jahren, dessen Aeußeres schon für ihn einnahm, zu ihm, eröffnete ihm seine unwiderstehliche Neigung für das Theater, und bat ihn um Unterstützung derselben. Während eines kurzen Gesprächs bemerkte Moliere an ihm treffliche Kenntnisse, einen gebildeten Geschmack, Fertigkeit in Deklamation und Action, kurz eine seltene Vereinigung der glücklichsten Anlagen zum vollendeten Schauspieler. „Haben Sie, fragte er, noch „Aeltern? Besitzen Sie Vermögen? Sind Sie bereits „zu einer Lebensart bestimmt?“ der Jüngling antwortete, sein Vater lebe noch, sei Advokat, besitze ein nicht unbeträchtliches Vermögen, und habe auch ihn zu seinem Stande bestimmt. „So rathe ich Ihnen, fuhr „Moliere fort, dieser Bestimmung zu folgen, und einer Neigung zu entsagen, wobei ich Ihnen unter an„dern Umständen, nicht ohne Gewinn für mich selbst, „die Hand bieten würde, von der ich Sie aber jetzt nach „Pflicht und Gewissen abmahnen muß.“ Er stellte hierauf dem Jünglinge umständlich alle nicht genug erwogenen Bedenklichkeiten vor, ließ sich darinn auch durch Chapelle, der hinzu kam, und dem Wunsche des Jünglings sehr lebhaft das Wort redete, nicht unterbrechen, und brachte es nach vielen Gegenvorstellungen endlich dahin, daß der Jüngling seine Neigung auf-

gab, und sich entschloß, dem Willen des Vaters zu folgen.

Man wird in Molieres Lustspielen bemerken, daß besonders die Aerzte das öftere Ziel seines Spottes waren. Hiervon gibt sein älterer Biograph Grimarest folgenden Vorfall als Ursache an. Moliere, sagt er, habe nach seiner Niederlassung in Paris, ehe er noch sein eigenes Haus besessen, bei einem Arzte zur Miethe gewohnt, dessen Frau, ein Ausbund von Geiz, von seiner Gattinn zu wiederholten Mahlen eine höhere Miethsumme gefordert. Die Moliere, in der Meinung, es sei für den Doctor noch eine große Ehre, sie und ihren Mann im Hause zu haben, habe es nie der Mühe werth geachtet, auf die Forderung zu antworten; und nun sei das Logis an die Schauspielerinn Dü Parc vermiethet, Molieres aber aufgekündiget worden, worüber zwischen den drei Weibern ein tüchtiger Wortwechsel entstanden sei. Die Dü Parc, um sich der Doctorsfrau erkenntlich zu zeigen, habe ihr ein Frei-Billet zum Schauspiele gegeben; die Moliere aber habe sie bei der der ersten Erscheinung im Schauspielhause durch zwei Gardisten hinaustreiben lassen, und sich dabei noch das schadenfrohe Vergnügen gemacht, ihr ins Gesicht zu sagen: wer sie aus dem Hause gewiesen, den könne sie mit noch mehrerm Rechte aus dem Schauspiele weisen. Dieser Vorfall, fährt Grimarest fort, habe allgemeines Aufsehen erregt; die Männer seien nun

auch an einander gerathen, und Moliere habe nicht allein aus Rache seinen Amor als Arzt geschrieben, sondern sei auch von der Zeit an immer übel auf die Aerzte zu sprechen gewesen. — Der Vorfall selbst mag immerhin wahr sein; was aber dabei von Moliere angeführt wird, das möchte, gesetzt auch, daß es sich nicht mit historischen Gründen bestreiten ließe, wohl schwerlich zu dessen Charakter stimmen. Es ist auch ganz falsch, und selbst aus seinen Lustspielen durchaus nicht zu erweisen, wenn man meint, er habe die Aerzte überhaupt sammt ihrer Wissenschaft verachtet *); im Gegentheil hatte er selbst einen würdigen Arzt, Namens Mauvilain, zum Hausarzte und vertrauten Freunde. Gewiß ist es indeß, daß er für seine Person aus der Arzeneikunst wenig machte, bisweilen auch wohl etwas hyperbolisch darüber spottete. So oft er sich nicht wohl befand, suchte er sich lieber durch strenge Diät, als durch Medicin zu helfen; und nach Aussage seines oben genannten Biographen hat er, was bei der damahligen Mode viel sagen will, in seinem Leben nicht zur Ader gelassen, so sehr ihm dieß auch bei seiner körperlichen

*) Dieß haben ihm Viele mit Unrecht vorgeworfen. So wird er z. B. von Perrault, dessen Bruder Arzt war, in den Hommes illustres noch wegen seines letzten Lustspiels, des Malade imaginaire, beschuldigt: er habe darinn nicht sowohl die schlechten Aerzte und medicinischen Charlatans, als vielmehr d. Arzeneikunst selbst lächerlich gemacht.

Beschaffenheit vielleicht hätte zu Statten kommen mögen. Als er eines Tages in Mauvilains Gesellschaft zu Versailles war, sagte der König mit scherzhaftem Spotte: „Sie haben also einen Hausarzt, Moliere. „Was machen Sie denn mit dem?“ „Sire, antwortete Moliere, wir plaudern mit einander. Er verschreibt mir auch Arzenei; die lasse ich denn stehen, „und — werde gesund.“ So pflegte er auch bisweilen, halb im Scherz und halb im Ernste, die Definition zu geben: „ein Arzt sei ein Mann, der für Geld in einem „Krankenzimmer so lange unnützes Zeug schwatzen müsse, „bis entweder die Natur der Patienten hergestellt, oder „die Arzenei ihn umgebracht habe.“ Das alles wird ohne weit hergeholte Erklärung begreiflich, wenn man nur bedenkt, daß die Zunft der damahligen französischen Aerzte selbst dem Satiriker Blößen genug gab, wie denn z. B. Bouvard, Ludewigs XIII. erster Leibarzt, dem Könige einmahl in Einem Jahre 47 Aderlässe, 212 Klystire und 215 Purganzen verordnete.

Von Molieres Freigebigkeit sind bereits Beispiele angeführt worden. Sie zeigte sich besonders thätig in Unterstützung dürftiger Kunstverwandten. Eines Tages, als er in Auteuil war, kam Baron auf sein Zimmer, und meldete ihm, es sei unten ein verarmter Schauspieler, Namens Mignot, und mit dem Theaternamen Mondorge, der ihn für sich und seine nothleidende Familie um Unterstützung ansprechen wolle,

sich aber seines elenden Aufzugs wegen nicht traue, in Person vor ihm zu erscheinen. „Ah, sagte Moliere, „den kenne ich; er ist in Languedoc mein Kamerad ge„wesen. Er war ein rechtschaffener Mann, und seine „schlechten Umstände gehen mir nahe. Was meinst du „wohl, wie viel ich ihm geben müsse?“ Baron wollte erst nicht daran, der Wohlthätigkeit seines Pflegvaters Gränzen zu setzen; auf dessen wiederholtes Verlangen aber, daß er die Summe bestimmen solle, meinte er, vier Louisd'or möchten wohl genug sein. „Gut, sagte Moliere, die vier Luisd'or will ich ihm „denn in meinem Namen geben; und diese zwanzig „hier gib du ihm in deinem Namen.“ Hierauf ließ er den Mondorge vor sich kommen, umarmte ihn liebreich und sprach ihm Muth ein, schenkte ihm dann ein tragisches Theaterkleid, welches ihn 2500 Livres gekostet hatte, und noch so gut wie neu war, und gab ihm noch überdieß eine beträchtliche Summe zu seinem weitern Fortkommen.

Aber auch die eigentlich sogenannten Armen hatten an ihm einen großen Wohlthäter, und seine Almosen erhuben sich allezeit über das Gewöhnliche, erhielten auch durch die Art, wie er zu geben wußte, immer einen doppelten Werth. Als er einst gegen Abend mit seinem Theater-Kapellmeister Charpentier von Auteuil nach der Stadt zurückfuhr, näherte sich ein Bettler dem Wagen, und Moliere drückte ihm eine Gabe in die

Hand. Nach einigen Augenblikken rufte der Bettler hinter dem Wagen her, und trat noch einmahl heran. „Ach, sprach er, lieber Herr, Sie haben sich gewiß „vergriffen. Sie haben mir ein Goldstück gegeben. „Hier nehmen Sie es zurück." — „Gott, rief Mo„liere aus, wo doch die Tugend ihre Hütten baut! — „Da, mein Freund, fuhr er fort, habt Ihr noch eins; „ich hatte mich nicht vergriffen." So weiß der tugendhafte Mann auch fremde Tugend, selbst im schlechtesten Gewande zu schätzen.

Moliere war, mehr, als er vielleicht selbst glauben mochte, Hofmann, aber nur im bessern Sinne des Worts: ein Mann von der feinsten Sittenbildung, aber dabei von geradem, ehrlichem Charakter, und ein abgesagter Feind jener Versteckthelt, Schmeichelei und Verstellung, die so leicht den Hofmann zum Höflinge macht. — Gegen Unbekannte und Fremde war er verschlossen und einsylbig, daher er oft auf den ersten Blick für stolz gehalten wurde. Unter Bekannten und Freunden dagegen war er munter und offen, und in Gesellschaft seiner Vertrauten mit ganzer Seele Freund.

Seine Berufsgeschäfte, die Besorgung des Theaters und die Abwartung seiner Privatarbeiten, sammt den fast unablässigen Besuchen, die er aus Höflichkeit geben und annehmen mußte, beschränkten seine Zeit sehr, und ließen ihm nur wenig davon zu seiner ganz freien

Disposition übrig. Wie er aber bei so manchfaltigen Beschäftigungen und häufiger Unterbrechung doch in einem Zeitraume von etwa funfzehn Jahren so viel schriftliche Werke hat zu Stande bringen können, das wird nur durch die Leichtigkeit begreiflich, mit welcher er arbeitete, wie ihm denn nach Boileaus Zeugniß (Sat. II, 1—10.) auch die Verse leicht flossen, und gleichsam von selbst in die Feder kamen. Seine freien Stunden und Tage brachte er am liebsten in Auteuil zu; dort waren ihm auch seine Freunde immer am willkommensten. Chapelle, der ohne bestimmtes Amt lebte und die freie Muße liebte, hatte daselbst in dem Hause seines Freundes ein eigenes Zimmer, und hielt sich fast beständig dort auf. — Im freundschaftlichen Umgange war Molieres Lieblingsunterhaltung solche, die sich auf Wissenschaft und Kunst bezog; besonders mochte er gern vorlesen und recitiren. Dagegen verabscheuete er das Kartenspiel, welches schon damahls den gewöhnlichen Gegenstand der geselligen Unterhaltung ausmachte.

Von seiner beständigen Geistesgegenwart sind mehrere Beispiele bekannt. Es wird genug sein, eins derselben anzuführen. Im Sommer 1670, wo er sich Kränklichkeits halber einige Wochen hindurch zu Auteuil aufhielt, besuchten ihn daselbst eines Tages mehrere seiner Freunde, unter andern Boileau, Lafontaine, Mignart, Lülly und Chapelle, der den Zug anführte. Moliere veranstaltete ihnen ein reich=

liches Abendessen, genoß aber seiner Kränklichkeit wegen nur Milch, und legte sich bald zu Bette. Nachdem er weg war, setzte sich die Gesellschaft zu Tische. Chapelle, ein Epikuräer im höchsten Grade, machte den Wirth, und schenkte seinen Gästen so tapfer ein, daß alle mit ihm betrunken wurden. Man saß bis gegen Tages Anbruch, und fiel unter allerlei Gesprächen zuletzt auf die Mühseligkeiten des Lebens und auf die Wünschenswürdigkeit eines frühen Hinganges in eine bessere Welt. Dieser Gedanke führte dann weiter darauf, daß sich für wahre Freunde wohl nichts Erwünschteres denken lasse, als Hand in Hand dieses Leben zu endigen, und daß in dem gegenwärtigen Falle der nahe Strom dazu wohl die beste Gelegenheit biete. Mit Einem Mahle sprangen Alle von dem Tische auf, und eilten der Seine zu. Der junge Baron, der auf Verlangen der Gesellschaft mit zugegen geblieben war, und bisher als stumme Person dem Vorspiele zur Tragödie beigewohnt hatte, lief jetzt in Todesangst in Molieres Schlafkammer, und weckte ihn auf. Dieser kleidete sich schnell an, und eilte den Tollköpfen nach, die schon das Ufer erreicht hatten, und nur noch mit Molieres Hausgesinde und einigen Leuten aus der Nachbarschaft, die sie mit Gewalt zurückhalten wollten, im Streite lagen. Zum Scheine schalt Moliere seine Domestiken und Nachbarn, daß sie es gewagt hätten, eine so heldenmüthige That zu verhindern, rühmte dagegen den Ent-

schluß seiner Freunde, machte ihnen aber zugleich Vorwürfe, daß sie zu einem so glorreichen Schritte nicht auch ihn hätten mitnehmen wollen. Nun gab er ihnen ferner zu bedenken, daß es doch wohl ehrenvoller sei, den rühmlichen Vorsatz bis zum hellen Tage zu verschieben und dann im Angesichte des Volks auszuführen, als sich jetzt in der Dämmerung, gleich Sinnlosen oder Verbrechern, zu ersäufen. Das alles leuchtete den Herren ein; und so brachte sie Moliere mit guter Manier in sein Haus zurück, wo sie sich vor der Hand zu Bette begaben und den Rausch ausschlafen mußten.

In Ansehung seines Temperaments war Moliere munter und lebhaft, jedoch in der Regel nicht bis zur Leidenschaftlichkeit. Bloß dann gerieth er leicht aus seiner gewöhnlichen Fassung, wenn seine Ordnungsliebe, worinn er bis auf Kleinigkeiten genau war, gestört wurde. Ein Fenster, zur Unzeit geöffnet oder geschlossen, ein Buch, verkehrt oder ungerade hingesetzt, ein Versehen bei seiner Ankleidung, und andere dergleichen Dinge, konnten ihn so unwillig machen, daß er wohl Tage, ja Wochen lang zum Arbeiten unfähig wurde. Daher hatten es seine Bedienten, gegen die er sonst ein sehr gütiger Herr war, in diesem Stükke übel bei ihm; und außer der La Foret, einer alten Aufwärterinn, die viele Jahre lang bei ihm gedient hat, fand sich nicht leicht ein Mensch, der sich in seinen Eigensinn hätte finden und ihn zu Danke bedienen können. Diese übergroße

Ordnungsliebe, die ihm selbst eigen war und mit den Jahren zunahm, verlangte er auch gern von Andern; und selbst unter seinen Freunden pflegte er auf die das Meiste zu halten, die sich ihm von Seiten der Ordnung vor andern zu empfehlen wußten.

Auch von seinem Aeußern haben uns seine Zeitgenossen die Hauptzüge überliefert. Er war von ansehnlicher Statur, und hielt das rechte Mittel zwischen Dikke und Magerkeit. Er hatte einen schönen Wuchs, einen edeln Anstand, einen gravitätischen Gang, eine sehr ernste Miene, eine starke und wohlgebildete Nase, einen großen Mund, volle Lippen, große, schwarze Augen, eine braune Gesichtsfarbe, und starke, schwarze Augenbraunen, welche er zu den manchfaltigen Gestikulationen bei dem komischen Spiel außerordentlich in seiner Gewalt hatte. Für die Deklamation hatte ihn die Natur weit weniger, als für die Action begünstiget. Seine Stimme hatte ursprünglich etwas Dumpfes und zu wenig Modulation, seine Zunge eine übertriebene Flüchtigkeit. Beide hatte er durch viele Bemühung zu dem mündlichen Vortrage geschickt zu machen gesucht. Allein durch den Zwang, den er sich dabei angethan, hatte sich ein gewisses Schluchsen in seiner Sprache eingefunden, welches nie wieder weichen wollte. Dieses war im komischen Spiele weniger anstößig; ja er wußte in manchen Rollen einen solchen Gebrauch davon zu machen, daß sie dadurch noch gewinnen mußten. Desto mehr

stand es dem langsamen und feierlichen Vortrage des Ernsthaften und Tragischen im Wege. Daher hatte er sich auch seit dem Jahre 1661, wo er in dem Don Garcias mit dem übelsten Erfolge auftrat, nie wieder an solche Rollen gewagt.

Einem Manne, der sich mit seinen Vorzügen und Eigenheiten, ja selbst mit seinen Schwächen und Fehlern über das Gemeine und Alltägliche erhebt, pflegt es nie an Gunst und Liebe, aber auch nie an Neid und Haß unter denen zu fehlen, mit welchen er mehr oder minder in Verbindung steht. Nach dem, wie man Molieren aus dem Bisshergesagten kennt, wird man zum Voraus vermuthen, daß sein Schicksal dasselbe gewesen sei. Seine Geschichte bestätigt diese Vermuthung. Beschützer und Widersacher, Bewunderer und Verleumder, Freunde und Feinde standen in gleich zahlreichen Gruppen um ihn.

Was er sich in seiner Lage als ein vorzügliches Glück anrechnen mußte, das war die Huld des Königs, bei dem er seit Aufführung der Lästigen, in der Mitte des Jahres 1661, nähern Zutritt hatte. Wie viel er bei demselben galt, und auszurichten vermochte, davon sind Beweise vorhanden. Dem Sohne seines Arztes und Freundes Mauvilain verschaffte er im Februar 1669 vermittelst einer Bittschrift, die sich in seinen Werken findet und durch einen eben so ungezwungenen als feinen Ton empfiehlt, ein Kanonikat im Stifte zu

Vincennes. — Nach einem alten Herkommen hatten die Officiere der sämmtlichen pariser Besatzung freien Eintritt in das Schauspielhaus. Auf Molieres Vorstellung, welche Einbuße dadurch die Theaterkasse erleide, entzog ihnen der König im Jahre 1669 diese Freiheit. Aus Rache stürmten sie nicht allein Molieres Wohnhaus, sondern selbst das Theater, schlugen die Thürsteher hinweg, und verursachten einen gräßlichen Aufstand. Gleich am nächsten Morgen ließ der König die Unruhstifter und Widerspenstigen aufsuchen und zur Strafe ziehen, und wiederholte den gegebenen Befehl, daß der Eintritt in das Schauspiel von Jedem ohne Ausnahme bezahlt werden solle, wobei es auch seitdem blieb. — Manche von Molieres satirischen Theaterstükken zogen ihm bittern Unwillen zu; und in solchen Fällen kam ihm die Gunst des Königs oft sehr heilsam zu Statten. So waren z. B. 1670 nach Aufführung des edelmännischen Bürgers Höflinge und Stadtbewohner äußerst gegen ihn aufgebracht, und suchten, da sie nicht weiter konnten, ihren Groll dadurch auszulassen, daß sie das Stück auf alle nur mögliche Weise heruntermachten. Der König schwieg mit Fleiß anfangs still, und hörte die Urtheile mit an. Erst nach der zweiten Vorstellung gab er dem Dichter seinen Beifall zu erkennen, und lobte das Lustspiel öffentlich bei Tafel. Nun war sogleich Alles umgestimmt: die elenden Höflinge saßen beschämt da, und suchten Aus-

flüchte; und Viele, die kurz vorher nicht genug Tadelhaftes an dem Stükke hatten finden können, wußten nun nicht, wie sie es hoch genug erheben sollten.

Daß Moliere mehrere der berühmtesten Gelehrten und Künstler des damahligen Frankreichs zu seinen Freunden zählte, ist bereits erwähnt worden. Aber auch einige der angesehensten Staatsmänner achteten ihn so hoch, daß sie mehr seine Freunde als seine Gönner zu nennen waren. Der Marschall von Vivonne, der auch als Boilaus Freund und als ein Mann von Geist bekannt ist, besuchte ihn oft, und lebte mit ihm auf einen wirklich vertrauten Fuß; und der große Condé hatte ihn so gern bei sich, daß er frei gestand, er finde nach jedem Umgange mit ihm, daß er etwas gelernt habe.

Diesen glücklichen Verhältnissen Molieres standen Widerwärtigkeiten mancher Art entgegen. Einige seiner Lustspiele brachten ihm, wie schon gelegentlich berührt worden ist, viel Verdruß und Unruhe zuwege, doch keins unter allen so viel, wie sein Tartüff. Dieses berühmte Stück, dessen Held ein Scheinheiliger ist, der unter der Maske der Religiosität die schwärzesten Laster verbirgt, erschien, noch unvollendet, zuerst im Mai 1664 zu Versailles, und dann wieder im September desselben Jahres auf einem Landgute des Herzogs von Orleans. Schon damahls erhuben sich von allen Seiten her die Stimmen der Verketzerer. Es ging

dem

dem Dichter gerade so, wie unserm Gellert mit seiner Betschwester: man bezüchtigte ihn, er habe das Heilige angetastet, da doch offenbar nur der schändliche Mißbrauch desselben gerügt werden sollte. Viele, die das Stück gar nicht gesehen hatten, und es bloß aus falschen oder doch unvollkommenen Relationen kannten, zogen mit der sinnlosesten Heftigkeit dawider zu Felde. An zwanzig Flugschriften erschienen dagegen. In einer derselben suchte der Verfasser, ein pariser Priester, ganz ernstlich darzuthun, daß Moliere den Scheiterhaufen verdiene. Im Hôtel de Bourgogne gab man eine Kritik des Tartüff; und Bourdaloue donnerte gegen Moliere und sein Lustspiel sogar von der Kanzel herab. Der König bezeugte, daß er für seine Person nichts gegen das Stück einzuwenden habe, rieth inzwischen doch dem Verfasser, es unter diesen Umständen vor der Hand ruhen zu lassen. Moliere mußte gehorchen, ließ sich aber, in Hoffnung besserer Zeiten, angelegen sein, das Stück zu vollenden und auszufeilen. Als dieß geschehen war, las er es von Zeit zu Zeit in Privatgesellschaften helldenkender Personen vor, und führte es zu Rainsy in dem Pallaste des Prinzen von Condé zweimahl auf. Endlich brachte er es im August 1667 mit ausdrücklicher und uneingeschränkter Bewilligung des Königs, wohlbedächtig aber unter dem veränderten Titel des Betrügers, in Paris selbst auf die Bühne. Der Hof und das unparteiische Publi-

kum empfingen das Stück mit ungetheiltem Beifalle. Am nächstfolgenden Tage sollte es wieder gegeben werden, und die Versammlung war so zahlreich, daß es an Platz gebrach und Damen vom ersten Range in der dritten Loge sitzen mußten. Als man aber eben anfangen wollte, ließ troß der königlichen Bewilligung der Ober-Präsident des Parlements die Aufführung „bis auf weitere Order“ untersagen. Moliere trat sogleich hervor, und sagte sehr freimüthig zu der harrenden Versammlung: „Meine Herren und Damen, wir wollten „Ihnen den Tartüff geben; aber der Herr Ober-Präsi-„dent wollen es nicht erlauben.“ Nun fertigte er am folgenden Tage zwei Schauspieler von seiner Truppe, La Torilliere und La Grange, mit einem Berichte, des Vorfalls und mit Bitte um neue Befehle an den König ab, der damahls bei Ryssel im Feldlager war. Der Bescheid des Königs lautete sehr unbestimmt dahin, daß die wiederholte Erlaubniß zu Aufführung des Tartüff zu seiner Zeit erfolgen solle. Man muß sich billig wundern, daß nicht nur ein Präsident ungestraft dem Könige so schnurstracks zuwiderhandeln durfte, sondern dieser sich sogar nach Jenes Willen bequemte. Aber so stark war der Einfluß der Tartüffen, und so schwach der gepriesene Ludewig! Durch das Interdict von Seiten des Parlements, und durch die verzögerte, oder, wie man es deutete, verweigerte Erlaubniß von Seiten des Königs, gewannen Molieres Widersacher neuen

Muth; und hatten sie es vorher arg gemacht, so machten sie es nun noch zehnmahl ärger. Alles, was nur unvernünftiger Eifer und boshafte Rachgier ersinnen konnten, mußte Moliere über sich ergehen lassen. Es war um die Zeit ein anonymes Buch in Paris erschienen, welches durch die lästerlichsten Profanitäten allgemeines Aufsehen und Aergerniß erregte. Davon mußte Moliere Verfasser sein, über welche hämische Beschuldigung er seine bittere Beschwerde dem Alcest im Misanthropen *) in den Mund legte. Selbst Blutschande war nicht zu arg, man suchte sie auf ihn zu bringen. Man sprengte nämlich aus, er sei selbst Vater zu seiner Gattinn, ob schon alle Welt wußte, daß dieselbe früher geboren, als Moliere mit ihrer Mutter bekannt geworden war. — Während daß Tartüff noch immer untersagt blieb, wurde von der italiänischen Truppe ein Possenspiel unter dem Titel Scaramuccia Eremita gegeben, worinn die irreligiösesten Spöttereien vorkamen. Einst nach Aufführung dieses Stücks äußerte der König beim Herausgehen aus dem Schauspielhause gegen den Prinzen von Condé: es sei doch befremdend, daß gegen dieses Stück nicht ein

*) M. s. die 1. Scene des 5. Akts. — Uebrigens ist die Stelle ein späterer Zusatz: denn der Misanthrop war über ein Jahr früher erschienen.

scheeles Wort gesagt, und gegen Tartüff so gewaltig geschrieen werde. „Sehr begreiflich, versetzte der „Prinz mit bitterm Witze: die Italiäner verspotteten nur Himmel und Religion, und darum kümmern sich die Frömmlinge wenig; aber Moliere „hat sie selbst verspottet, und das mögen die Herren „nicht leiden.“ Freilich waren es meistentheils nur die Frömmler und Scheinheiligen selbst, die sich gegen den Tartüff ereiferten, weil sie bei einem solchen Stükke allerdings ihre Rechnung nicht fanden. Aber sie waren eben die, von deren Feindseligkeit das Meiste zu fürchten war, und denen zu einem Auto da Fe nichts als die Macht fehlte. — Die versprochene Erlaubniß zur Wiederaufführung des Tartüff blieb lange aus, und erfolgte nicht eher, als im Februar 1669; doch war derselbe in der Zwischenzeit einmahl in Condé's Pallaste zu Chantilly gegeben worden. Zu einiger Entschädigung für so vielen Verdruß ward dem Dichter nach einstimmigem Gutachten seiner Truppe auf Lebenszeit von jeder Vorstellung des Stücks der doppelte Antheil an dem Ertrage zugestanden. Man gab nun das Stück unter immer größerm Zulaufe drei Monate hindurch ununterbrochen. Die Zeit, die Alles zu ändern weiß, hatte allmählig Molieres Feinde zur Ruhe gebracht; daß aber die Tartüffen so, wie vor neun bis zehn Jahren die Preciösen, vor dem Spiegel der Satire

hätten verschwinden sollen, daran war freilich nicht zu denken.

Während Moliere so auf der einen Seite mit Haß und Verfolgung zu kämpfen hatte, wobei er unter dem Schilde des Königs doch immer vor den äußersten Angriffen geborgen blieb, machte ihm nicht wieder auf der andern Seite sein häusliches Verhältniß das Leben schwer, ohne daß hier eines Königs Schutz ihm hätte zu Statten kommen können. Mamsell Bejart war kaum seine Gattinn geworden, so zeigte sie sich von mehreren Seiten, die ihm vorher unbemerkt geblieben waren, und fing an, die schönen Erwartungen zu täuschen, die er sich von ihr gemacht hatte. Durch üppigen Aufwand, ungezähmte Prachtliebe und gänzlichen Mangel an häuslichem Sinne gab sie ihm Ursache zu Unzufriedenheit; und durch Kaltsinn und mürrisches Wesen, womit sie, statt seine zärtliche Liebe durch Gegenliebe zu nähren, ihn vielmehr zurückstieß, indeß sie doch Andern freundlich genug entgegen kam, streuete sie den Samen zu Verdacht und Eifersucht in sein Herz. Sie bewies einen so auffallenden Hochmuth, daß sie sich einzubilden schien, sie sei wirklich eine so große Dame, wie sie bisweilen auf der Bühne agirte; und die damit verbundene Eitelkeit ließ sie auf nichts angelegentlicher denken, als auf Schmuck und Pracht, worinn sie manchmahl auf eine ungereimte Art ausschweifte. Zu einer Vorstellung des Tartüff, wo sie die häusliche,

und noch dazu kaum von einer Krankheit genesene Elmire vorstellen sollte, hatte sie sich ohne Vorwissen ihres Mannes ein Kleid, das sich eher für einen Gallatag bei Hofe geschickt haben würde, machen lassen, und war schon fertig, das Theater zu betreten, als sie ihr Mann in diesem Aufzuge erblickte. Auf sein Geheiß, sich sogleich ihrer Rolle gemäß umzukleiden, war sie kaum dazu zu bringen, nun noch zu spielen, so trostlos machte sie das Entbehrniß ihres Putzes, der ihr mehr, als die Rolle, am Herzen lag.

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß die Verschiedenheit des Alters, immer eine gefährliche Klippe für eheliches Glück, und die manchfaltigen Versuchungen, denen ein junges reizendes Weib, zumahl in solchem Stande und in der Nähe eines Hofes, ausgesetzt ist, an diesen und andern Verirrungen der Madame Moliere Antheil hatten. Die meiste Schuld davon kam aber doch auf Rechnung der verkehrten Gemüthsart, die sie immer mehr blikken ließ. Anstatt durch bescheidene Sittsamkeit den Versuchungen möglichst auszuweichen, legte sie es vielmehr recht darauf an, zu glänzen und die Augen auf sich zu ziehen. Anstatt ihre eigene und ihres Mannes Ehre durch eingezogenes und behutsames Verfahren zu schützen, und ihm allen Verdacht zu benehmen, vermehrte sie denselben vielmehr durch leichtsinnige Freiheit im Umgange und offenbare Koketterie. Anstatt sich nach seinen billigen Wünschen zu richten, und sich ihn

geneigt zu machen, hielt sie ihm vielmehr in Allem das Widerspiel, und zeigte sich in Eigensinn, störrischer Gemüthsart und zänkischer Laune als das völlige Ebenbild ihrer Mutter. Die liebreiche Sorgfalt ihres Mannes für den jungen Baron war ihr schon von Anfang an ein Dorn im Auge gewesen; und er hatte bei ihr nie die Achtung genossen, womit ihn nicht allein Moliere und dessen Freunde, sondern selbst der Hof auszeichnete. Eines Tages schlug sie sogar den dreizehnjährigen Knaben um einer Kleinigkeit willen mit dem heftigsten Ungestüm ins Gesicht; und er, einer solchen Behandlung ungewohnt, flohe sogleich aus dem Hause, und wandte sich wieder zu der Schauspielerinn Raisin, die eben im Begriffe stand, nach Dijon zu gehen, von wannen er nach geraumer Zeit nur durch Molieres zuvorkommende Güte wieder zurückzubringen war. — Wenn ihr Gatte sie mit Vorhaltung ihres gemeinschaftlichen Interesse zu mehrerer Eingezogenheit und Vorsicht ermahnte, so schlug sie seine Ermahnungen leichtsinnig in den Wind, und nahm sie für Würkungen einer überspannten Strenge, die dem Alter eigen sei, und jungen Personen den frohen Lebensgenuß mißgönne. Wenn er ihr vorstellte, welche übele Nachrede ihr allzufreies Betragen nach sich ziehe, so suchte sie durch heuchlerische Thränen und verstellte Ohnmachten ihren Schmerz über solche Verleumdungen und ihre Unschuld zu bewähren. Moliere, der geübte Menschenkenner, der mit so

scharfem Blikke Charaktere aufzusuchen und zu erkennen wußte, sahe in diesem Einen Falle schief, und ließ sich von einer Person täuschen, deren Liebe ihn nun einmahl gefesselt hatte. Er nahm ihre erkünstelten Worte und Geberden für reine Wahrheit, und war dann oft gutmüthig genug, seine liebreichen Vorwürfe zu bereuen, und sich selbst anzuklagen, als sei durch seine Verschuldung der guten Frau zu viel geschehen. Weit entfernt, daß solche Beweise seiner unerschütterlichen Liebe die Frau hätten für ihn einnehmen und auf bessere Gedanken bringen sollen, hatten sie vielmehr die übele Wirkung, daß dieselbe in ihren verkehrten Neigungen immer weiter ging, und ihm allmählig mit offenbarer Verachtung begegnete. So brachte sie es denn endlich dahin, daß er wider Willen den Entschluß faßte, sich von ihr zurückzuziehen, und nur sich, seinen Geschäften und seinen Freunden zu leben. Eine Zeit lang richtete er dieß ins Werk; aber die unbezwingliche Neigung zu seiner Gattinn siegte bald wieder, und er söhnte sich mit ihr aus. Madame Moliere war aber nicht von der Art, daß die hergestellte Eintracht von Dauer hätte sein können; und das Uebel blieb nach wie vor dasselbe.

Dieses traurige Verhältniß hatte für Moliere die übeln Folgen, daß sein Hauswesen dabei in mancherlei Unordnung und Verwirrung gerieth; daß er dadurch bei Falschunterrichteten oder Uebelwollenden an Achtung verlor, und bisweilen nicht undeutlich den Spott anhö-

ren mußte, er möge wohl die Schilderungen unglücklicher Ehemänner in seinen Schauspielen von sich selbst entlehnt haben; daß endlich seine Gemüthsruhe und Heiterkeit darunter litt, und selbst seine Arbeiten ihm lästig zu werden anfingen. Der geplagte Mann trug sein Leiden in der Stille, und behandelte seine Gattinn bei allen ihren Thorheiten doch immerfort mit einer sehr zarten Schonung. Bloß gegen seine vertrautesten Freunde, unter denen in den letzten Jahren Rohaut und Mignart den nächsten Zugang zu seinem Herzen hatten, weil sie der meisten Theilnahme an seinen Leiden fähig waren, äußerte er sich bisweilen deutlicher über den geheimen Grund seines Kummers. „Bedauert Ihr mich „nicht," sprach er eines Tages zu den beiden Genannten, „wenn Ihr mich so in einem Stande und einer Lage erblickt, die zu meiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung „so wenig passen? Ich wünschte mir ein ruhiges und „stilles Leben; und das, was ich führe, wird durch „eine Menge von Umständen beunruhiget, an die ich anfangs nicht gedacht hatte, und denen ich mich wider „meinen Willen nun fügen muß. Bei aller ersinnlichen „Vorsicht bin ich in einen Strudel gerathen, worein Jeder geräth, der sich ohne die reiflichste Ueberlegung in „den Ehestand begibt .... Ja, ich bin der unglückseligste aller Menschen; und doch leide ich nur, was ich „verdient habe ......" Rohaut stellte ihm vor, er müsse sich als Philosoph über solche Dinge wegsetzen,

sich selbst genug sein, und sich nicht mit so unweiser Schwäche um eine Frau kümmern, die nun einmahl, wie er sehe, keine Gegenliebe für ihn habe. Allein Moliere war viel zu wenig Stoiker, als daß er so gelassen einer Person hätte entsagen können, zu welcher er einmahl eine Zuneigung gefaßt hatte, deren sie nicht werth war.

Die unablässigen und angestrengten Arbeiten, die Anfechtungen von Seiten seiner Feinde, und das eben erwähnte häusliche Mißgeschick hatten allmählig seine Gesundheit untergraben, und ihm eine Brustkrankheit zugezogen, die sich durch einen hartnäkkigen Husten und periodisches Blutspeien äußerte. Anfangs hatte er diese Zufälle wenig geachtet *), und sich begnügt, durch noch strengere Diät und durch den Gebrauch seiner gewöhnlichen Milchkur ihnen Einhalt zu thun. Da sie sich aber in der Folge öfter und mit mehr Heftigkeit einfanden, so merkte er wohl, daß sein Zustand bedenklicher sei, als er ihn gehalten habe, und daß er auf die dreißig Jahre, die sein Arzt Mauvilain für die seinem

*) In einer Stelle des Geizhalses (2, 5.) scheint er selbst scherzhaft darauf anzuspielen, indem Harpagon, den Er vorstellte, zur Frosine sagt: „Ich weiß, Gott Lob, so eben „nichts Besonderes, worüber ich klagen könnte, außer daß „mich bisweilen Beschwerden in der Brust befallen." Worauf Frosine antwortet: „das will nichts sagen! Ihre Brustbe„schwerde läßt Ihnen gar nicht übel; und Sie wissen recht mit „Grazie zu husten."

Sohne ausgewirkte königliche Gnade ihm noch zu seinem Leben versprochen hatte, nicht werde Rechnung machen dürfen. Zu seiner Schonung hatte er bereits das Amt eines Theater-Redners an seinen Kamraden La Grange abgetreten; und er würde jezt seine ganzen Geschäfte, die mit seiner innern und äußern Lage so unverträglich waren, aufgegeben, und seine übrigen Tage in philosophischer Muße zugebracht haben, wenn ihm nicht seine Ergebenheit für den König und das Publikum, und die Sorge für seine Truppe solches widerrathen hätten.

Zu Anfang des Jahres 1673 hatte er sein leztes Lustspiel, den Einbildungskranken, vollendet, welches Freitags*), am 10. Februar, zum ersten Mahle gegeben wurde, und worinn er, nach seiner beständigen Gewohnheit, die Hauptrollen selbst zu übernehmen, den Argan spielte. Acht Tage darauf, am 17. Februar, wo das Stück zum dritten oder vierten Mahle aufgeführt werden sollte, befand er sich übler, als jemahls. Kurz vor Anfang des Schauspiels sagte er in Barons Gegenwart zu seiner Frau: „So lange mein Leben noch „ein Gemisch von Leiden und Freuden war, befand ich „mich immer noch wohl dabei. Aber nun, da die Lei-

*) Die Truppe hatte i. J. 1665, als sie in des Königs Dienste trat, die Schauspieltage (vergl. oben S. 394.) verändert, und spielte seitdem Sonntags, Dienstags und Freitags.

„den und Verdrießlichkeiten nie ablassen, da ich in einen „Strudel von Mühseligkeiten versunken bin, wo sich „kein Augenblick für Genuß und Erholung mehr findet, „sehe ich wohl, daß es für mich das Beste wäre, wenn „der Vorhang fiele. — Ach, setzte er nach einer ern„sten Pause hinzu, was muß der Mensch nicht leiden, „ehe er sterben kann! Doch, fuhr er fort, ich fühle, „daß es mit mir zum Ende geht.“ Baron und die Moliere, der es jetzt zum ersten Mahle lebhaft vor die Seele treten mochte, wie viel sie an den Klagen ihres Mannes Schuld habe, zerflossen in Thränen. Beide lagen ihm inständig an, das Schauspiel für dießmahl auszusetzen. Er bedachte einige Augenblikke, was er thun wolle; als er aber die Zuschauer schon schaarenweise nach dem Schauspielhause hinströmen sahe, war sein Entschluß gefaßt. „Wie sollte ich, sprach er, so „viele Menschen täuschen? Und wie könnte ich es über „das Herz bringen, meinen armen Gehülfen ohne die „dringendste Noth auch nur Einen Tag den Verdienst zu „entziehen, dessen sie zu ihres Lebens Unterhalte bedür„fen?“ Inzwischen schickte er doch hin, und ließ den Schauspielern befehlen, die Anstalten zu beschleunigen, und sich so einzurichten, daß das Spiel pünktlich mit einbrechender Dämmerung angehen könne. Um vier Uhr ging er selbst, nicht ohne große Mühe, aus dem Hause. Die heftige Anstrengung während des Spiels, und besonders die gewaltsame Zurückpressung des Hu-

stens während der Todtenscenen im dritten Akte, hatten seinen Zustand dermaßen verschlimmert, daß er bei dem dreimahligen Aussprechen des Wortes Juro im letzten Zwischenspiele Convulsionen bekam und zugleich Blut auswarf. Unter erzwungenem Lachen suchte er seinen Zustand zu verbergen; allein die Zuschauer bemerkten denselben recht wohl, und alle sahen, daß er nichts weniger als das sei, was er vorstellte. So wie das Stück mit Mühe zu Ende gebracht war, ergriff ihn ein gewaltiger Fieberfrost, und seine Hände waren mit einer Todtenkälte übergossen, indeß das Gesicht glühete. Baron ließ sogleich eine Sänfte holen, ihn nach Hause zu bringen, und ging aus Vorsorge Schritt vor Schritt nebenher. Als er in seinem Zimmer angekommen war, brachte man ihm zu seiner Stärkung Bouillon. Dieß wies er aber wegen des darinn befindlichen Gewürzes zurück, ließ sich dagegen durch die Aufwärterinn La Foret ein Paar Bissen Brot mit Parmesankäse bringen, nach dessen Genuß er sich zu Bette begab. Zwei fremde Nonnen, die in Paris angekommen waren, um nach Gewohnheit während der Fasten Almosen einzusammeln, und die er in sein Haus eingenommen hatte, kamen auf die Nachricht von seiner Krankheit herbei, und setzten sich zu ihm an das Bett. Man rieth ihm, Arzenei zu nehmen; allein er schlug sie aus, und behauptete, seiner alten Meinung treu, die werde ihn vollends um das wenige Leben bringen, das er noch übrig

habe *). Er war nicht lange im Bette, als ein schrecklicher Husten mit einem Blutsturze eintrat. Baron lief mit lautem Schrei aus dem Zimmer, die Gattinn des Kranken zu rufen, die in einer häuslichen Angelegenheit einen Augenblick hinuntergegangen war. Als Beide zurückkamen, hatte er schon in den Armen der beiden Klosterschwestern den Geist aufgegeben.

Dieser unerwartete Todesfall machte auf den Hof, das Publikum und die Freunde des Verstorbenen einen lebhaften Eindruck. Chapelle, der sonst eben keiner starken Rührungen fähig war, gerieth dadurch in eine so tiefe Betrübniß, daß er laut klagte, er sei nun ohne Trost und ohne Zuflucht, und daß man wirklich besorgte, er werde seinen Freund nicht lange überleben.

Molieres Tod veranlaßte eine Menge von Sinngedichten, deren immer eines witziger als das andere war. An manchfaltigen Pointen konnte es den Dichtern nicht fehlen. Die mehresten dieser Gedichte sprachen verdienter Maßen zu Molieres Lobe; einige wenige nur enthielten Tadel oder Spott, deren Verfasser, aus der Zahl von Molieres Widersachern, nicht zufrieden, ihn bei seinem Leben verleumdet zu haben, sich noch das

*) Man kann nicht unterlassen, hierbei mit vielem Interesse an die letzten Sätze des Gesprächs zwischen Argan und Beraldes (Mal. imag. III, 3.) zu denken, welchem Letztern man überhaupt als Molieres Organ in Ansehung des Arzeneiwesens zu betrachten hat.

niedrige Vergnügen machten, den todten Löwen zu treten. Mit einem Epitaphium der Art dachte der Verfasser, ein Abbé, sich dem großen Condé zu empfehlen, kam aber damit an den Unrechten. „Ich wollte, „sagte der Prinz, nachdem er gelesen, daß der Mann, „dem Sie diese Grabschrift gemacht haben, Ihnen die „Ihrige machen könnte.“ Unter die besten dieser auf Moliere verfertigten kleinen Gelegenheitsgedichte gehört das von dem berühmten Pater Bouhours, worin derselbe den Parisern die Undankbarkeit und den Kaltsinn derb vorwirft, womit sie sich nicht allein an Molieren während seines Lebens versündigt, sondern ihm auch nach seinem Tode noch die letzte Wohlthat erschwert hatten, wie auch Boileau in seiner Epistel an Racine (Ep. VII, 19. 20.) hierauf anspielt.

Nach kirchlichen Gesetzen war nämlich dem Schauspieler, ob ihm gleich bei Lebzeiten der Zutritt in die Kirche frei stand, doch im Tode die Ruhestätte auf dem Kirchhofe versagt. Bei Molieren wünschten seine Hinterlassenen in Ansehung seiner Verdienste und seiner Rechtschaffenheit eine Ausnahme von der strengen Regel; allein der Pfarrer von Sanct Eustach, in dessen Sprengel der Verstorbene gehört hatte, wollte eine solche Ausnahme nicht auf sein Gewissen nehmen, und verwies die Supplikanten an den Erzbischof von Paris, Harlay von Chanvalon. Dieser gab abschlägliche Antwort, zumahl da der Verstorbene

das Unglück gehabt hatte, ohne geistlichen Zuspruch aus der Welt zu gehen. Nun wandte sich die Witwe selbst an den König, dem Baron bereits den Todesfall gemeldet hatte, und bat fußfällig um Verwilligung eines ehrlichen Begräbnisses. Der König erklärte, er könne sich damit nicht befassen, indem die Sache einzig und allein vor dem Erzbischof gehöre, verwies also die Bittende an Jenen zurück. Das war freilich ein schlechter Trost; indeß sandte der König selbst in der Stille mit seinem Fürspruche zu dem Prälaten, und nun gab dieser die Erlaubniß, den Leichnam auf dem Kirchhofe der zu dem Eustach-Kirchspiele gehörigen Josephs Kapelle beizusetzen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Zug ohne Gesang und andere sonst gewöhnliche Leichen-Ceremonien vor sich gehe. Durch die Neuheit dieser Erlaubniß aufgeregt, versammelte sich am Begräbnißabende, Dienstags, den 21. Februar, der Pöbel, der in Moliere nur den Komödianten, nicht den Dichter, den Weisen und den Menschen gekannt hatte, schaarenweise vor dem Hause, und machte einen gewaltigen Lärm. Man rieth der erschrokkenen Witwe, zu dem Mittel zu greifen, welches rohe Gemüther am leichtesten zu gewinnen vermag. Sie that es, und warf dem Volke eine Summe von 1500 Livres aus dem Fenster zu, mit Thränen um Ruhe bittend. Auf Einmahl war Alles still, und der elende Haufe folgte nun der Leiche so ehrerbietig, wie einem Heiligen. Zwei

Priester

Priester gingen neben dem Sarge her, und gegen hundert Fakkeln, meistens von Molieres Freunden getragen, begleiteten ihn. Als der Zug durch die Straße Montmartre ging, in welcher die Josephs-Kapelle lag, fragte Jemand eine gemeine Frau, wer das sei, den man da begrabe. „Es ist Moliere," antwortete sie. „Oho, rief eine andere ihr zu, Ihr hättet auch wohl Herr Moliere sagen können!"

Er hinterließ eine Tochter, das einzige aus seiner Ehe entsprossene Kind, bei seinem Tode ein geistvolles Mädchen von elf Jahren. Seine Witwe ehelichte wieder einen Schauspieler, der mit seinem Familiennamen Detriche, mit dem Theaternamen Guerin hieß. Seine Truppe, die in der Folge Baron zum Oberhaupte erhielt, und gleich nach seinem Tode unter dem Namen Théâtre du Marais mit der italiänischen, 1680 aber auch noch mit der vom Hôtel de Bourgogne vereiniget wurde, bezog ein Theater in der Straße Mazarin: denn das im Palais royal erhielt unmittelbar nach Molieres Ableben dessen Freund Lülly zum Behufe der Oper.

Unter Molieres literarischem Nachlasse befanden sich einige mehr oder weniger vollendete Lustspiele, und viele Fragmente und Entwürfe. Auf deren Besitz hätte außer der Witwe wohl Baron die nächsten Ansprüche gehabt, und würde vielleicht aus Liebe gegen seinen Erzieher und Freund davon Gebrauch für das Publikum

gemacht haben. Die Moliere aber, die demselben nicht günstig war, auch aus den Papieren ihres Mannes wenig machte, überließ sie bald nach dessen Tode dem Schauspieler La Grange, der sie zeitlebens sorgfältig aufbewahrte. Dessen Witwe verkaufte nachher die ganze Bibliothek ihres Mannes, und darinn auch Molieres Arbeiten, von denen man weiter nicht weiß, wohin sie gekommen sein mögen. So sehr ist der Verlust vielleicht nicht zu bedauern. Wir haben die vollendeten Stükke aus seiner glücklichsten Lebens-Periode, und daran genug, um einen Mann in seinem Fache zu bewundern, dem unter den Zeitgenossen nur allein der berühmte Philipp Quinault, wenn er nicht so bald zu einem andern Fache übergegangen wäre, den Rang hätte können streitig machen, den aber unter den Nachkommen kein Einziger erreicht, viel weniger übertroffen hat, und von dem selbst Boileau bei aller seiner kritischen Strenge einst gegen den König urtheilte, er sei das größte Genie, welches sein Zeitalter hervorgebracht habe.

X.

Bajazeth der Zweyte und Selim der Erste;

ein biographisches Fragment.

Bajazeth regierte vom Jahre 1480 bis 1512.
Selim von 1512 bis 1520.

Jeder, der einige Vorkenntnisse in der Geschichte hat, ist mit Bajazeth dem Zweyten nicht ganz unbekannt. Er kennt ihn als einen der größten und kühnsten Helden seiner Zeit, als einen der empfindlichsten Geißeln der Christen. Er erinnert sich, daß er den unterjochten Orient verließ, um die Waffen in den Occident zu tragen, und die untergehende wie die aufgehende Sonne im Menschenblut sich spiegeln zu sehen: die venetianischen Besitzungen in Griechenland, und durch sie beträchtliche Vortheile erlangte; zuletzt aber doch (1501) bewogen wurde, Frieden zu machen.

Nach dem Abschlusse dieses Friedens trat ein Zeitpunkt der Ruhe ein, den die Osmanen in der Ausdehnung und Dauer lange nicht gehabt hatten. Bajazeth hatte mit allen seinen Nachbaren itzt Friede. Selbst ermüdet, war er auch geneigt, seinen Kriegern Ruhe und Erholung zu gönnen, und gab ihnen die Erlaubniß, die Mühseligkeiten des Kriegs mit den Ergötzungen des gesellschaftlichen Lebens in ihren heimischen Wohnorten zu vertauschen.

Zehn Jahre hatte diese Ruhe gedauert, als sie den an Krieg und Umhertreiben gewohnten Osmanen schon zu lange ward. Dieß benutzte ein Mann, der für einen Zauberer galt, und dem es leicht gelang, durch seine vorgeblichen Wundergaben, sich einen Anhang zu verschaffen.

Unerwartet trat er an die Spitze eines beträchtlichen Heerhaufens aus seiner bisherigen Verborgenheit hervor; und nöthigte den Sultan, ein Heer, unter Ali Pascha, ihm entgegen zu senden.

Diesem wich Schejtan Kuli, (der Knecht des Satans, so nannte man bezeichnend den Aufrührer) doch erst nach einer gewagten und verlohrenen Schlacht. Sein Anhang wurde nun schnell zerstreut, und er genöthigt, zu Ismael Schach, dem König der Perser zu fliehen; den man, seiner Weisheit wegen, auch Sofi nannte, und der der furchtbarste und beharrlichste Feind des Osmanischen Regentenstamms war.

Indessen hatte herannahendes Alter und Kränklichkeit, die man einem unmäßigen Genusse sinnlicher Vergnügungen jeder Art, wozu ihm die Unthätigkeit verleitete, zuschreibt, bei Bajazeth Mißmuth und dieser den Entschluß hervorgebracht, seine Regierung niederzulegen.

Er bestimmte seinen ältesten Sohn Achmed zu seinem Nachfolger, und berief ihn aus seiner Stadthalterschaft zu sich, um ihm den Thron zu übergeben.

Allein ehe noch die nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen waren, verbreitete sich das Gericht davon, und gelangte auch zu dem zweyten Sohne Bajazeths, Selim; der als Stadthalter zu Trapessand lebte.

Dieser, ein kühner, unternehmender Kopf und Liebling der Janitscharen und der meisten Großen, faßt den Entschluß, seinem Bruder zuvorzukommen, und sich der Regierung zu bemächtigen. Er versammlet schnell ein Heer, geht über das schwarze Meer, und richtet seinen Zug nach Adrianopel, dem damahligen Aufenthaltsorte seines Vaters.

Seine eigentliche Absicht verbirgt er hinter dem scheinbaren frommen Vorwande, seinem Vater persönlich seine Ehrerbietung zu bezeigen, und dadurch eine den Osmanen heilige, in dem Gesetz ausdrücklich für alle, die von ihren Eltern eine Zeitlang entfernt gelebt haben, gebotene Kindespflicht auszuüben. Zugleich gab er vor, daß er die Absicht habe, von seinem Vater sich eine andere Provinz zu erbitten, die ihn von seinem Bruder, mit dem er in Streitigkeiten verwickelt sey, entferne, und ihm mehr Gelegenheit, sich als Krieger auszuzeichnen, verschaffe.

Einige Tagereisen von Adrianopel sandte er einen Eilboten an seinen Vater voraus, mit dem gleisnerischen Gruße: Selim komme, von dem heißen Wunsche getrieben, nach so langer Abwesenheit einmahl wieder das Angesicht seines Vaters zu sehen, und ihm in kindlicher

Ehrfurcht die Hände zu küssen. — Noch habe er ein Anliegen auf dem Herzen, wegen dessen er sich mit freundlicher Willfahrung schmeichle.

Bajazeth war zu alt geworden in List und Trug, als daß er sich durch diese Larve auch nur auf einen Augenblick hätte täuschen lassen sollen. Er kannte die Natur der Triebe, die den Selim zu ihm führte, selbst zu gut, um sie nicht sogleich zu ahnden. In seinem Herzen redete nichts als Besorgniß und Argwohn, und so fand er nicht für gut, die Bitte seines Sohns zu gewähren.

Er erwiederte die freundlichen Worte der Bothschaft Selims mit freundlichen Worten; übersandte ihm prächtige Kleider, schöne Pferde und Sklaven zum Geschenk, und versprach, seinen Wunsch, in Absicht einer andern Provinz, zu erfüllen. Seinen Besuch aber müsse er für diesmal verbitten; weil Zeit und Umstände es nicht gestatteten.

Selim empfing die väterliche Antwort mit Aeußerungen der Freude und Bekümmerniß. Die Geschenke gab er als die Ursache der ersten, die abschlägliche Antwort hingegen als die der letztern an. Er betheuerte, daß es ihm unmöglich sey, das Glück das Antlitz seines alten Vaters zu sehn, worauf er sich so sehr gefreuet habe, so leicht aufzugeben. Es sey überdem durchaus nothwendig, über die Zwistigkeiten mit seinem Bruder sich ausführlich und persönlich mit ihm zu unterreden,

und seine Entscheidung zu vernehmen. Dies sey das einzige Mittel, einen schrecklichen und verderblichen Streit, der ganz Asien verwüsten dürfte, zu verhüten.

Diese Gründe legte er seinem Heere vor, und forderte es auf, ihn nach Adrianopel, auch wider den Willen seines Vaters, der ihm diesen einzigen Ungehorsam gewiß verzeihen werde, zu folgen.

Nun hatte Selim schon längst, wegen seines Muths und seiner kriegerische Talente, bey dem Heere sehr in Achtung gestanden. Auch hatte er nicht versäumt, dieselbe bey jeder Gelegenheit, durch Herablassung und Freygebigkeit zu verstärken. So war es ihm gelungen, sie in eine kräftige Anhänglichkeit und Liebe zu verwandeln.

In dieser Rücksicht durfte es keiner seiner Brüder wagen, sich in einen Wettstreit mit ihm einzulassen.

Achmed, der ältere, war ein wollüstiger Weichling, der den Krieg fürchtete, und den Kriegerstand vernachläßigte; Corchut, der jüngere, ein geistlicher Schwärmer. Er lebte an den Ufern des Rhodiser Sees so in geistliche Spekulationen vertieft, daß die ganze Welt und alles was auf derselben vorging, bis jetzt von ihm unbemerkt geblieben war.

Die Achtung und Gunst, welche diesen beyden abging, hatte sich in Selim vereinigt. Er konnte daher jetzt, selbst in dieser mißlichen Unternehmung,

mit Glück manchen Schritt wagen, der einen andern unvermeidlich ins Verderben gestürzt haben würde.

Dies Verhältniß mochte Bajazeth nicht ganz unbekannt seyn. Er hielt es daher für das Rathsamste, die Annäherung seines Sohnes in Adrianopel nicht zu erwarten, sondern zog sich mit seinen Hofleuten und einem beträchtlichen Truppen-Chor in möglichster Eile nach Constantinopel zurück.

Kaum hatte er Adrianopel verlassen, als Selim anlangte, und ungehindert seinen Einzug hielt. Er nahm sich kaum so viel Zeit, sich und sein Heer zu erquicken, und setzte sodann in möglichst starken Märschen seinem Vater nach.

Vielleicht hatte er auch die Absicht, ihm selbst noch in Constantinopel zuvorzukommen, und ihn in dem Besitz seines Thrones zu empfangen.

Dies letztere glückte ihm zwar nicht. Aber er ereilte seinen vor ihm fliehenden Vater, noch ehe er die Hälfte des Weges zurück gelegt hatte. Ohne weitere Rücksicht und Vorstellung erlaubte er nun seinem Vortrab, die Arriergarde seines Vaters mit kleinen feindlichen Angriffen zu beunruhigen; wodurch er denn freilich seine Absicht deutlich genug zu erkennen gab.

Das Corps der Truppen, das Bajazeth folgte, und auf dessen Treue er sich verlassen konnte, war bey weitem geringer, als das seines Sohnes. Er sah die Entschlossenheit Selims, und den unruhigen wilden

Sinn seiner Krieger. Er fühlte, daß Glück, Jahre und Kräfte ihn nicht mehr so treu unterstützten, als in den ehemahligen Verlegenheiten seines kriegerischen und thatenvollen Lebens. Gleichwohl verlohr er den Muth auch jetzt nicht, da es aufs äußerste gekommen zu seyn schien.

Er ließ seine Armee Stand halten, und redete die Janitscharen mit Nachdruck und Rührung an. Er bat sie, das greise Haupt ihres alten und rechtmäßigen Herrn, das so oft an ihrer Spitze zum Panier ihrer Siege gedient habe, — jetzt bey den Anfällen eines verwahrloseten Buben — nicht zu verlassen, vielmehr ihn treulich zu unterstützen, damit der ausgeartete Sohn seiner verdienten Züchtigung nicht entgehe.

Wiewohl diese Vorstellungen nicht ohne Wirkungen blieben; so vermochten sie doch nicht, insbesondere bey den Häuptern der Kriegesvölker, alle Besorgniß eines ungewissen Ausganges zu heben. Ueberdem zog sie auch die allgemeine Neigung zu Selim. Sie hofften daher, wenigstens noch eine gütliche Ausgleichung bewirken zu können, wenn es möglich wäre, ein Treffen zu verhüten.

Daher machten sie dem Sultan aufs neue aufmerksam auf die Ungleichheit ihrer Anzahl, und riethen, lieber fliehend die feindlichen Anfälle Selims aufzuhalten, als sich zu einer förmlichen Schlacht gegen ihn ins Feld zu stellen.

Allein Bajazeth verwarf diesen Rath, als seiner unwürdig. „Er ist stärker an Truppen,“ sagte er, „ich aber durch die Gerechtigkeit meiner Sache. Das „Recht ficht an meiner Seite. Es wird mit gewaltigen „Armen über ihn herfallen und ihn zu Boden werfen. „Seyd auch ihr treulos, wie er, so verlaßt mich, und „geht zu ihm über. Theilt mit ihm die Schande, mit „welcher das Schicksal die Treulosigkeit unerbittlich „straft. — Wer aber treu ist und redlich, der trete „an meine Seite und folge mir aufs Schlachtfeld.“

Diese Rede machte einen eben so allgemeinen als starken Eindruck. Alle äußerten Entschlossenheit, alles für den Vater zu wagen, wiewohl ein geheimer Zug in ihnen für den Sohn sprach.

Der Greis stellte sich mit der Munterkeit und Gewandtheit eines jugendlichen und kraftvollen Mannes an die Spitze seiner Schaaren; indem die Schmerzen einer reissenden Gicht in seinen Gliedern wütheten.

Unweit von Tschorlü, bey dem Dorfe Ogoiß begann nun (1511) die Schlacht von beiden Seiten mit der größesten Lebhaftigkeit. Ströme von Blut flossen und Schaaren von Menschen stürzten zu Boden. Der unnatürlichste Kampf, zwischen Vater und Sohn, konnte sich auch nicht in seinen schrecklichen Wirkungen verleugnen. Lange blieb der Sieg zweifelhaft, „also, daß die „höllischen Frohngeister,“ sagt ein alter Schriftsteller, „damahls guten Markt hatten, und auf dieser blutigen

„Kirchweih' viel Seelen lösten. Gleichwohl schämte „sich das Glück endlich der bösen Sache des Sohns, „und spielte letzlich dem Vater die Victori zu." —

Selims Heer wurde gänzlich geschlagen. Selim selbst verwundet, rettete sich durch die Flucht.

Bajazeth verbot auf das strengste, ihm nachzusetzen, weil er die Hoffnung hegte, wie er sagte: sein Sohn werde sein freches Gemüth ablegen, wieder auf den Weg der Vernunft zurückkehren, und durch seine väterliche Züchtigung überzeugt werden, daß Gott den Aufruhr der Kinder gegen ihre Eltern keineswegs billige. Wollte er sich aber auch itzt nicht bessern, so müsse man ihn der göttlichen Rache überlassen, die niemahls die Frevel der Kinder gegen ihre Eltern ungestraft lasse.

So entkam Selim, freylich dennoch nicht ohne mannichfaltige Gefahr. Er langte glücklich zu Warna, einer Stadt am schwarzen Meere, an; wo er sich sogleich einschiffte, um sich nach Kjafe in den Schutz des Tartarchans zu begeben.

Bajazeth hoffte immer, ohne weiteres Hinderniß, seinem ersten Vorsatze gemäß, die Regierung seinem ältesten Sohne übergeben zu können. Er sandte daher eine Bothschaft an ihn, des Inhalts: sein Feind und Nebenbuhler sey überwunden, und aus den Grenzen des Reichs vertrieben, er möge also zu seinem Vater eilen, um mit seinem Segen auch seine Krone zu empfangen.

Allein Achmed trug itzt nicht minder als vorher Bedenken, der Aufforderung seines Vaters zu folgen. Er ließ ihm zurücksagen: er würde sich vergebens bemühn, ihm diese Wohlthat zu gewähren. Es sey ihm nicht unbekannt, wie sehr nicht nur die Janitscharen, sondern auch alle Großen des Reichs seinem Bruder Selim zugethan wären, und daß sie diesen immer auf dem Throne zu sehn wünschten. Diese also, nicht seinen Bruder, fürchte er, und dies bestimme ihn, die Aufforderung seines Vaters für jetzt abzulehnen.

Diese Antwort Achmeds leuchtete Bajazeth ein, und bestimmte ihn zwar nicht, seinen Entschluß aufzugeben, aber doch die Ausführung desselben bis zu einem günstigern Zeitpunkte aufzuschieben, und sie lieber allmählig näher vorzubereiten. Er erklärte daher öffentlich, daß er der Idee, die Regierung niederzulegen, nun ganz entsagt habe; suchte aber unter der Hand die Großen für seine Absichten zu gewinnen, und gab auch einigen Vertrauten den Auftrag, daß sie sich bemühen sollten, Achmed auf andere Gedanken zu bringen.

Allein diese gedoppelte Maasregel verfehlte gänzlich ihres Zweckes. Nach dem altherkommlichen Glauben, daß das Wort eines Sultans unwiederruflich sey, wollten die Janitscharen um so weniger von einer Sinnesänderung Bajazeths etwas hören, da sie seiner friedlichen und alternden Regierung überdrüssig waren, und lebhafter als je den Wunsch hegten, Selim an seiner

Stelle auf dem Thron zu sehn, von dessen jugendlichen und kriegerischen Geiste sie erwarten könnten, aufs Neue zu Raub und Sieg geführt zu werden.

Die Großen, denen sich der Sultan vertraut hatte, dachten eben so, und benutzten die Meinung der Janitschaaren, um eine förmliche Meuterey anzuspinnen, und eine Revolution, zu Gunsten Selims, vorzubereiten.

Anstatt sich mit Achmed, nach dem Willen des Sultans, in Unterhandlung einzulassen, sandten sie eine Bothschaft an Selim; mit einem Schreiben, worin sie erklärten, daß sie einmüthig entschlossen wären, ihn als Kaiser bey sich zu empfangen, und ihn aufforderten, sich in Konstantinopel einzufinden.

Selim, noch durch seinen ersten, fehlgeschlagenen Versuch erschüttert, und für sich von allen Hülfsmitteln entblößt, trug Bedenken, auf diese allgemeinen Auffoderungen hin, noch einmal ein so gefahrvolles und mißliches Unternehmen zu wagen. Er erklärte daher: er sey zwar bereit, sein Blut für einen jeden von ihnen, auch den geringsten Soldaten, zu vergießen; aber er sey auch entschlossen, nichts gegen den Willen seines Vaters zu unternehmen, da er aus dem Erfolge seines ersten Versuchs gesehn habe, daß die Hand Gottes ihm entgegen sey.

Die Großen und besonders die Janitscharen ließen sich dadurch, wie Selim auch wohl erwartet haben mochte, noch nicht gleich zur Ruhe verweisen. Sie

sandten einen angesehenen Kriegsanführer zu Selim, und ließen ihm die Versicherung überbringen, daß sie alle bereit wären, sich eidlich verbindlich zu machen, nicht eher ihr Haupt sanft niederzulegen, als bis sie ihn, auch wider den Willen seines Vaters, auf dem Throne gesehn haben würden.

Ungeachtet vielleicht dies gerade war, was Selim wollte, so ließ er sich doch — dem Anscheine nach — nur schwer bereden, dem allgemeinen Wunsche der Janitscharen und Großen nachzugeben. Endlich entschloß er sich, und machte sich, unter demselben Vorwande, als das erste Mal, jedoch nur mit einem geringen Geleite, auf den Weg nach Konstantinopel.

Sobald die Janitscharen von seiner Ankunft Nachricht erhielten, versammleten sie sich truppenweise in den Straßen, und zogen so unter freudigen Getümmel nach dem Thore Topkazu, um ihn dort zu empfangen.

Mit den lebhaftesten Ausdrücken der Freude umringten sie ihn bey seiner Ankunft, machten ihm die kräftigsten Versicherungen ihrer Anhänglichkeit und Treue, und führten ihn in ihrer Mitte durch die Stadt nach einer großen Wiese, auf welcher sie Zelte für ihn und sein Gefolge aufgeschlagen hatten.

Bajazeth erfuhr, was vorging, und schwebte in der ängstlichsten Erwartung. Völlig außer Stand, Gewaltsmaaßregeln gegen seinen aufrührerischen Sohn zu unternehmen, bezähmte er seinen Zorn und sein Miß-

trauen, und stellte sich, als ob er dem Vorgeben Selims Glauben beymesse.

Indessen vergingen sieben Tage, ohne daß sich Selim bey ihm sehen ließ, oder sonst etwas unternahm. Dieß flößte dem Greis wieder einigen Muth ein. Er wagte es, am achten Tage seinen Groß-Wessir zu Selim zu senden, mit der Anfrage: „wenn mein „Sohn Verlangen trägt, mich zu besuchen, und meinen „Segen zu empfangen, warum verzieht er so lange, zu „mir zu kommen? Verbirgt er aber hinter diesem Vor„wande abermals eine frevelhafte Absicht, warum läßt „er die Zeit vergebens verstreichen?“

Selim empfing diese Botschaft seines Vaters, und fand für gut, diese verfängliche Frage mit einer nicht minder verfänglichen Gegenfrage zu erwiedern.

„Bringe meinem Vater,“ sagte er zu dem Wessir, „diese Antwort. Ich bin weit entfernt, den Befehlen „meines Vaters zuwider handeln zu wollen; vielmehr „bereit hinzugehen, wohin er mich senden will. Nur „wünsche ich, daß es ihm gefallen möge, mir einige „Zweifel zu lösen, welche mir, im Betreff der itzigen „Staatsverwaltung, aufgestiegen sind. Ismael Sa„fi (der Perser König), ein nichtsbedeutender Mensch, „ist in Osten aufgestanden, hat ungehindert die schreck„lichste Verwüstung über das osmanische Reich ver„breitet, und seine siegreichen Waffen bis nach Cäsa„rea getragen; — und mein Vater hat einen müßi-

„gen Zuschauer seiner Eroberungen und Verwüstungen, „gemacht. Auf der andern Seite hat ein Tschercassier, „von geringer Herkunft und schlechtem Rufe, der sich „unter das Schwerdt der Osmanen hatte schmiegen „müssen, sich nicht allein von Aegypten, sondern auch „von vielen andern Ländern Syriens, die vormals un„ter unserer Herrschaft standen, Meister gemacht, und „besitzt dieselben, als wenn sie sein rechtmäßiges Erbe „wären, bis auf den heutigen Tag. In solche Verach„tung ist die Majestät des Reichs verfallen, die von un„sern Vorfahren so hoch verehrt wurde. Und die Krie„ger, die vormals unter Bajazeths Anführung und „schon durch seinen Namen für unüberwindlich gehalten „wurden, werden jetzt als Weichlinge und weibische „Menschen von eben denen verspottet und herausgefor„dert, die es sonst nie wagten, ihnen Stand zu halten. „Wohin ist der Ruhm des osmanischen Zepters? wo „die Kriegszucht, wo der Eifer, das Gesetz auszubrei„ten? wo die Regierungskunst? Wo ist von Erweite„rung des Reichs die Rede? — Wahrlich, so war es „nicht zu den Zeiten unserer ruhmwürdigen Vorfahren! „Und mein Vater urtheile selbst, ob die, welche durch ihre „Zulassung oder die Vernachläßigung ihrer Pflichten, die„sen Vorfall veranlaßt haben, nicht für höchst strafbar zu „halten sind? Und ob nicht dem osmanischen Reiche der „völlige Untergang bevorstehe, dafern nicht schleunige „Maasregeln diesem Verderben entgegen gesetzt werden."

Als der Wessir diese Antwort dem Sultan zurückbrachte, sagte dieser kummervoll aber entschlossen: „Ich „sehe nun wohl, welches die Absicht meines Sohns ist; „und daß es ihm nach dem Rathschlusse des Himmels „gelingen werde, darüber hat mich ein Traum in der „vorigen Nacht belehrt. Denn ich sah, daß meine Krone „von den Kriegern, ihm auf das Haupt gesetzt wurde. „Frevel würde es seyn, etwas zu unternehmen oder zu „wollen, was dem Willen Gottes zuwider wäre. Da„her lege ich, in demüthiger Ergebung, in den Rath„schluß der Vorsehung, hiemit die Zeichen meiner Würde „ab, und will und befehle, daß Selim in Zukunft „von Jedermann als Kaiser des osmanischen Reichs an„erkannt werde.“

Diesen Entschluß ließ er sogleich seinem Sohne kund thun, und ihn um Erlaubniß bitten, den Rest seines Lebens zu Dymotika in der Abgeschiedenheit zubringen zu dürfen.

Selim ersuchte ihn dagegen, den neuen Pallast zu seiner Wohnung zu behalten, und ihm nur den alten, für sich und seine Staatsbedienten, einzuräumen. Bajazeth aber beharrete bey seinem Gesuche; mit der Aeußerung: zwey Schwerdter könne eine Scheide nicht umfassen.

Selim gestand ihm endlich, dem Scheine nach sehr ungern, sein Gesuch zu. Der Sultan ließ nun die schönsten Kostbarkeiten aus der Schatzkammer nehmen

und einpacken, und verließ dann, nur von Wenigen begleitet, seinen Pallast und Konstantinopel (1512), um sich an den selbst gewählten Ort seiner Verbannung zu begeben.

An der Straße, die nach Adrianopel führt, zwey Stunden von der Hauptstadt, bey der Stadt Kjutschüki Tschekimedsche erwarte ihn Selim, mit einem zahlreichen Gefolge von Großen und Kriegern.

Mit heuchlerischer Demuth ging er seinem Vater entgegen, und bat um seinen Segen. Dann unterredete er sich eine Zeitlang mit ihm, über die Mittel zur Befestigung des Staats, und gab vor, von ihm Belehrung darüber erhalten zu wollen.

Hierauf nahm er von ihm mit scheinbar kindlicher Rührung Abschied, und begab sich nach Konstantinopel, um von dem Serail und der Krone Besitz zu nehmen; was auch unter den gewöhnlichen Feyerlichkeiten und dem fröhlichen Zujauchzen des Volks und der Krieger gleich bey seiner Ankunft geschah.

Von Kummer gedrückt, von körperlichen Schmerzen gemartert, setzte nun Bajazeth seine Reise langsam und in sehr kurzen Tagereisen fort. Diese zögernde Art zu reisen erregte bey Selim den Verdacht, daß sein Vater die Absicht habe, einen Volksaufstand zu bewirken. Auch gelüstete ihn nach den Schätzen, die Bajazeth mit sich führte.

Er faßte daher den Entschluß, ihn aus dem Wege zu räumen. Ein jüdischer Arzt, der den alten Sultan begleitete, war das feile Werkzeug dazu. Dieser gab ihm Gift, anstatt Arzeney; und so endete Bajazeth auf der Reise, unter den martervollesten Schmerzen, sein Leben.

Die Türken erwähnen, als eines Beweises der ausgezeichneten Frömmigkeit Bajazeths, nachfolgender Verfügung, die er unmittelbar vor seinem Tode getroffen haben soll.

Sein ganzes Leben hindurch habe er, erzählten sie, den Staub, der sich in seinen Feldzügen an seine Kleider gehangen, sorgfältig aufheben lassen. Unmittelbar vor seinem Ende habe er nun die Umstehenden, mit den feyerlichsten Verwünschungsformeln, beschworen: daß sie einen Ziegelstein daraus backen lassen, und denselben unter seinen rechten Arm, anstatt eines Küssens, legen sollten. Er deutete dabey auf den Spruch des Korans: „Wessen Füße, in den Pfaden des Herrn, mit Staube sind bestreut worden, den wird Gott vor dem höllischen Feuer bewahren.“

Sobald Selim die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt, befahl er, seinen Leichnam nach Konstantinopel zu führen.

Ueber die Veranlassung seines Todes bezeigte er sich höchst aufgebracht, und ließ den feilen Diener seines eigenen Verbrechens, für seinen Diensteifer, mit dem Tode

büßen, und das ihm abgeschlagene Haupt, bey der Leiche des Ermordeten, zur Schau ausstellen.

Als die Leiche sich Konstantinopel näherte, ging er ihr, im Trauergewande, zu Fuß bis vor die Stadt entgegen; folgte ihr unter großem Gedränge in die Stadt, und ließ sie in demjenigen Dschami, den sich Bajazeth selbst hatte einrichten lassen, beysetzen.

Beständig brannten in diesem Mausoleum, auf seinen Befehl, einige Lichter, die mit unbeabsichteter Wahrheit den Schein der Liebe versinnlichten, der nie das Herz des vatermörderischen Sohns zu erwärmen vermocht hatte.

Mit Schrecken und Entsetzen vernahmen nun die Brüder Selims, besonders Achmed, was in der Hauptstadt vorgegangen war. Die Gewißheit, die diesen ergriff, daß er ohnstreitig das nächste Opfer der blutdürstigen Wildheit seines Bruders seyn würde, bestimmte ihn zu dem Entschlusse der Verzweiflung, einen Versuch zu wagen, durch den Untergang des Tyrannen sich selbst zu retten.

Er war entschlossen, seinem Bruder Krone und Leben zu rauben, oder in diesem Unternehmen, durch den Tod auf dem Schlachtfelde, sich wenigstens gegen Meuchelmord und das — von ihm für noch größer geachtete Uebel — einer steten Furcht vor demselben, zu sichern.

Eiligst sammlete er daher, durch ein Aufgebot, eine beträchtliche Schaar Asiatischer Truppen. Auch rechnete er darauf, daß unter den Großen manche, die nur bisher aus Furcht der Mehrzahl gefolgt, im Herzen aber Selim abgeneigt wären, zu ihm übergehen würden. Er traf nun eiligst Anstalten, nach Europa überzugehen, um Selim unvorbereitet in seinen Staaten zu überfallen.

Allein schon waren, durch Selims Kundschafter, diesem die Absichten und Veranstaltungen seines Bruders verrathen, und hatten für ihn nur einen Reiz mehr erhalten, seinen längst gehegten Vorsatz zur Ausführung zu bringen. Er sammlete schnell seine Krieger, deren Gunst er sich, durch kluge Anwendung der Schätze seines Vaters, noch mehr zu eigen gemacht hatte, und setzte über den constantinopolitanischen Kanal, um seinen Bruder in Asien zu überraschen.

Der Erfolg entsprach seiner Absicht. Achmed, noch nicht hinlänglich gerüstet, vermochte ihm nicht Stand zu halten. Selim vertrieb ihn aus Kapadozien, und drang nun in seine Provinz, Amasia, selbst ein.

Wo er herzog, bezeichnete er seine Schritte mit Blut und Verheerung. Die Städte, die nur mit Gewalt von der Anhänglichkeit an seinen Bruder abgebracht werden konnten, empfanden seine Härte und Grausamkeit, durch die schrecklichsten Mißhandlungen.

Vor andern mußte dies Schicksal Angoine erfahren, der er überdem noch ein schauderhaftes Schauspiel bereitete.

Die Kinder seines ältesten, längst verstorbenen Bruders, Alemschah, lebten hier vergessen und einsam, und hatten nie auf irgend eine, auch die entfernteste Weise nicht, an den Zerrüttungen und Unruhen Antheil gehabt; noch je die geringsten Ansprüche zu machen, sich in den Sinn kommen lassen. Gleichwohl entgingen sie dem argwöhnischen Auge Selims nicht. Eine schaudervolle Ermordung raubte diesen Unglücklichen allen zugleich, was sie unter Angst und Sorgen mühsam für diese Bestimmung erhalten zu haben schienen.

Ein gleiches Schicksal stand den Söhnen Achmeds bevor, die sich ebenfalls in dieser Gegend verborgen hielten. Schon waren sie ausgespähet. Schon waren die Anstalten zu ihrer Ermordung getroffen, als sie, durch eben den Mustapha Bassa, der Selim vor andern zum Throne befördert hatte, einen Wink von dem ihnen bevorstehenden Schicksale erhielten. Sie entkamen, und verbargen sich ins Gebürge. Um dem Tode zu entrinnen, stürzten sie sich dem Elende und Hunger in die Arme.

Der Unmuth Selims fiel nun auf den, welcher seine mörderische Absicht verrathen, und diese jammervolle Rettung veranlaßt hatte. Seine Kundschafter späheten es bald aus, daß Mustapha den Haupt-

antheil daran habe. Vergebens glaubte sich dieser durch seine große Anhänglichkeit und seine nicht zu vergeltenden Dienste vor der Rache Selims gesichert. Der Strang erreichte ihn zu Bursa, und sein Leichnam wurde, auf Selims Befehl, auf die Gassen hinaus, den Hunden zur Speise vorgeworfen.

Selim gedachte nun seines Bruders Corchut, wie wol dieser ihn bey seinen geistlichen Studien längst vergessen zu haben schien. Er entwarf einen Anschlag, ihn heimlich aufgreifen und zu sich führen zu lassen. Allein auch dies wurde verrathen, und Corchut hatte noch eben Zeit und Gelegenheit, verkleidet, nur von zwey Sclaven begleitet, zu entfliehen.

Er irrte an der Seeküste von Smyrna umher, um ein Schiff aufzusuchen, was ihn nach der Insel Rhodis in Sicherheit bringen könnte. Da dies mit Schwürigkeiten verbunden war, so hielt er sich eine Zeitlang in einer Höhle verborgen. Hier mußte er mit Hunger, Krankheit und allem, was Verlassenheit und Verfolgung furchtbares und qualvolles haben, kämpfen.

Mit jedem Tage fand sich weniger Hoffnung zu einer rettenden Ueberfahrt. Hassan Bassa, der Selim sehr ergeben war, kreuzte, mit einer beträchtlichen Eskader, ohne Unterlaß an dieser Küste. Auch die behutsamsten Maaßregeln und die künstlichste Verstellung ließ nun kaum auf die Möglichkeit mehr rech-

nen, den Nachstellungen dieses wachsamen Feindes entgehen zu können.

Mit jedem Tage vermehrte sich das Elend und die Gefahr des unglücklichen Corchut. Seine Sklaven hatten ihm bisher noch immer Trost und Unterstützung gewährt. Einst gingen sie aus, um Nahrungsmittel herbey zu holen, und — kamen nicht zu der versprochenen Zeit wieder. Corchut harrte; — sie kamen überall nicht wieder. Elend und Todesfurcht hatte sie ihn zu verlassen gezwungen.

Bis dahin konnte er glauben, daß sie ihm treu ergeben waren. Allein was sicherte ihn nun dafür, daß in dem verzweiflungsvollen Zustande, worin auch sie sich befanden, die Selbsterhaltung nicht alle andere Triebe bey ihnen unterdrückte, und sie, um sich selbst zu retten, ihn verrathen würden.

Mehrere Tage hindurch hatte er alles, was Mangel aller Bedürfnisse Schreckliches hat, erlitten, und dennoch hatte ihn die Furcht noch immer verhindert, seine Höhle zu verlassen. Endlich trieb ihn der unerträgliche Hunger hinaus.

Er schlich bleich, abgezehrt, wie ein Schatten, schüchtern wie ein gejagtes Reh, aus seinem Schlupfwinkel hervor, und nahte sich einigen Schäferhütten, um einige Nahrungsmittel zu erbetteln.

Sein Ansehen, sein Betragen erregte Aufmerksamkeit. Man hielt ihn an, forschte nach, erkannte ihn.

Corchut sah sich in den Händen seiner Feinde und nach Bursa geschleppt. Hier wurde ihm angekündigt, daß er sich auf den Empfang des Strangs gefaßt machen möge.

Er hatte nicht lange zu warten. Der Henker erschien, und brachte ihm, als Geschenk der brüderlichen Liebe, was ihn von Elend und Verfolgung befreyen sollte.

Corchut empfing es mit Fassung und Ruhe. Nur eine Stunde Frist erbat er sich von dem Ueberbringer. Diese verwandte er dazu, in harmonischen Versen, die Grausamkeit seines Bruders zu besingen. Unter kalten und bittern Verwünschungen richtete er diese Erzählung an ihn selbst.

Die Verse wurden Selim übergeben, und er ließ eine heuchlerische Thräne auf das Blatt und auf den Leichnam fallen. Er stieß einige Verwünschungen aus, über die harte Nothwendigkeit, die ihn zwänge, zur Gewinnung und Befestigung seiner Macht, die Triebe der Natur in seiner Brust zu unterdrücken.

Achmet war nun allein noch übrig. Dieser hatte nicht versäumt, was ihm immer möglich war, zu seiner Vertheidigung und Rüstung zu versuchen. Er war entschlossen, das Aeußerste zu wagen.

Er hatte den Sophi von Persien um Hülfe gebeten, auch ein großes Kriegesheer zusammengebracht. Von diesem begleitet zog er, über das Bursianische Gebürge, seinem Bruder entgegen.

Selim, von dem Tartar-Chan unterstützt, rückte ihm entgegen, und lagerte sich an einem kleinen Flusse, der auf dem Gebürge seinen Ursprung hat. Seine Armee war zahlreich und muthig; der Kern der Janitscharen und einer großen Anzahl tartarischer Hülfstruppen, die alle ihm sehr ergeben waren.

Ein Detaschement, das zum Recognosciren ausgesandt war, stieß, durch Nebel und Unkunde der Gegend verleitet, auf ein Corps der feindlichen Truppen. Tausend Reuter stürzten unter Säbelstreichen zu Boden, und der kleine Ueberrest rettete sich mit Mühe durch die Flucht.

Dieser Vorfall erhitzte die Gemüther auf beiden Seiten. Selim und sein Heer brannten vor Begierde, diesen Schimpf zu rächen. Achmet, durch den glücklichen Anfang aufgemuntert, nahm dies für ein günstiges Vorbedeutungszeichen. Unverzüglich setzte er über den Fluß, und griff seinen Bruder an. So begann eine der schrecklichsten Schlachten, welche Wuth und Verzweiflung jemals geliefert haben.

Leichen stürzten über Leichen hin, und beide Heere wichen nicht. — Die untergehende Sonne badete sich in dem Blutmeere, und beide Heere wichen noch nicht. —

Endlich gelang es einem der Bassen Selims, den linken Flügel der Armee Achmets in Unordnung zu bringen. Der Sieg entschied sich für Selim, und

Achmet folgte dem fliehenden Ueberreste seines völlig geschlagenen Heers.

Das Glück hatte ihn, da es ihm in der Schlacht den Rücken wandte, für immer verlassen. Er stürzte mit dem Pferde in einen sumpfigten Graben. Die Ermattung seines Pferdes und die Unbehülflichkeit seines schweren Körpers raubten ihm die Möglichkeit, sich daraus hervor zu arbeiten.

Er wurde ergriffen, vor den Sieger geschleppt, der ihn auf der Stelle, in Ermangelung einer andern Schnur, mit einer Bogen-Sehne erwürgen ließ. Er liegt zu Bursa begraben.

Endlich konnte sich nun Selim auf dem schrecklich errungenen Throne mit Sicherheit niedersetzen. — Aber auch mit Ruhe? — Er machte sich furchtbar bey allen seinen Nachbaren; seine Winke waren Schrecken für Muselmänner, Christen und Barbaren. Ströme von Blut und Monumente von Leichenhaufen machen seinen Heldenruhm unvergeßlich.

Seine Schreckens-Laufbahn begrenzte jedoch schon das achte Jahr. Ein fressender Krebs und ein epidemisches Fieber ergriffen den Vater- und Bruder-Mörder, das Schrecken der Menschheit, mit unwiderstehlicher Kraft.

Der Todesengel schwang seinen schrecklichen Fittig: Er wurde dem Rächer überliefert. Sein Andenken lebt unter den Lebendigen nur im Abscheu.

XI.

Franciska von Aubigne,

Marquisin von Maintenon.

Gemahlin von Ludewig dem vierzehnten, König von Frankreich.

(Geb. 27. Nov. 1635. Gest. 13. April 1719.)

Franciska von Aubigne', welche erst die ganze Strenge des Schicksals sollte empfinden lernen, bevor sie die Gunst des Glücks genoß, wurde in ihrem dritten Jahre nach Amerika geführt. Während der Reise ward sie gefährlich krank. Ihre Krankheit verschlimmerte sich so, daß sie kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab. Ihre Mutter nahm sie in ihre Arme, und unter Klagen und Thränen versuchte sie es, sie an ihrem Busen zu erwärmen. Ihres Geschreyes müde, entriß der Baron von Aubigne' ihr das Kind, dessen Tod sie in Verzweiflung setzte. Ein Matrose nimmt es, um es in die See zu werfen. Eben soll die Kanone gelöset werden. Die Frau von Aubigne' verlangt, daß ihr wenigstens vergönnt werde, ihr Kind noch einmal zu umarmen. Indem sie ihre Hand auf sein Herz legt, behauptet sie, es sey nicht todt. Die Frau von Maintenon erzählte in der Folge diese Geschichte einst in Marly. Der Bischof von Metz, welcher zugegen

war, sagte: „Madame! man kommt nicht um eine „Kleinigkeit von so weit her zurück.„

Nach ihrer Rückkunft in Frankreich heirathete sie in ihrem sechszehnten Jahre den bekannten Dichter Paul Scarron, welcher an allen Gliedern gelähmt war, und nur ein sehr mäßiges Auskommen hatte. Dennoch war es eine vortheilhafte Heirath für das Fräulein von Aubigné. Sie war mehr die unentbehrliche Gesellschafterin und Freundin als Gattin ihres Mannes, und hatte sich daher entschlossen, ihn nie zu verlassen. Sie tröstete sich über das Zwangvolle ihrer Lage durch die Betrachtung, daß sie ihre Tugend sicher stellte, und ihren guten Ruf ausbreitete. Dieser war auch so gut und unbescholten, daß ein Hofmann einst sagte: „ich würde mir eher getrauen, der Königin einen „verwegenen Antrag zu thun, als dieser Frau;„ und Mademoiselle Scudery meint in ihrem kostbaren Rothwälsch, „daß schon die Luft, welche man bey ihr ein„athmet, die Tugend einflöße.„

Alle liebenswürdige Wüstlinge waren seit langer Zeit gewohnt, sich bey Scarron zu versammeln, dessen Geist und angenehme Laune sie anzog. Man machte eine Art Pikenik, wozu ein jeder seine Schüssel und seine witzigen Einfälle beytrug. Der Ton, welcher in dieser Gesellschaft herrschte, war sehr frey gewesen. Madame Scarron führte einen anständigern ein. Man wollte ihr gefallen, und ahmte ihr nach. Doch

war sie weit entfernt, sich der anständigen Fröhlichkeit der Unterhaltung zu entziehen. Sie erzählte, und ein jeder hörte ihr mit Vergnügen zu. Der Bediente näherte sich ihr einst bey Tische, und sagte ihr ins Ohr: „Madame! geben Sie der Gesellschaft heute ein Geschichtchen zum Besten, wir haben keinen Braten.„

Während der Fastenzeit aß sie nur Gemüse, indeß die übrigen Gäste sich dem Vergnügen eines leckern Tisches überließen. Aber geschah das aus wahrer Frömmigkeit? „Ich war damals nicht so glücklich, gestand „sie in der Folge, so zu handeln, blos um Gott zu „gefallen; ich wollte geachtet seyn; der Wunsch, mir „einen Namen zu machen, war mein einziges Verlangen. Niemand hat das wol so weit getrieben, „als ich. Dieser Ehrgeiz machte, daß ich willig jeden „Zwang und jede Aufopferung ertrug, und vielleicht „hat Gott mich zu meiner Strafe erhöhet, als wenn „er in seinem Zorne gesagt hätte: Du verlangest „Lob und Ehre, wohl! du sollst ihrer so „viel erhalten, daß du unterliegst.„ Es ist angenehm, daß sie uns die Triebfedern ihrer Handlungen entdeckt; das lehrt uns das menschliche Herz näher kennen.

Nach dem Tode ihres Mannes, welcher 1660 starb, ließ sie lange für sich bey dem Könige um eine kleine Pension von 1500 Livres, welche ihr Mann bisher genossen hatte, anhalten. Die häufigen Bittschrif-

ten, welche man dem Könige deswegen überreichte, machten, daß er einst voll Verdruß sagte: „werde ich „ewig von dieser Wittwe Scarron hören müssen?„ Diese Worte wurden am Hofe zum Sprüchworte, und man sagte: „er ist so überlästig, als die Wittwe „Scarron.„

Einige Jahre hernach gab ihr der König, auf die Fürsprache der Frau von Montespan eine Pension von 2000 Livres. Als Madame Scarron dem Könige für diese Gnade dankte, sagte er ihr: „ich habe „Sie lange warten lassen, Madame! aber da Sie viele „Freunde besitzen, so wollte ich dieses Verdienst um Sie „allein haben.„

Der Herzog Du Maine, welcher sein Daseyn dem Könige und der Frau von Montespan verdankte, kam zur Welt. Es war ein Geheimniß, und es wurde eine Person gesucht, die im Stande wäre, ihn zu warten, und seiner Erziehung vorzustehen. Man erinnerte sich an Madame Scarron, aber sie antwortete immer: „Wenn die Kinder dem Könige angehören, „so will ich es thun; denn ich würde mich nicht ohne „Skrupel der Kinder der Frau von Montespan an„nehmen. Also muß es mir der König selbst befehlen. „Das ist mein fester Wille.„

Diese Antwort mißfiel. Indeß ließ man sie nach Hofe kommen, und der König befahl ihr das Kind anzunehmen, welches die Frau von Montespan ihr

überliefern würde. Ein Jahr nachher wurde ihr auch noch der Graf von Vexin anvertrauet.

Ludewig der vierzehnte hatte sich Anfangs gegen Madame Scarron einnehmen lassen, welche man ihm als einen schönen Geist und eine durch den Umgang mit einem Poeten verdorbene Spröde geschildert hatte. Aber ihre Sanftmuth, Bescheidenheit und angenehme Unterhaltung brachten den König bald von seiner vorgefaßten Meinung zurück. Eine witzige Antwort des kleinen Herzogs Du Maine nahm ihn endlich ganz für seine Erzieherin ein. Ludewig, der ein sehr zärtlicher Vater war, sagte einst, indem er mit ihm spielte, zu ihm, daß er sehr vernünftig sey. „Wie sollte ich „es nicht seyn, erwiederte das Kind, ich werde ja von „der Vernunft selbst erzogen.?„ „Geh, versetzte der „König, und sage ihr, daß du ihr 100,000 Livres zu „deinem Naschwerke schenktest.„

Nachher befahl ihr der König, den kleinen Herzog nach dem Bade von Barry zu führen, welches ihm von den Aerzten wegen seiner Gesundheit verordnet war. Von hieraus schrieb die Frau von Maintenon gerade an den König. Ihre Briefe gefielen ihm sehr, und das war die Quelle der hohen Gunst, zu welcher sie in der Folge gelangte. Ihr Verdienst und das Bedürfniß des Königs, eine angenehme Gesellschaft um sich zu haben, thaten das übrige. Er war in dem Alter, wo man in dem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte

mehr

mehr die Annehmlichkeiten als das Vergnügen bedarf. Frey von jeder andern Verbindung entschloß er sich, mit derjenigen Person eine Ehe zu stiften, deren Umgang ihm nothwendig geworden war. Der Erzbischof von Paris, Herr von Harlay, segnete im Jahr 1685 in Gegenwart des Beichtvaters und zweyer andern Zeugen diese Verbindung ein.

Der Ehrgeizige würde sich irren, wenn er dächte, daß die Frau von Maintenon, da ihr von Seiten des Glückes nichts mehr zu wünschen übrig blieb, die höchste Glückseligkeit genossen habe. „Warum kann „ich Ihnen nicht meine Erfahrung geben? schrieb sie „an die Frau von Maisonfort, warum kann ich Ih„nen nicht die Langeweile der Großen zeigen, und die „Mühe, die es ihnen kostet, ihre Tage auszufüllen? „Bemerken Sie nicht, daß ich in einem Glücke, das „man kaum denken konnte, vor Traurigkeit vergehe? „Ich bin jung und schön gewesen, ich habe Vergnü„gungen genossen, man hat mich überall geliebt. In „einem reifern Alter habe ich mehrere Jahre in einem „geistreichen Umgange zugebracht. Endlich bin ich zur „höchsten Gunst gelangt, und doch versichere ich Ihnen, „daß in einem jeden dieser Stände eine unerträgliche „Leere übrigbleibt.„

Die Frau von Maintenon, welche keinen andern Kummer, als den gewöhnlichen Zwang ihres Standes kannte, sagte eines Tages zu ihrem Bruder,

dem Grafen von Aubigné. „Ich halte es nicht län„ger aus, ich wünschte todt zu seyn." Der Graf, der diesen Abscheu nicht allzu gut begreifen konnte, antwortete ihr: „Man hat dir also wohl versprochen, Gott „den Vater zu heirathen."

Diese große Frau gebrauchte nicht ihre Gewalt, um alle Würden und ansehnliche Bedienungen an Glieder ihrer Familie zu vergeben. Das wagte einst eine ihrer Cousinen in einem Anfall von Zorne ihr vorzuwerfen, indem sie sagte: „Sie wollen ihre Mäßigung genießen, „aber ihre Familie muß das Opfer davon seyn." Der Graf von Aubigné, der Generallieutenant war, wurde nicht einmahl Marschall von Frankreich. Das blaue Band und ein geheimer Antheil an den Generalpachtungen, war das einzige, was er erhielt. Dieser Günstling liebte das hohe Spiel. Als er einst beym Farotische pointirte und ungezählte Summen Geldes auf die Karte setzte, sagte der Marschall von Vivonne, indem er in das Zimmer trat: „Nur Graf Aubigné „ist im Stande, hoch zu spielen." — „Das macht, „versetzte Aubigné hitzig, daß ich meinen Marschall„stab in klingender Münze erhalten habe."

Die Frau von Maintenon besaß auch für sich diese Uneigennützigkeit, die sie von andern verlangte. Oft sagte ihr der König: „Aber Madame! fodern Sie „doch, Sie haben kein Vermögen für sich." — „Sire!" erwiederte Sie, „es ist Ihnen nicht erlaubt, mir etwas

„zu geben." Es war ihr also nicht unbekannt, daß die Könige nur die Verwalter des Vermögens ihrer Unterthanen sind.

Der Jesuit, P. Neuville bat sie, ohne sie zu kennen, ihm eine Audienz bey der Frau von Maintenon zu verschaffen. „Und was wollen Sie von ihr?" fragte sie ihn. — „Ich will um eine Stelle für einen „von meinen Brüdern bitten," erwiederte der Jesuit. — „Sie wenden sich da an eine schlechte Fürsprecherin, sie „spricht wohl den König zuweilen um Allmosen, aber „nie um eine Gnade an." — „Sie hat so viel Ge„walt," versetzte der Pater. — „Nicht so viel, als „Sie glauben." — „Ha! es ist die Frau von Mainte„non selbst, mit der ich die Ehre habe zu sprechen, nur „Sie allein kann Mißtrauen in ihre Gewalt setzen." —

Die Frau von Beaujeu, die von der Frau von Maintenon erzogen war, erzählt, daß, wenn sie einigen Kummer hatte, sie sich damit zerstreuete, daß sie arme Familien besuchte, deren sie sich ganz besonders annahm. Ihr ganzes Wesen druckte dann die höchste Heiterkeit aus, die wieder verschwand, so bald sie an den Hof zurückkehrte. „Ich ging eines Tages mit ihr," erzählt die Frau von Beaujeu in ihren Memoires, „zu „der Wittwe eines Majors. Diese Frau wußte nicht, „daß sie es sey. Ich fragte sie: ob Sie die Frau von „Maintenon kenne. Ja! antwortete die Wittwe; „einer Ihrer Kammerdiener hat mir versprochen, ihr

„eine Bittschrift zu überreichen; es soll, wie man sagt, „eine sehr mitleidige Dame seyn, welche die Armen gut „aufnimmt. Ich konnte nicht selbst zu ihr gehen, da „ich den Magenkrampf habe, weil ich seit zwey Tagen „nichts gegessen habe. Die Frau von Maintenon „konnte ihre Thränen nicht zurückhalten. Sie gab ihr „eine Summe Geldes, und unterstützte sie bis an ihren „Tod, ohne sich zu erkennen zu geben.“

Sie suchte selbst Ammen für kleine Kinder auf, und belohnte sie, wenn sie sie in guter Gesundheit zurückbrachten. Sie gestand, daß das Vergnügen, welches sie bey der Verrichtung solcher guten Handlungen empfinde, ihre größte Belohnung sey.

Sie widmete sich nach dem Tode des Königes, welcher im Jahr 1775 erfolgte, gänzlich diesen frommen Pflichten. Sie zog sich in die berühmte Anstalt von St. Cyr zurück, welche Ludewig der vierzehnte auf ihr Verlangen gestiftet hatte, und worin dreyhundert junge Frauenzimmer von Stande erzogen wurden. Die Frau von Maintenon hatte mit Hülfe des Herrn Godet Desmarets, Bischof von Chartres die erste Einrichtung dazu gemacht, und, als sie sich im Jahre 1715 dahin zurück zog, so gab sie ihr das Beyspiel in jeder Tugend. Es machte ihr sogar Vergnügen, die Novizen zu unterrichten, und sie theilte mit den Lehrerinnen der Klassen die Mühseligkeiten einer Erzieherin. Ihre Weisheit hatte diese Anstalt von dem

Stolze der adlichen Stifter und der Kleinlichkeiten der Klosterzucht gleich weit entfernt zu halten gewußt. Das Leben darin war sehr regelmäßig, aber nicht strenge, und voll von Uebungen, welche für junge Frauenzimmer eben so nützlich als angenehm sind.

Der Zaar Peter, welcher nach Frankreich ging, um die dasigen Kunstwerke zu bewundern, wünschte die große Frau zu sehen, welche der größte Monarch der Erde mit seinem Vertrauen beehrt hatte, und begab sich deshalb nach St. Cyr. Der Regent, Herzog von Orleans erwies ihr die nämlichen Ehrenbezeugungen, welche man einer verwittweten Königin zu erweisen pflegte.

So lange der König lebte, war der einzige öffentliche Vorzug, welcher ihre geheime Erhöhung merken ließ, daß sie während der Messe eine von den kleinen Logen oder vergoldeten Laternen einnahm, die nur für den König und die Königin bestimmt sind. Man hat auch erzählt, daß Mignard, als er die Frau von Maintenon als heilige Francisca von Rom mahlte, den König lächelnd gefragt habe: „ob er, um „das Bildniß zu schmücken, sie nicht mit einem Hermelinmantel mahlen könnte?“ — Ja! erwiederte der König, „die heilige Francisca verdient es wohl.“ Dieses Gemählde ist immer für das schönste gehalten worden, welches man je von ihr gehabt hat.

Die Frau von Maintenon, sagt der Verfasser ihrer Memoires, hatte unendlich viel Würde in ih-

zem Betragen, ein einnehmendes Lächeln, eine edle und reizende Miene, die selbst das Alter ihr nicht nehmen konnte. Ihre Augen und ihr Geist waren stets in einer so schönen Zusammenstimmung, daß alles, was sie sagte, gerade zum Herzen ging. Sie war munter und ihrer selbst gewiß genug, um sich in ihren Manieren eine gewisse Freyheit zu erlauben, die Hoffnungen einflößt, welche aber die natürliche Kälte ihres Charakters bald wieder vertilgte. Sie gestattete ihren ältesten Freunden keine von den Vertraulichkeiten, die der Ehrerbietung hätten schaden können, auf welche sie mit so viel Eifersucht hielt; eine Maxime, die sie von ihrer Mutter angenommen hatte, welche sie nur zweymahl in ihrem Leben umarmt, und ihr oft gesagt hatte, daß es eine Unanständigkeit sey, selbst seine Verwandten zu umarmen. Sie hatte einen Hang zur Melancholie, aber einer Melancholie, die weit entfernt, sie launisch zu machen, eine gewisse Zärtlichkeit über ihre Rede verbreitete, und ihren Manieren ein inniges Interesse mittheilte. Ihre Einfälle selbst waren vernünftig, und ihr Witz so natürlich, daß er kein Witz schien. Mit einem Worte, man fand an ihrer ganzen Person wenig zu wünschen übrig, und noch weniger zu tadeln. Sie wußte in dem letzten Theile ihres Lebens zwey Dinge mit einander zu vereinigen, die gemacht scheinen, sich auszuschließen, den Ehrgeiz und die Frömmigkeit. Alle ihre Gesinnungen, alle ihre Gedanken erhielten ihre Farbe von dieser Mischung.

Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle seit dem Jahr 1802.

28. Peter Joseph Franz Luneau de Boisiermain starb zu Paris den 14ten Januar. Er war 1732 zu Isserdun geboren, wurde von Jesuiten unterrichtet, und lehrte dann selbst mehrere Jahre zu Bourges, wo sein Vater Münzwardein war. Dann widmete er sich ausschließend der Schriftstellerey, gab einen Commentar zum Racine, eine Elite de Poesies in 5 Duodezbänden (1764—1769) und Principes de la lecture, de l'orthographie etc. heraus, wovon seit 1759 acht Auflagen erschienen. Noch bekannter machte er sich durch zwey Prozesse, erst mit den Verlegern der Encyklopädie, und darauf mit sämmtlichen Pariser Buchhändlern. Dann unterstützte er die Methode, fremde Sprachen durch Interlinear-Uebersetzungen zu erlernen, indem er den Cäsar, Virgil, Tasso, Milton u. a. mit einer solchen wörtlichen französischen Erklärung herausgab. Er war von einem entschlossen Charakter, handelte gerade und ohne Ränke, zuvorkommend und gefällig gegen Jedermann.

29. J. Turner, Kapitän in Diensten der englischen ostindischen Kompagnie, starb in demselben Monat zu London. Er wurde von der ostindischen Kompagnie zu mehrern wichtigen Geschäften gebraucht, von denen seine Mission an den Raschuh Lama in Tibet das bekannteste ist. Er vollendete seinen Auftrag so vollkommen, daß ihm die Kompagnie ein Geschenk von 500 Guineen machte. Die Beschreibung, die er von seiner Reise und seinem Aufenthalte an dem Hofe des Lama herausgab, zeigt von seinen Kenntnissen und sei-

ner feinen Beobachtung, und enthält wichtige Beyträge zu der Völker- und Länderkunde.

30. Johann Hardy, starb im Anfang dieses Jahrs als französischer Divisionsgeneral zu Domingo. Er war 1753 zu Monson im Ardennendepartement geboren, trat im 21sten Jahre seine kriegerische Laufbahn an, ward 1792 Bataillonschef und 1793 Brigadegeneral bey der Ardennenarmee. Seine Tapferkeit, unermüdete Thätigkeit und die ausgezeichneten Dienste, die er während des Krieges verrichtete, erwarben ihm das Zutrauen seiner Obern, und einen ausgebreiteten Ruhm in und außer Frankreich. Man trug ihm das Kommando über beträchtliche Korps auf, wie 1797 bey der Expedition nach Irland, und ertheilte ihn 1798 den Rang eines Divisionsgeneral. Weil er mehrmals gefährliche Wunden bekommen, erhielt er den ruhigen Posten eines Musterungs-Inspektor. Aber bald verließ er seinen Posten, und nahm Theil an der Expedition gegen Domingo. Seinen unermüdeten Bemühungen verdankt Frankreich zum Theil die schleunige Eroberung dieses Landes. Hier, mitten in seiner rühmlichen und friedlichen Thätigkeit, traf ihn der Tod, der ihn in den Schlachten verschont hatte, und entriß ihn seinem Vaterlande, das an ihm einen tapferen General und einen rechtschaffnen Bürger verlor. Er war ein Freund und Kenner der Topographie, und nahm während der Feldzüge eine genaue Karte von dem Hundsrück auf, die er auch herausgab.

31. Duclos, einer der berühmtesten und geschicktesten französischen Advokaten, starb den 31sten Januar zu Paris. Er war zugleich ein sehr braver Mann. Als ihm einst durch die Verrätherey eines Freundes ein Aktenstück entwendet wurde, und der Prozeß seines Klienten deshalb verloren ging, ersetzte er diesem die Kosten und die Summe, über die der Prozeß entstanden.

32. Cornelie Wouters, bekannter unter dem Namen der Frau von Wasse, starb den 3ten April zu Paris. Sie war 1739 zu Brüssel geboren, zeitig an einen Baron von Wasse verheirathet, und machte mit diesem lange Reisen durch den größten Theil von Europa. Ihre zahlreichen eignen Schriften und Uebersetzungen wurden sehr geschätzt und gelesen. Sie arbeitete auch während der Revolution, die sie in große Dürftigkeit versetzte, einige aus, wovon eine Naturgeschichte für Damen und eine Uebersetzung von Watsons Versuch über das Origen noch erscheinen werden.

33. Der Cardinal Hiacinthe Gardil, berühmt durch seine aufgeklärte Denkungsart und seine Tugenden, starb am 12ten April zu Rom in dem Alter von 84 Jahren, und seit 1777 Cardinal.

34. Freiherr Daiser zu Sylbach, kaiserlicher Hofrath und Direktor der Archive der Staatskanzley, starb den 1sten Julius zu Wien. Er war am 28sten Jun. 1756 zu Kostnitz geboren, studierte zu Freiburg und Inspruck, und diente seit 1777 bey dem Departement der auswärtigen Geschäfte, wozu ihn seine gründlichen Kenntnisse in der Geschichte, besonders des deutschen Reiches, in dem Lehn- und Staatsrecht vorzüglich geschickt machten. Mitten unter seinen wichtigen Geschäften arbeitete er einige schätzbare Werke aus, und widmete mehrere Zeit dem tiefern Studium seiner Wissenschaft.

35. Joachim Christoph Bertram, Magister der Philosophie, starb den 2ten Jul. zu Halle. Er war 1730 zu Sennen in der Altmark geboren, wurde auf der lateinischen Schule des hallischen Waisenhauses unterrichtet, und ging dann, nachdem er in einer hebräischen Rede (de pectorali Aaronis) von der Schule Abschied genommen, auf die dasige Universität. Als ein Schüler und Freund des Doktor Baumgarten erwarb er sich durch Heraus-

[illegible] Schriften desselben den Dank seiner Zeit[illegible] Er war ein Mann von außerordentlichen Kennt[illegible] besonders in der Kirchen- und Reformationsgeschichte, [illegible]chte und den orientalischen Sprachen. Von [illegible]enden Untersuchungsgeist geben seine literarischen [illegible]gen, die Zusätze zu Simons kritischer Geschichte, [illegible] Schriften über den symbolischen Anhang der Schmalkal[illegible] Artikel u. s. w. hinlängliche Beweise. Er war eine [illegible] Unterbibliothekar der Universität, und erwarb sich durch die mühsame Ausarbeitung eines Katalogs der Bibliothek ein bleibendes Verdienst. Die übrige Zeit widmete er der Durchsicht der Korrekturbogen für die Buchdruckereyen, ein Geschäft, das er mit seltner Kenntniß und Genauigkeit besorgte. In den letzten Jahren verließ er sein Zimmer fast nie, und war beständig mit diesen Arbeiten beschäftigt. Hätte es ihm seine Lage erlaubt, so würde er gewiß mehr und wichtigere Werke geschrieben und vieles aufgehellt und erläutert haben, was besonders in den speziellen Theilen der Kirchengeschichte noch dunkel ist. Nur selten lieferte er einen Aufsatz in ein gelehrtes Journal, wie in den literarischen Anzeiger; aber, die sich von ihm daselbst finden, sind Beweise seiner tiefen Gelehrsamkeit und seines Fleißes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verbesserungen im dritten Stück.

Seite 266. Zeile 5. von unten fehlt hinter: so wie dem. S. 267. Z. 7. v. u. lies Rolle statt Stelle. S. 288. Z. 7. v. u. l. nimmer statt immer. S. 291. Z. 8. v. o. l. die besondern statt besagten. S. 296. Z. 10. v. o. lies Calabria. S. 296. Z. 5. v. u. l. wichtiger. S. 298. Z. 15. v. o. l. Mercya. S. 299. Z. 1. v. o. l. dem statt den. S. 299. Z. 11. v. o. l. einem. S. 300. Z. 2. v. u. l. wann. S. 301. Z. 10. v. o. l. Hofkriegsraths. S. 301. Z. 7. v. u. fehlt hinter: hindurch in. S. 302. Z. 10. v. u. lies den statt dem.

Literarischer Zuwachs an biographischen Werken und einzelnen Lebensbeschreibungen, seit 1802.

1. Allgemeine biographische Werke.

Charakterschilderungen der jetztlebenden berühmtesten Männer von Großbritannien. Aus dem Engl. von Fick. 2ter Bd. Gießen. Tasche.

Fülleborns Museum deutscher Gelehrten. 3ter Bd. Breslau. Schall.

Gallerie aller merkwürdigen Menschen. 12tes und 13tes H. Chemnitz. Jacobäer.

Biographien merkwürdiger Räuber und Mörder, mit K. Königsb. bey Göbbels und Unzer.

Geschichte der Königinnen von Schweden. Hamburg. Meyn.

Edle Griechen. 2 Th. Neue Ausgabe. Elberfeld.

F. C. G. Hirschings historisch-literarisches Handbuch berühmter Personen, welche im 18ten Jahrh. gestorben sind. 5ter Bd. Leipz. Schwickert.

E. L. Posselts Sammlung von Biographien der wichtigsten Männer, die während der französ. Revolution eine Rolle gespielt haben. 1ster Bd. Nürnb.

G. A. Wills Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon. fortgesetzt von C. C. Nopitsch. 5ter Th. Nürnb.

Zapfs Gallerie der alten Griechen und Römer. 2te Aufl. Leipz. Joachim.

G. W. A. Fikenschers biograph. und literar. Nachrichten von bairreuthischen Schriftstellern. 4 Bde. Erlangen.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutschen des 18ten Jahrh. (von Salzmann). Schnepfenthal 1802.

F. Schlichtegrolls Nekrolog für 1798 und 99. Gotha. Perthes.

2. Einzelne Biographien.

F. W. von Bernewitz Leben des Hannibal. 1ster Th. m. K. Pirna. Pinther.

Leben Mohammeds des Propheten. Nach dem Franz. des J. Gagnier, m. Anm. von C. F. R. Vetterlein. Cöthen.

Jenischs Biographie Karl des Großen hinter seiner Theorie der Lebensbeschreibungen. Berlin. Frölich.

Geschichte der Jungfrau von Orleans. Aus altfranzösischen Quellen, von Fr. Schlegel. Berl. Sander.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund, von N. Becker. Marburg.

Ignaz von Loyola's wunderbares Leben und Abentheuer, aus Quellen beschrieben von Wilh. Frank. 1ster Theil. m. K. Leipz.

J. G. F. Helds Nachrichten von Gallus Korns, eines Dominicanermönchs zu Nürnberg, Leben und Schriften. Nürnb. Lechner.

Heinrich Bebel nach seinem Leben und Schriften, von Zapf. Leipz. Joachim.

Leben des Desiderius Erasmus. Leipz. Voß und Comp.

Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar, v. Fr. Schlenkert. 2ter u. 3ter Bd. Leipz. Sommer.

Friedrich des Einzigen merkwürdigste Begebenheiten von seiner Geburt bis zum Tode, ein Grundriß von einem Officier. Leipzig. Köhler.

H. Blairs Leben vor dem 5ten Theile seiner Predigten. Leipzig. Weidmannische Buchhandlung.

Franklins Leben in seinen kleinen Schriften. Neue Aufl. Weimar. Industriekompt.

Das Bild eines würdigen Priesters, in der Lebensbeschreibung des verstorbenen Cardinal-Erzbischoffs de la Rochefoucauld. Hildesheim.

J. C. Brandes Lebensgeschichte. 2te Auflage. Berlin. Mauer.

Fragmente über Rath Hickerts Leben, für seine Freunde und Verehrer, wie auch zur Aufmunterung des Gemeinsinns. Breslau. Schall.

J. C. Lavaters Lebensbeschreibung von G. Geßner. 2ter u. 3ter Bd. m. e. K. Winterthur.

J. C. Lavater, eine biographische Skizze von H. Meister. Zürich.

W. G. Kebers Nachrichten über Hippel. Königsberg. Göbbels.

J. C. Lamperts Leben seiner Gattin Euphrosine Katharine Wilhelmine L. geb. Schmid. Nürnberg.

A. W. P. Möllers Denkschrift auf D. Berg. Duisburg.

M. J. Schmidts Lebensgeschichte von F. Oberthür. Hannover. Hahn.

Paul I, Kaiser und Selbstbeherrscher aller Reußen, eine histor. Skizze. Leipzig. Müller.

Paul der Erste, Kaiser von Rußland. Leipz. Sommer.

W. A. Tellers Denkschrift auf den Staatsminister von Wöllner. Berlin. Unger.

C. H. Heydenreichs letzte Lebensjahre von J. G. Wohlfarth. Altenburg.

J. H. L. Meierottos Lebensbeschreibung. Herausgegeben von F. L. Brunn. Berlin 1802.

Leben und Heldenthaten des Garguilo, Fra Diavolo. Räuberhauptmanns rc. m. K. Mannheim.

Leben und Schicksale des Paters G. Schulz, Franziskaner. Leipzig.

H. P. C. Henke elogium A. F. Com. de Veltheim. Helmst.

M. A. Weickardts Denkwürdigkeiten seiner Lebensgeschichte — nach seinem Tode zu lesen. Frankf. u. Leipzig.

A. L. Schlözers öffentliches und Privatleben. 1ster Th. Göttingen. Vandenhök.

B. Ch. Kosegartens Leben hinter der Beschreibung seiner Amtsjubelfeyer von F. F. Kosegarten. Neustrelitz.

J. P. Franks Biographie, von ihm selbst geschrieben. Wien. Schaumburg.

Leben und Abentheuer des Obristen G. Hanger. Aus dem Engl. Leipz. Hartknoch.

Toussaint Louvertures frühere Geschichte. Nach dem Engl. Frankf.

Leben und Schicksale des Feodor Baranow rc. Breslau. Barth.

F. C. Laukhards Leben. 5ter Th. Leipzig. Fleischer.

Johannes Bückler, genannt Schinderhannes; Geschichte seines Lebens nach gerichtlichen Akten. Frankf. Körner.

Aug. von Kotzebue; eine biograph. Darstellung. Breslau. Schall.

Leben und Feldzüge des General Moreau. A. d. Französ. mit K. Leipzig. Hinrichs.

Leben Bonapartes von C. A. B. Nürnberg.

E. Bornscheins Leben und Thaten des General Bonaparte. Gera.

Geschichte des ersten Consuls Bonaparte, für den Mittelstand. ebend.

Geschichte Bonaparte's von seiner Geburt bis zum Frieden mit England. 2 Bde. m. K. u. Ch. Leipz. Hinrichs.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Stück.

Ueberblick der drey letzten Jahrhunderte aus dem Gesichtspunkt der Biographik. Eine vorbereitende Abhandlung. Vom Herrn Hofrath Remer in Helmstädt. S. 3

I. Gustav der Dritte, König von Schweden. Vom Herrn Prof. Voß in Halle. 47

II. Jakob Böhme. Vom Herrn Prof. Eberhardt in Halle. 107

Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle, seit dem Jahr 1802. Nesemann — Zumsteeg — Bogdanich — Campomanez — v. Zink — Moore — Geddes. 133

Zweytes Stück.

Ueberblick der drey letzten Jahrhunderte aus dem Gesichtspunkte der Biographik. Eine vorbereitende Abhandlung. Vom Herrn Hofrath Remer in Helmstädt. Beschluß. 137

III. Robert Lord Clive, Baron von Plassey. Vom Herrn Prof. M. Sprengel in Halle. 185

IV. Johann Kepler, kaiserlicher Mathematiker. Vom Herrn Prof. Klügel in Halle. 210

V. Howard, der Gefängnißverbesserer. Vom Herrn Past. Wagnitz in Halle. 244

Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle, seit dem Jahr 1802. Golenischtschef-Kutusow — Darwin — Lepechin — Stengel. 263

Drittes Stück.

Ueber die Schwierigkeit militairischer Biographien. 265

VI. Charakteristische Züge und Ereignisse in der Geschichte des kaiserlichen Feldmarschalls Grafen von Secken-

Digitized by Google

dorf. Uebersicht der Hauptmomente aus der Geschichte seines Lebens. S. 276
Charakteristische Züge. Jahre der Erziehung und Vorbereitung zum Berufsleben. 285
VII. Hugo Blair. Von e. Ung. 303
VIII. Anton Possevin, ein Jesuit. Vom Herrn Prof. Eberhard in Halle. 323
Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle, seit dem Jahr 1802. Schlettwein — Schönemann — Dumesnil — Stael v. Holstein — Zehelein — v. Heinitz — Klipfel — v. Feller — Thieme — Oemler — Ernesti — Wichmann — v. Krüdener — v. Burgsdorf — Josepha, Fürstin v. Palm — Engel. 369

Viertes Stück.

IX. Jean-Baptiste Poquelin, genannt Moliere. Vom Herrn Past. Fulda in Schochwitz. 379
X. Bajazeth der Zweyte und Selim der Erste; ein biographisches Fragment. Vom Herrn Prof. Voß in Halle. 445
XI. Franciska von Aubigne', Marquise von Maintenon, Gemahlin von Ludewig dem vierzehnten, König von Frankreich. Von e. Ung. 470
Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle, seit dem Jahr 1802. Luneau de Boisiermain — Turner — Hardy — Duclos — von Wasse — Gardil — Daiser — Bertram. 481
Literarischer Zuwachs an biographischen Werken und einnen Lebensbeschreibungen, seit 1802. 485

Inhalt
des vierten Stücks.

IX. Jean-Baptiste Poquelin, genannt Moliere. Vom Herrn Past. Fulda in Schochwitz. S. 379

X. Bajazeth der Zweyte und Selim der Erste; ein biographisches Fragment. Vom Herrn Prof. Voß in Halle. 445

XI. Franciska von Aubigne', Marquise von Maintenon, Gemahlin von Ludewig dem vierzehnten, König von Frankreich. Von e. Ung. 470

Historischer Anzeiger merkwürdiger Todesfälle, seit dem Jahr 1802. Luneau de Boisiermain — Turner — Hardy — Duclos — von Masse — Gardil — Daiser — Bertram. 481

Literarischer Zuwachs an biographischen Werken und einzelnen Lebensbeschreibungen, seit 1802. 485

Inhalt des ersten Bandes. 489

Digitized by Google

WIS 416/9.5

Digitized by Google